4 725

Sz. 19.
P. 7.
Nr. 19

Lith. u. Druck v. F. M. Strassberger, Leipzig

Mohammed eç Çâdiq,

Bey von Tunis.

Reise
in
den Regentschaften Tunis
und
Tripolis
von
Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Erster Band.

Nebst einem Anhang:
Ueber die neuentdeckten phönicischen Inschriften von Karthago.

Mit Titelkupfer, Plan von Tunis und 59 lithographirten Inschriften.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5166225

Leipzig.
Dyk'sche Buchhandlung.
1870.

BIBLIOTEKA BROMLANA SANGUSZKI

Literat. podróż.
Tunezja
Libia

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

U725

N-4536053 NH-65149/TMK

Seiner Majestät

König Ludwig dem Zweiten

von Bayern,

meinem allergnädigsten Könige,

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom Verfasser.

INSTYTUT GEOGRAFII PAN BIBLIOTEKA

Vorwort.

Das vorliegende Werk kann als eine Fortsetzung meiner „drei Jahre im Nordwesten von Afrika (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 2. Aufl., 1868)“ angesehen werden. Letzteres war dem Westen, dieses ist dem Osten jenes großen Ländercomplexes gewidmet, welchen die Araber el Maghreb, d. h. *ihren* „Occident“, nennen, und der sich von Tripolis bis nach Marokko erstreckt. Die Entwicklung arabischer Cultur auf national berberischem Untergrund ist all' den vier Staaten, welche diesen nordafrikanischen Occident bilden, gemeinsam, aber diese Entwicklung ist weit entfernt davon, überall eine gleiche zu sein. Sie bietet im Gegentheil der Schattirungen und Nüancirungen so viele, daß die Beobachtung und getreue Schilderung dieser Völker nur das Resultat eines längeren Aufenthalts unter ihnen und ausgedehnter, in's Einzelne gehender Reisen in ihren verschiedenen Provinzen und Districten bilden kann. Solche in's Einzelne gehende Reisen zu unternehmen war mir vergönnt und die Beobachtung des Lebens und der Sitten meine vorzugsweise Beschäftigung, dem Satze zu Folge, daß unter den Merkwürdigkeiten aller Länder doch noch der Mensch die beobachtungswürdigste ist. So biete ich denn dem Leser hier in erster Linie die Schilderungen des Volkslebens der Tunisер und Tripolitaner. Möge er sie eben so freundlich aufnehmen, wie früher die der Algierer und Marokkaner.

Wer ein Land bereist, in dem wir fast bei jedem Meilenstein auf die Reste der hohen Cultur großer Völker, wie der Römer und Karthager, stoßen, der kann, wenn anders ihm nicht jeder historische

Sinn abgeht, unmöglich den Wunsch unterdrücken, neben den lebenden auch die längst verschwundenen Bewohner dieses Landes in ihren noch erhaltenen Werken zu studiren. Dieses Studium bildete denn mein anderes Reisemotiv, und den Resultaten, zu welchen es mich führte, sind manche Seiten dieser drei Bände, vorzugsweise des zweiten, den ich den archäologischen Band nennen möchte, gewidmet. In Allem habe ich mich jedoch bemüht, die übertriebene Häufung gelehrter Citate in ermüdenden Noten zu vermeiden und nur auf die nöthigsten Quellen kurz und gleich im Text verwiesen. Aber ein wenig Archäologie blickt denn doch hie und da hervor und wird vielleicht als ein „utile cum dulci" manchem Leser nicht unwillkommen sein.

Im Anhang zum ersten Bande findet der Freund des phönicischen und karthagischen Alterthums, jener wichtigsten Periode nordafrikanischer Geschichte, eine Sammlung von 59 phönicischen Inschriften, von denen nur ein sehr kleiner Theil (einige sieben) bis jetzt, freilich in unvollkommener Form, in Europa bekannt geworden waren. Dieselben stammen aus den neuesten Ausgrabungen von Karthago, welche der Sohn des ersten Ministers von Tunis veranstaltete und dessen Fünde er zu einem Museum vereinigte. Von diesem Museum hatte ich Anfangs 1868 gehört und der Wunsch, die in ihm befindlichen Inschriften zu copiren, bildete den Hauptgrund meiner zweiten Reise nach Tunis. Wie dieser Wunsch durch das ungebildete, an Vandalismus gränzende Betragen des Museumbesitzers vereitelt wurde, wie man mir beim Copiren der ersten Inschrift hemmend in den Arm fiel, als ob ich ein Heiligthum entweiht hätte, habe ich andern Orts ausführlich beschrieben (Sittenbilder aus Tunis und Algerien, Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung, 1869).

Enttäuscht, aber nicht entmuthigt, reiste ich damals von Tunis ab, kehrte jedoch im October desselben Jahres wieder dahin zurück, immer noch auf Erreichung desselben Zieles erpicht. Dieses sollte mir jetzt durch eine dringende Empfehlung, welche ich der Güte des königlich preußischen Ministeriums verdankte, erleichtert werden. Man

ließ mich dießmal copiren und diese Copieen biete ich dem Leser in den lithographirten Tafeln am Anhang des ersten Bandes. Gern hätte ich ihm jedoch mehr geboten, nämlich nicht die Copieen, sondern die Photographieen besagter Inschriften. Solche Vervielfältigungen durch Lichtbilder bieten den unberechenbaren Vortheil, daß sie jedem Zweifel an der wissenschaftlichen Treue des Herausgebers Schweigen auferlegen und ich erkannte diesen Vortheil so gut, daß ich so bald als thunlich beim tunisischen Premierminister um die Erlaubniß einkam, die Inschriften photographiren lassen zu dürfen.

Aber so weit ging die halberzwungene Gefälligkeit des Staatsmannes nicht. Copiren hatte man mich lassen, aber Photographiren! — bei diesem Gedanken fiel dem Ministersohn ein, daß er dieß ja selbst thun lassen und durch die Herausgabe eines archäologischen Werkes berühmt werden könne! Man hütete sich jedoch (mit ächt orientalischer Doppelrednerei) mir sogleich eine abschlägige Antwort zu geben, sondern ließ mich volle sechs Monate auf Bescheid warten. Ich hatte bereits eine neue Rundreise durch die Provinzen Tunisiens gemacht, mich mehrere Monate in Tripolis aufgehalten und noch immer keine Antwort. Schon wollte ich unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren, als sich mir plötzlich durch die Gefälligkeit des englischen Gouverneurs von Malta eine neue Pforte aufthat, welche mich zur Erreichung meines Ziels zu führen schien. Dieser nahm sich meiner Sache energisch an, schrieb an den englischen Consul in Tunis, ihn ersuchend, noch einmal um Erlaubniß zum Photographiren nachzusuchen, und o Freude! — der Consul antwortete, daß der Minister eingewilligt habe. Schnell schickte ich einen in solchen Aufnahmen geübten Photographen von Malta nach Tunis und schon am nächsten Tage bestätigte ein Telegramm von ihm die Worte des englischen Consuls. Aber die Enttäuschung kam nach. Ein zweites Telegramm zerstörte alle meine Hoffnungen und meldete, daß der Ministersohn, beim Anblick des photographischen Apparats auf andere Gedanken gekommen sei und nun definitiv die Erlaubniß verweigere, weil er selbst die Absicht hege, diese Inschriften herauszugeben.

Möge er dieß thun! Die Wissenschaft kann dabei nur gewinnen und vielleicht wird sein Werk nicht nur ihn berühmt, sondern nebenbei auch noch mir Ehre machen, indem es darthut, daß ich kein ungetreuer Copist war. Da aber bei der traditionellen Langsamkeit der Araber in allen Unternehmungen im Allgemeinen und bei ihrer vollkommenen Apathie in wissenschaftlichen im Besondern — die Herausgabe der Inschriften von Seiten des Ministersohns gewiß noch sehr lange auf sich wird warten lassen, so erlaube ich mir einstweilen meine Copieen als ein freilich unvollkommnes, aber doch das einzig unter den Umständen mögliche Surrogat für jene erst spät zu erwartenden Photographieen vorzulegen.

Bei der Interpretation haben mir vielfach die Rathschläge unsres ausgezeichnetsten Kenners des phönicischen Alterthums, Professor Dr. Levy in Breslau, welche derselbe so gütig war, mir brieflich nach Tunis zukommen zu lassen, geleitet und es ist mir deßhalb eine angenehme Pflicht, ihm hier öffentlich meinen Dank auszusprechen.

Schließlich noch ein Wort über die chronologische Folge dieser Reisen. Der erste und dritte, sowie der kleinere Theil des zweiten Bandes sind meinen beiden letzten Reisen in den Jahren 1868 und 1869 gewidmet. Im zweiten dagegen habe ich eine früher, bereits im Jahre 1854 von mir gemachte archäologische Reise in den Provinzen Tunisiens zu Grunde gelegt. Das Werk dürfte dennoch Anspruch darauf machen, als ein Ganzes zu erscheinen, da ich die ältere Reise durchweg nach meinen neueren Erfahrungen umgearbeitet habe.

Was meine Schilderungen der Regentschaft Tripolis im Besondern betrifft, so hat dieses Werk keineswegs die Anmaßung, jenen großen Ländercomplex erschöpfend zu behandeln. Dazu wären noch drei weitere Bände von Nöthen. Zudem sind meine Reisen in dieser Regentschaft noch keineswegs zum Abschluß gelangt. Vielmehr hoffe ich dieselben noch weiter auszudehnen, um meinen bisherigen Erfahrungen neue an die Seite zu stellen, und in einer späteren Epoche dem Leser in der vollständigen Beschreibung auch der Nebenprovinzen

jenes ausgedehnten Landes eine Fortsetzung dieser drei Bände vorlegen zu können. In diesen habe ich mich auf die Hauptstadt, ihre Umgebung und die unmittelbar an Tunisien sich reihenden Provinzen beschränkt.

Dresden, den 10. October 1869.

Der Verfasser.

Ueber die Rechtschreibung arabischer Namen.

Die von mir in meinen früheren Werken befolgte Rechtschreibung (der Aussprache gemäß) habe ich auch hier im Grundsatze beibehalten. Nur bietet sich bei dem tunisischen Dialect die Eigenthümlichkeit, daß manche sich ähnelnde Buchstaben, die im algierischen kaum zu unterscheiden sind, hier scharf in der Verschiedenheit ihrer Betonung hervortreten. Die Sprache nähert sich in dieser Beziehung mehr dem Arabisch des Qorân. Zudem sprechen auch die gebildeteren Araber Tunisiens viele Wörter nicht in dialectischer Verderbtheit, wie das Volk, sondern nach den Regeln der Schriftsprache aus, z. B. sagen sie Sfayyḍy, nicht Sidi, wie das Volk, Ḥauma, nicht Ḥuma, Qayruân, nicht Kiruan, u. s. w.

Ich sah mich deßhalb veranlaßt, mich in diesem Werke mehr der Schreibweise des literalen Arabisch zu nähern, ja dieselbe größtentheils ganz anzunehmen und die dialectische Aussprache, wenn sie von der richtigen Schreibart abweicht, in Klammern nebenbei zu geben.

Vor allen Dingen schien es mir wünschenswerth, alle arabischen Wörter auf solche Weise durch deutsche Buchstaben wiederzugeben, daß man gleich erkennen könne, für welche arabischen diese Buchstaben stehen. Zu diesem Zwecke schien mir keine Methode für ein mehr populäres Werk geeigneter, als die von Sprenger in der Einleitung zu seinem „Mohammed, der Prophet" (Bd. I, S. 1—5) aufgestellte. Dieses System bietet den Vortheil, die vielen Punkte unter den Buchstaben möglichst zu vermeiden, wodurch andere Methoden dem Druck so viele Schwierigkeiten bereiten.

Dennoch glaubte ich in Bezug auf einige wenige Buch-

ſtaben von der Sprenger'ſchen Methode abweichen zu können, und zwar in Bezug auf ſolche, welche letztere durch fremdländiſche Lautwerthe, die im Deutſchen ein andres Aequivalent haben, wiedergiebt. Wenn z. B. ز als z wiedergegeben wird, ſo iſt das der engliſche Lautwerth; der deutſche dafür iſt jedoch ein einfaches ſ. Der Buchſtabe heißt Sayn, nicht Zayn. Andrerſeits iſt das deutſche ſ zu ſchwach für das arabiſche س; letzteres findet ſein Aequivalent im Deutſchen nur in unſerem ſſ. Um nicht zwei k, ein punktirtes und unpunktirtes, zu haben und ك und ق auch durch die Form ſchärfer zu unterſcheiden, als dieß durch Punkte geſchieht, ſchrieb ich erſteres k, letzteres, wie Wüſtenfeld und andere Orientaliſten, q. Nur in zwei Buchſtaben war es mir unmöglich, den Punkt zu vermeiden, d. h. im ط und im ح, ṭ und ḥ.

Mein Alphabet iſt alſo folgendes:

ا mit Fatha a,
ا mit Kesra i,
ا mit Dhamma o,
} alle drei, wenn am Anfang der Wörter.
ا mit Prolongation â.

ب b.

ت t.

ث th, wie das engliſche th in the.

ج dſch.

ح ḥ, ein ſtarkaſpirirtes h.

خ ch, wie in „machen".

د d.

ذ ds, in Tunis wie das engliſche th, nur ſchwächer.

ر r.

ز ſ, wie in Weſen.

س ſſ, wie in Waſſer.

ش sch.

ص ç, wie im französischen Maçon.

ض dh, wie das englische th in their.

ط ṭ, wie t in Todt.

ظ ts, in Tunis auch ähnlich wie das englische th, nur stärker.

ع ', ein leichter Guttural, im Deutschen ohne Aequivalent.

غ rh oder gh. In Tunis Rhayn, in Tripolis Ghayn.

ف f.

ق q, in der Stadt wie ein hinten am Gaumen ausgestoßenes k, auf dem Lande wie g in Gut.

ک k.

ل l.

م m.

ن n.

ھ h.

و w, in Diphthongen u, mit vorhergehendem Dhamma û.

ي y, mit folgendem Kesra yi, mit vorhergehendem Kesra y.

Vocale.

.ـَ. a.

.ـِ. i.

.ـُ. o.

Diphthonge.

يـ.ـَ. in der Mitte der Wörter ay.

ى.ـَ. am Schluß der Wörter à.

وْ.ـَ. au.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel. Tunis, die Stadt. Erſter Anblick von Tunis. — Goletta. — Zollplackereien. — Kläglicher Zuſtand des Hafens und der Flotte. — Fahrſtraße von Goletta nach Tunis. — Ankunft im fränkiſchen Viertel. — Ausdehnung der Stadt. — Wanderung um die Stadtthore. — Die Qaçba, eine moderne Ruine. — Die Vorſtadt Bâb-ess-Sſuyqa. — Der heilige Waſſerträger. — Europäiſcher Stadttheil. — Judenviertel. — Das Irrenhaus. — Die Sſuq's oder Baſare. — Hauptmoſchee. — Der Baſar der Roſenölhändler. — Die Gräber der Bey's. — Paläſte. — Bäder. — Gefängniß. — Kaſernen 1

Zweites Capitel. Allgemeiner Ueberblick über die verſchiedenen Schichten der Bevölkerung. Die Europäer in Tunis. — Ihre ausnahmsweiſe günſtige Stellung. — Einfluß des Orients auf ihre Moralität. — Conſuln und ihre Nachäffer. — Der Conſul der Republik San Marino. — Skandalſucht der Tuniſer Franken. — Unehrlichkeit einzelner Beamten. — Die Juden in Tunis. — Die tiefe Stufe, welche ſie einnehmen. — Verſuche, ihr Schickſal zu beſſern. — Reichthum einzelner Juden. — Unehrlichkeit. — Schmutz des jüdiſchen Viertels. — Die Moslims von Tunis. — Ihr Verhalten gegenüber Andersgläubigen. — Aberglauben. — Wunderliche Heilige. — Religiöſe Perſönlichkeiten. — Vielweiberei. — Ihre beſchränkte Anwendung. — Der eigentliche Bürgerſtand. — Seine Tugenden und Fehler. — Tracht der Männer und Frauen. — Die Mamluken. — Die Kuluglу's. — Die Suawua. — Die Dſchebâliya. — Die Dſcherâba und andere Ketzer. — Seltſame Gebräuche beim Gottesdienſt 50

Drittes Capitel. Regierung und Regierte. Trauriger Zuſtand der Regentſchaft in der Gegenwart. — Entſtehung

Seite

der Macht der Bey's von Tunis. — Die drei Herrscher-Paläste. — Regierung Ahmed Bey's. — Mohammed Bey. — Der gegenwärtige Regent. — Trauriger Zustand der Finanzen. — Die tunisische Frage hauptsächlich eine Finanzfrage. — Die verschiedenen Anleihen. — Der Conflict mit dem französischen Consul. — Die Teskere's und ihre Entwerthung. — Factischer Bankrott. — Einkünfte des Landes. — Fehlerhafter Modus der Steuereintreibung. — Versuche zur Convertirung der Schulden. — Die Regierung und die europäischen Finanzschwindler. — Die übrigen Ministerien. — Die sogenannte Constitution und ihr Schicksal. — Der öffentliche Unterricht. — Das Heer. — Die militärische Erziehung 110

Viertes Capitel. Eine Audienz beim Bey von Tunis. Ehrenvolle Stellung der Consuln in Tunis. — Fahrt nach dem Bardo. — Der Palast. — Oeffentliche Gerichtssitzung. — Empfang im Innern des Palastes. — Seltsames Vorzimmer. — Antichambriren. — Der Saal der Spiegel. — Die Person des Fürsten. — Nothwendigkeit und Wichtigkeit der officiellen Dolmetscher. — Der erste Minister. — Der erste Dragoman. — Beendigung der Audienz. — Der Thronsaal 149

Fünftes Capitel. Besuche bei tunisischen Großen. Allmacht des ersten Ministers. — Seine Abkunft und Jugend. — Sein Reichthum und vornehme Wahlverwandtschaft. — Mein Anliegen beim Minister. — Das Museum seines Sohnes. — Antichambriren. — Das Personal des Ministeriums. — Thürsteherdienste selbst der höchsten Beamten. — Audienz beim Minister. — Moralität moslimischer Beamten. — Der Aufbruch des Ministeriums. — Der Sohn und die Gemahlin des ersten Ministers. — Der Candidat mehrerer Akademien. — Besuch beim General Chayr-ed-Dyn. — Der civilisirteste Moslim in Tunis. — Seine Reformpläne. — Unmöglichkeit ihrer Durchführung. — Chayr-ed-Dyn's freiwilliger Rücktritt. — Sein Werk über die Civilisationsfähigkeit des Orients. — Eindruck seiner Persönlichkeit 166

Sechstes Capitel. Der Mittelstand in Tunis. Verhältnißmäßige Unzugänglichkeit des Mittelstandes für die Euro-

Seite

päer. — Eigenthümliche Begriffe über Wohlhabenheit. — Die mauriſchen Kaufleute. — Die Notare. — Die Schulmeiſter. — Müßiges Leben der Bürger. — Sſy Çâlah und ſein Oheim. — Die junge und die alte Geſellſchaft. — Die Schrecken der väterlichen Gewalt. — Einladung zum Mittageſſen. — Inneres eines tuniſiſchen Bürgerhauſes. — Der Oheim als Störenfried. — Luxus und Unbequemlichkeit des arabiſchen Lebens 200

Siebentes Capitel. Das Volksleben im Ramadhân in Tunis. Das eigentliche Volk. — Charakteriſtiſche Erſcheinung desſelben am Ramadhân. — Leiden des Tages und Freuden der Nacht. — Das Hanut und ſeine wichtige Rolle. — Beſuche in meinem Hanut. — Nächtliche Vergnügungen. — Karagus. — Vorurtheile der Europäer gegen denſelben. — Die Tänzerknaben im Ramadhân. — Ihre Kunſt, Geld zu erpreſſen. — Die Madâma. — Das jugendliche wilde Heer. — Das Geſpenſt in der Schaubude. — Der Störer der Geiſter. — Die Kaffeehäuſer in den Ramadhânnächten. — Die arabiſche Muſik. — Die jüdiſchen Muſikanten. — Arabiſche Lieder. — Zeitvertreib im Ramadhân bei Tage. — Das Beſchauen des Hofaufzuges. — Der Staatswagen des Bey. — Der Leibkutſcher und ſeine Popularität. — Die Begrüßung des Fürſten. — Die Pagen. — Beſchenkung derſelben. — Rückkehr des Hofes nach dem Bardo . 218

Achtes Capitel. Karthago und ſeine Ueberreſte. Unbedeutendheit der Ruinen von Karthago. — Mein erſter Ausflug zu denſelben. — Geſellſchaft. — Erſter Anblick des Trümmerfeldes. — Das unterirdiſche puniſche Karthago. — Das Dorf Duar-eſch-Schatt. — Der Circus. — El Mo'âlqa und ſeine Waſſerbehälter. — Der Ludwigshügel und ſeine Kapelle. — Der vermeintliche Tempel des Aesculap. — Herr Beulé und ſeine Nachgrabungen. — Der Tempel der Thanith. — Die Treppe nach dem Meere zu. — Ruinen von Hafen- und Handelsbauten. — Die Waſſerbehälter des Teufels. — Der Tempel des Saturn. — Die Häfen von Karthago. — Die verſchiedenen Pläne der alten Stadt. — Vandalismus moderner Nachgräber. — Ausflug nach dem Weſtende der karthagiſchen Halbinſel. — Salinen von

Seite

Çoqra. — Dschebel Ghâwy. — Cap Qâmart. — Sfayydy Bu Sfa'yd. — Rückkehr über das Seethor des alten Karthago 269

Neuntes Capitel. Bû Schâtir (Utica) und Biserta (Hippo Zaritus). Moderne Beförderungsmittel und Verkehrserleichterung. — Mein Reisegefährte, der Oberst. — Fahrt bis zum Medscherda. — Schlammigkeit dieses Flusses. — Terrainveränderungen seit dem Alterthum. — Bû Schâtir und Bedeutung des Wortes. — Die Häfen von Utica. — Der Kanal. — Die warme Quelle. — Die Schildkröten. — Amphitheater. — Wasserbehälter. — Hunger der Schildkröten. — Der See von Porto Farina. — Rhâr el Melha. — Das „Haus des Bey". — Fahrt nach Biserta. — Römische Ruinen. — Columbarien. — Der See von Biserta. — Feierlicher Empfang in Biserta. — Fest der Spahis zu Ehren meines Reisebegleiters 316

Anhang. Ueber die neuentdeckten phönicischen Inschriften von Karthago 345

§. 1. Die Dankinschriften in el Manuba 348

§. 2. Grabinschrift 384

§. 3. Dankinschriften aus dem Museum zu Karthago . . 385

§. 4. Dankinschriften aus la Goletta 390

§. 5. Inschriften mit bekannten Namen 396

§. 6. Verzeichniß der in diesen Inschriften vorkommenden neuen phönicischen Eigennamen und Wörter . . . 398

Erstes Capitel.

Tunis, die Stadt.

Erster Anblick von Tunis. — Goletta. — Zollplackereien. — Kläglicher Zustand des Hafens und der Flotte. — Fahrstraße von Goletta nach Tunis. — Ankunft im fränkischen Viertel. — Ausdehnung der Stadt. — Wanderung um die Stadtthore. — Die Qaçba, eine moderne Ruine. — Die Vorstadt Bâb-es-Sŝuyqa. — Der heilige Wasserträger. — Europäischer Stadttheil. — Judenviertel. — Das Irrenhaus. — Die Sŝuq's oder Basare. — Hauptmoschee. — Der Basar der Rosenölhändler. — Die Gräber der Bey's. — Paläste. — Bäder. — Gefängniß. — Kasernen.

Tunis-el-chadhrâ, d. h. die „grüne" Stadt (wenn anders dieser Name nicht el-Châdra, d h. „die Wohlbewachte", ursprünglich geschrieben wurde), sollte eigentlich eher „die weiße" oder vielmehr die „weißlich graue" Stadt heißen, denn von grünendem Laub oder Gräsern erblickt der ihr nahende Reisende nicht das Geringste, wohl aber entdeckt er schon bei seiner Ankunft in dem schönen großen Golf, einst von Karthago, jetzt von Tunis, eine etwa anderthalb Meilen vom Meer entfernte weißliche, staubbedeckte Masse niederer, würfelförmiger Bauten, über deren flache Terrassen einige Hundert Kuppeln und Minarets von Moscheen, Kapellen, Qobba's, Heiligengräbern und Sâwiya's (Qoránschulen) emporragen. Diese in der Ferne auf niederen Hügeln lauernde Masse ist die Hauptstadt der Regentschaft, welche vom Meer und Golf durch einen sumpfigen See, el Bâḥira genannt, getrennt wird. Als ich im Jahre 1852 dieses Land zum erstenmal betrat, gab es noch keinen andern Weg vom Landungsplatz nach der Stadt, als durch diese Bâḥira, welche man in höchst unbequemen flachen Booten stundenlang durchschiffen mußte, ehe man in der

„grünen" Stadt anlangte. Jetzt ist das anders geworden. Eine fahrbare Straße führt jetzt um den See herum und der Reisende vermag nun wenigstens die Zeit seiner Fahrt vom Hafen nach der Stadt zu bemessen, welche früher lediglich von dem launischen Wind und von dem noch launenhafteren guten Willen der Schiffsleute abhing.

Der Landungsplatz heißt die Goletta oder in französischer Form „la Goulette", unter welcher Benennung er uns Europäern fast allein bekannt ist, während seine arabische „Halq el Uëd" nur bei den Einheimischen im Gebrauch zu sein pflegt. Halq el Uëd bedeutet „Mündung des Flusses", soll aber so viel als „Mündung des See's" bedeuten, denn an der schmalen Meerenge, welche die Bâhira mit dem Golf verbindet, liegt das kleine Hafenstädtchen, welches diesen Namen führt. Dieses Städtchen macht keinen unfreundlichen Eindruck. Zu seinen beiden Seiten erheben sich Lustschlösser des Bey, und rings herum auf den Anhöhen des Ruinenfeldes von Karthago die der tunisischen Großen, welche im Sommer, wenn der Fürst seinen feisten Körper in den Wellen des Meeres abzukühlen pflegt, ihren Landaufenthalt in seiner Nähe erwählen. Das Städtchen ist zum größten Theil europäisch gebaut, nicht etwa in einem schönen Styl, sondern in einem solchen, wie man ihn in italienischen Hafenorten findet. Seine Bewohner bestehen aus zweierlei Elementen, welche beide berufen scheinen, dem ankommenden Fremden den Eintritt in die Regentschaft recht unangenehm zu machen und ihm allerlei kleine Leiden zu bereiten, welche aber durch ihre Anzahl beinahe zu einem großen werden.

Das eine Element bilden die einheimischen Polizei- und Zollbeamten, officielle Cerberi vom alten Schrot und Korn, welche ihre Aufgabe, den Fremden zu vexiren, mit einer Gewissenstreue erfüllen, die eines edleren Zweckes würdig wäre. Die Polizei ist freilich jetzt beinahe ganz in den Hintergrund getreten, der

Reisende wird selten mehr nach einem Paß gefragt, und wenn es ja vorkommen sollte, so kann er sich durch flüchtiges Vorzeigen irgend eines gedruckten Zettels, und sei es auch ein alter Theaterzettel, wie es ein Franzose meiner Bekanntschaft machte, genügend legitimiren. Im Jahre 1852 war das noch anders. Damals studirten die arabischen Polizisten eine halbe Stunde lang an meinem deutschen Paß, und als sie schließlich mit sich einig geworden waren, daß sie ihn nicht lesen konnten, wollten sie ihn nach Tunis schicken, mich aber so lange, bis er legitimirt zurückkam, Gott weiß in welchem unterseeischen Kerker zurückbehalten, worauf ich Zeter schrie, was wenig half, und dann die Polizisten bestach, was so viel fruchtete, daß ihnen auf einmal ein Verständniß der deutschen Sprache aufging und sie behaupteten, sich überzeugt zu haben, daß sowohl ich, wie der Paß durchaus nicht polizeiwidrig seien.

Aber hat sich auch die Polizei humanisirt, so ist dieses jedoch mit den Zollbeamten noch keineswegs der Fall. Diese trefflichen Leute verstehen sich so gut auf Waarenkenntniß, daß sie im Stande sind, schmutzige Leibwäsche für einen steuerbaren Artikel anzusehen, dagegen eine ganze Kiste voll neuer Genfer Uhren als „gebrauchte Toilettensachen" frei durchgehen zu lassen. Auch bei dieser meiner letzten Landung in der Goletta fürchtete ich, der Spüreifer dieser Waarenkenner würde meinen Effekten übel mitspielen, und führte mir meine früheren Landungen und Abfahrten voll Schrecken in's Gedächtniß. Ich sage Abfahrten, denn in Tunis ist man nicht zufrieden, den Koffer des Ankommenden bis auf den Grund zu durchwühlen, auch der Abreisende muß sich dieser Operation unterwerfen, da eine Steuer auf die Ausfuhr besteht, deren Gegenstände hier freilich nur Rohartikel und zwar solche sind, die gewiß kein Europäer daran denkt, in seinen Koffer aufzunehmen, wie Datteln, Olivenöl u. s. w. Aber die tunisischen Zollbeamten sind Buchstabendiener, es ist ihnen einmal be-

fohlen, das Gepäck aller Abreisenden zu durchsuchen, und so forschen sie selbst in einer Hutschachtel nach Datteln und Olivenöl.

Dießmal sollte ich jedoch durch einen glücklichen Zufall der officiellen Bornirtheit dieser unberufenen Nationalökonomen entgehen. Dieser Zufall bestand darin, daß ich auf dem Dampfschiff die Bekanntschaft eines diplomatischen Agenten des Bey, welcher von London kam, wo er versuchen sollte, eine Anleihe zu veranstalten, gemacht hatte, und dieser gefällige Mann nahm mich bei dem Verlassen des Schiffes mit in das ihn abholende Regierungsboot, welches von zwölf ausgehungerten Matrosen gerudert wurde. Diese armen Teufel, welche das Brod des Staats essen, oder vielmehr, da dieses Brod nur auf dem Papier vorhanden ist, nicht essen, in Wirklichkeit aber von Almosen oder vom Stricken von Nachtmützen leben, ruderten uns mit einer für ihre ausgehungerten Körper höchst anerkennungswerthen Gelenkigkeit pfeilschnell über den glatten Golf dahin und setzten uns dann steuerlos und polizeifrei bei der sogenannten Admiralität an's Land. Mein Begleiter betrat letzteres Gebäude, um den großen Seehelden zu begrüßen, und bat mich, bis zu seiner Rückkehr die Merkwürdigkeiten der Goletta zu besehen.

Damit war ich bald fertig, denn außer der Marine ist in der Goletta durchaus nichts zu sehen, und auch diese konnte im Augenblick nur ein einziges Schiff, eine abgetakelte Fregatte, aufweisen. Alle übrigen Schiffe der Regierung befanden sich provisorisch außer Staatsdienst; der erste Minister ist nämlich bei der herrschenden Finanznoth auf den glücklichen Gedanken gerathen, sämmtliche Dampfboote des Staats an eine Handelsgesellschaft zu vermiethen. Auf diese Weise erspart er den Gehalt für die europäischen Seeoffiziere und die englischen Maschinisten, denn diese konnte man unmöglich mit derselben Münze, das heißt mit dem großen Nihil, ab-

speisen, womit sich die Moslims begnügen müssen, und nimmt außerdem noch etwas ein, lauter reiner Gewinn, denn die Abwesenheit der Staatsdampfer empfindet doch Niemand, da ihre Nützlichkeit rein negativer Natur war.

Da ich mit der Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Goletta so bald fertig war, so blieb mir noch viel Zeit übrig, deren Einwohner zu beobachten. Diese bestehen, wie schon oben gesagt, aus zwei Elementen, deren eines meine Leser nun schon kennen. Das andere bilden die hier ansässigen Europäer, ein ganz namenloses Lumpengesindel, aus aller Herren Länder zusammengewürfelt, oder vielmehr, wie ich fürchte, aus aller Landesherren Galeeren entsprungen. Ein großer Theil dieser Leute lebt vom Ab- und Aufladen, sowie vom Stehlen der hier ein- und ausgeschifften Waaren, besorgt nebenbei Schifferdienste für die an's Land zu setzenden Passagiere, trägt ihre Koffer an die Wagen, in die Schiffe, in's Zollhaus u. s. w. Da sie meist aus Italien stammen, so haben sie von dorther schon die volle Unverschämtheit und Anspruchsfülle der Fachini und Schiffer ihrer Heimath mitgebracht und dieselbe hier auf einem sehr günstigen Boden zu einem anderswo unbekannten Höhepunkt gedeihen lassen. Bei meinen früheren Landungen war ich der ganzen Raubsucht und Unverschämtheit dieser Menschen ausgesetzt gewesen, die wie eine Bande hungriger Wölfe über den Fremden und sein Gepäck herfahren und sich dessen bemächtigen. Alles Abwehren hilft nichts, denn während der Reisende im Begriff ist, einem Unberufenen ein Gepäckstück zu entreißen, sind sechs andere bereits mit seinen übrigen Effekten davongelaufen und haben sie an irgend einen Wagen getragen, dessen Kutscher mit ihnen unter einer Decke steckt und für die Fahrt nach Tunis nur das Vierfache von dem verlangt, was dieselbe eigentlich zu kosten pflegt. Läßt der Kutscher nicht mit sich handeln und will der Reisende sein Gepäck aus dem Wagen

wieder herausnehmen lassen, so findet er, selbst für theures Geld, keinen Lastträger, welcher diesen Treubruch am Interesse des Kutschers begehen wollte. Gewöhnlich verliert dann der Fremde die Geduld, schimpft in seiner Muttersprache oder, wenn er kann, in schlechtem Italienisch oder gebrochenem Arabisch, was die Lastträger, Schiffer und Spitzbuben höchlich belustigt, oder er droht auch wohl mit dem Consul, was alle noch mehr erheitert, da sie wissen, daß die Consuln in Tunis und nicht hier sind, resignirt sich aber endlich doch, kommt mit dem Kutscher überein, daß dieser statt des vierfachen Preises nur etwa den dreifachen bekommen soll, steigt dann in den Wagen und hofft, nach Tunis abfahren zu können. Aber darin irrt er sich. Noch steht ihm eine schreckliche Scene bevor, nämlich das Herumzanken mit den Schiffern, Lastträgern u. s. w. Einige zwölf Kerle umstehen den Wagen und fordern eine ganz fabelhafte Summe, denn da sie den Reisenden bei seiner Ankunft überrumpelt hatten, so konnte dieser keinen Accord über den Preis mit ihnen machen, wie das in Italien mit jedem Gepäckträger üblich ist. Natürlich kann kein Reisender, und hieße er auch Krösus, auf ihre Forderungen eingehen, deren Maaßstab ein solcher ist, daß, wären die übrigen Reiseausgaben damit im Einklang, in Zukunft nur noch ein Millionär reisen könnte; selbst der reichste Tourist will aber nicht gern offen und unverschämt betrogen werden, und so entspinnt sich denn jedesmal ein Zank, der nie enden zu wollen scheint. Es hilft nichts, wenn der Fremde, nachdem er genug gegeben zu haben glaubt, dem Kutscher befiehlt, abzufahren. Dieser fährt erst dann ab, wenn es ihm die Lastträger erlauben. So haben denn letztere alle Zeit, nach der ersten Zahlung noch eine zweite und nach dieser noch eine dritte zu verlangen, und dann, nachdem man die ganze Menge en bloc bezahlt hat, treten auf einmal noch die individuellen Ansprüche hervor; der Träger des Nachtsacks, der

Hutschachtel, des Regenschirms ist vergessen worden u. s. w. Endlich geht der Fremde mit galliger Laune und geschundenem Geldbeutel aus den Händen dieser europäischen Banditenschaar, welche schlimmer ist, als die ärgsten arabischen Straßendiebe oder Landräuber, hervor und rollt nach der „grünen" Stadt, wo ihn bei seiner Ankunft ganz ähnliche Freuden erwarten.

Dießmal sollten mir jedoch, Dank der Vorsorge meines neuen Bekannten, alle diese schon so oft durchgemachten Plackereien und Kämpfe erspart bleiben, denn er ließ mein Gepäck von den armen arabischen Marineleuten auf den Wagen laden, welchen er für mich gemiethet hatte, und dessen Preis für dieses Mal nur der gewöhnliche war, d. h. etwa ein Drittel weniger, als ich die früheren Male, da ich das Opfer der europäischen Rotte geworden, bezahlt hatte.

Die Fahrstraße von Goletta nach Tunis führt immer der Bâhira, dem sumpfartigen See, entlang, aus dessen Untiefen Schaaren rosenrother Flamingo's hervorragten, ihre graciösen Hälse in seltsamen Krümmungen windend. Die Landschaft sah zwar öde und trostlos aus, ist aber gleichwohl eine sehr fruchtbare, in welcher eben der urväterliche arabische Pflug beschäftigt war, die Felder der Wintersaat zugänglich zu machen. Dies war das erstemal nach dreijähriger trostloser Trockenheit, daß hier wieder gesät wurde. Ein reichlicher Regen hatte vor Wochen die verhärtete Erdscholle gelockert, und so wurde es selbst dem schlechtesten Ackerwerkzeuge nicht schwer, sie emporzuheben. Alle diese Felder sind Eigenthum des Staates, und wurden früher so gut wie gar nicht bebaut, aber in diesem Jahr scheint der erste Minister das Bedürfniß nach einer reichlichen Aerndte einzusehen, welche Lebensbedingung des Landes ist, und hat das Land deshalb unter vortheilhaften Bedingungen für die Bauern an diese verpachtet.

Mitten in diesem Felde, etwa halbwegs zwischen der Goletta und Tunis, liegt ein kleines elendes Kaffeehaus, Qâwat' el 'Awayna genannt. Dieses Kaffeehaus befindet sich auf einem der berühmtesten Schlachtfelder von Afrika, denn hier war es, wo der deutsche Kaiser Karl V. im J. 1535 die Truppen des Corsarenhäuptlings Chayr-ed-dyn Barbarossa besiegte, ein Sieg, welcher ihm die Thore von Tunis öffnete. Von hier aus erblickte der Kaiser die christliche Fahne auf den Mauern der Qaçba wehen, welche die ihr Joch abschüttelnden Christensklaven aufgepflanzt hatten, und die ihm ankündigte, daß seinem Einzug in die Stadt kein Hinderniß im Wege stand.

Demselben Weg folgend, welchen damals die siegreiche kaiserliche Armee zurückgelegt hatte, langten wir bald an den Stadtmauern von Tunis an. Auf dieser Seite wie überall vor den Thoren der Stadt streckt sich ein endloser Friedhof hin, ein öder ungeschmückter, verwahrloster Friedhof, ohne Mauern oder Geländer, von dem es schwer ist zu sagen, wo sein Anfang und wo sein Ende. Das Einzige, was man auf diesem Gottesacker erblickt, welcher mehr einem antiken Ruinenfelde, als einem noch in Gebrauch stehenden Friedhof gleicht, ist hie und da eine halbverfallene Qobba (Grabkapelle), ein verwahrloster Denkstein, eine halbzerschlagene Inschriftstafel. Kein grüner Halm, keine Blume ziert diese Gräber, und selbst die schwermüthige Cypresse, welche in der Türkei über keiner Begräbnißstätte fehlt, sucht man hier umsonst. Die große Zahl solcher die Stadt umringenden Leichenstätten und der gänzliche Mangel an Landhäusern, Villen, Lustorten, Gärten und Spaziergängen, welche sonst den Umkreis mancher moslimischer Städte verschönern, verleiht der Umgebung der „grünen" Stadt ein höchst trostloses wüstenartiges Aussehen.

In diese so unpassend benannte Stadt hielten wir unsern

Einzug durch ein Thor, welches seinen Namen von derselben Farbenbezeichnung herleitet, wie jene hyperbolische Benennung, nämlich durch das Bâb el Chadhrâ, d. h. das „Thor der Grüne" oder vielleicht auch „Thor der grünen (d. h. Stadt)", denn bei beiden Bedeutungen wäre das Arabische dasselbe. Jedoch ähnlich wie der Beiname von Tunis von den Einen el chadhrâ (die grüne), von den Andern el Châdra (die Wohlbewachte) geschrieben wird, so findet auch in Bezug auf dieses Thor eine zweifache Schreibweise und zweifache Bedeutung ihre Anwendung, obgleich Châdra mit Dal die ältere ist. Nun nahmen uns die endlosen Vorstädte von Tunis mit ihren ungepflasterten, ungeebneten, ungepflegten, unbeleuchteten und in jeder Beziehung verwahrlosten Straßen auf, in denen, da es geregnet hatte, der alluviale Boden, auf dem die Stadt erbaut ist, sich wieder zu Schlamm erweicht hatte, und einem noch des Eintrocknens harrenden Sumpfe glich, denn Koth wäre hier ein zu gelindes Wort und die oft schuhhohen Anhäufungen aufgeweichten Erdreichs, durch welche der uns tragende Wagen sich seinen Weg mühsam bahnte, stellten in der That das unsichere Bett eines schwammigen Morastes dar. Zwischen zwei langen Reihen würfelförmiger Luftziegelbauten hindurchfahrend, erreichten wir endlich ein anderes Thor, durch welches wir in die innere Stadt gelangten, denn, ähnlich wie die meisten aus dem Mittelalter stammenden Städte, so besitzt auch Tunis einen doppelten Mauerkreis, einen innern, welcher die eigentliche Stadt oder die Altstadt, und einen äußern, welcher das Ganze, Stadt und Vorstädte, einschließt. Dieses Thor, „Bâb el bahr", d. h. „Thor des Meeres", genannt, öffnet sich auf einen kleinen, viereckigen, mit Arcaden umgebenen Platz, welcher den Mittelpunkt des europäischen Verkehrs in Tunis bildet, und von welchem aus enge, winklige Gäßchen in die verschiedenen Theile des Frankenviertels führen. Einem dieser Gäßchen folgend, gelangte ich bald zu dem einzigen Gasthof,

welchen Tunis zur Zeit besaß und dessen mir schon bekannter Wirth, Herr Bertrand, mir ein recht leidliches Unterkommen verschaffte. So hat die „grüne" Stadt zu jeder der verschiedenen Epochen, in welcher ich sie besuchte, eigentlich immer nur einen einzigen Gasthof besessen. Im J. 1852 war es das Hôtel Alexis, von dem aus ich meine Rundreise durch die tunisischen Provinzen antrat, welches in seiner Glorie allein dastand. Im vorigen Jahr machten sich zwar zwei Gasthöfe meine Person streitig, aber in diesem sollte ich den einen derselben, den, welchen ich verschmäht hatte, schon wieder eingegangen finden, während der andere, welcher den pomphaften Titel „Hôtel de Paris" führte, in seinem Ruhm allein dastand. Das Unterkommen in diesem Gasthof ließ, mit Ausnahme einer zureichenden Bedienung, und von dem Luxus europäischer Hôtels natürlich ganz abgesehen, doch für die wirklichen Bedürfnisse des Reisenden wenig zu wünschen übrig. Die Zimmer zeigten sich reinlich, die französische Küche gut und schmackhaft, der Wirth und die Wirthin äußerst gefällig und die Preise verkündeten noch nicht die vornehmen Prätentionen moderner Gastwirthe, welche sie leider im eigentlichen Orient, in Kairo, Damascus, Constantinopel, überall im höchsten Grade verrathen, in welchen Orten die Preise auf einer Höhe angekommen sind, daß man jetzt in Paris im luxuriösesten Hôtel zwei Tage lang von derselben Summe besser lebt, als in jenen Städten einen einzigen.

Am nächsten Tage begann ich meine Wanderungen durch die große Stadt, oder vielleicht richtiger gesagt, durch die verschiedenen kleinen Städte, welche in ihrer Gesammtheit den Namen Tunis repräsentiren. Ehe ich mich mit den Einzelheiten beschäftigen wollte, war es mein Streben, mir den Plan des Ganzen zu vergegenwärtigen, die Erinnerungen meiner früheren Reisen aufzufrischen und eine richtige Orientirung zu gewinnen. In einem europäischen Lande würde

das Besteigen eines der höchsten Thürme der Stadt uns am Leichtesten eine solche Orientirung gewährt haben, da aber in Tunis alle Thürme unnahbare Heiligthümer, nämlich die mit den Moscheen engverbundenen Minarets sind, so mußte ich natürlich auf eine solche Erleichterung des Ueberblicks verzichten. Als ein freilich unzureichendes Ersatzmittel hierfür erwählte ich die Rundschau von den am Höchsten gelegenen Stadttheilen, von welchen jedoch kein einziger mir einen allgemeinen Ueberblick, sondern immer nur Bruchstücke eines solchen zu gewähren vermochte. Aber diese Bruchstücke ließen sich denn doch am Ende zu einem Ganzen vereinen, bei dessen Veranschaulichung mir ein von einem polnischen Ingenieur verfaßter, übrigens der einzige vorhandene gedruckte Plan von Tunis von wesentlicher Hülfe war. Dieser Plan besaß freilich einige Mängel. So verrannte ich mich einmal vollkommen in labyrinthische Wirrsale von hundertwinkligen Gäßchen und täuschungsvollen Sackgassen, weil ich diesem Plan als ariadnischem Faden vertraut hatte. Aber abgesehen von Einzelheiten vermochte doch der Plan über das Ganze einen richtigen Ueberblick zu verschaffen.

Um auch dem Leser einen solchen Ueberblick zu erleichtern, scheint mir das Angezeigteste, erst dem Umriß der äußern Stadt, wie derselbe durch Mauerumkreis und Thore scharf gezeichnet ist, unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden, dann die Vorstädte von diesem aus zu betreten, hierauf die Ummauerung der inneren Stadt, und schließlich unsere Schritte diesem eigentlichen Kern und wichtigsten Theil von Tunis zuzuwenden.

Die äußere Stadt dehnt sich im Süden in einer langen gestreckten Spitze beinahe bis an den See hin, in dessen Nähe das Thor „Bâb 'Alywa" einen Ausgang nach der Landstraße von Hammâm el Anf und der auf einem Hügel gelegenen Grabkapelle eines der verehrtesten Heiligen von Tunis,

Sfayydy Ben el Hassan (sprich Sidi Bel Hassan) gewährt. Treten wir vor dieses Thor, so überrascht uns wieder der Anblick eines unendlichen Friedhofs, eines wahren Chaos von Gräbern und Qobba's, von denen viele wirkliche Ruinen sind, andere wie Ruinen aussehen, ein riesiges Trümmerfeld voll Trostlosigkeit und Verödung. Dieser Friedhof erstreckt sich bis an das nächste Stadtthor, „Bâb el Fellah", in dessen Nähe eine große mittelalterliche Cisterne in ihren theils noch brauchbaren Trümmern die Vorsorge der früheren Herrscher von Tunis für die Wasserversorgung ihrer Hauptstadt beredt verkündet. Von hier beschreibt die Stadtmauer eine scharfe Krümmung nach Westen, bis sie beinahe in der westlichsten Ecke der Stadt bei einem dritten Thore, dem „Bâb el Qorschâny" anlangt. Schon nach Norden gewendet, finden wir bald darauf ein viertes Thor, „Bâb Sfayydy Qâçim", vor welchem der nördliche Friedhof von Tunis seinen Anfang nimmt, ein neues Trümmerfeld voll von Inschriftssteinen und Gräbern, aus welchem jedoch der Grabkapellen nur wenige hervorragen.

In der Nähe des Bâb Sfayydy Qâçim befindet sich die Qobba des wunderlichen Heiligen, nach dem das Thor benannt ist. Von Außen unansehnlich, soll sie sich im Innern eines großen Aufwands architektonischen Schmuckwerkes erfreuen. Namentlich, so wurde mir versichert, sei in der Austäfelung mit glasirten Fließen ganz Außerordentliches geleistet worden, und diese kleine Kapelle besitze davon die schönsten, buntesten und alterthümlichsten Muster, welche die moslimische Welt kenne. Als ich mich nach dem Grunde dieser ausnahmsweisen Bevorzugung einer an sich wenig denkwürdigen Grabkapelle erkundigte, wurde mir die Geschichte des Heiligen erzählt und zugleich dessen voller Name erklärt, der mit dieser Geschichte einen aufklärenden Zusammenhang bietet. Sfayydy-Qâçim führte nämlich den Beinamen es Selydschy, oder wie sich das Wort bei der weichen Aussprache des Dschim in

Tunis gestaltet, Selysy, d. h. der Besitzer, Freund oder Verfertiger der Solaydsch oder Selys, wie die glasirten Fließe heißen. Diesen Beinamen hat sich der wunderliche Heilige dadurch verdient, daß er sein ganzes Leben hindurch auf Ansammlung ungeheurer Mengen von Solaydsch erpicht war. Die Art und Weise, wie dieser sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen sollte, klingt ganz wie eine Travestie der bekannten Geschichte des Stifters des Halle'schen Waisenhauses. Wie Franke im Vertrauen auf die göttliche Hülfe sein Werk begann und ihm die nöthigen Mittel immer zur rechten Zeit, oft auf die unverhoffteste Weise zukamen, so that auch Sfayydy Qâçim. Er fing eine Kapelle zu bauen an, aber er that gar keine Schritte, um sich Steine oder anderes Material zu verschaffen, sondern Alles, was er bedurfte, wurde ihm, ohne daß er's verlangt hätte, geschenkt, aus den Dörfern und Städten Tunisiens zugeschickt, ja oft weit über's Meer her gesendet. Namentlich an den Solaydsch soll sich das Wunder in handgreiflichster Weise offenbart haben. Dieselben kamen oft von Neapel, von Lissabon, Gott weiß woher, von lauter Leuten, die den Heiligen nicht kannten, denen aber der Engel Gabriel befohlen hatte, ihm glasirte Fließe zu schicken. Leider ist es einem Rumy nicht erlaubt, sie zu sehen, sonst könnte ich dem Leser wohl sagen, ob diese Fließe ihres Ruhmes würdig sind oder nicht.

Das zwischen diesen vier Thoren und der Mauer der Altstadt gelegene Viertel, welches man vielleicht im buchstäblichen Sinne ein Viertheil von Tunis nennen kann, führt den Namen „Rabat Bâb el Dschesyra", d. h. Vorstadt des Inselthors. Es ist ausschließlich von Arabern und zwar meist Kaufleuten und Kleinbürgern bewohnt und schließt wenig bedeutende Gebäude in sich, deren einzige Merkwürdigkeit vielleicht die große Infanteriekaserne „Keschla el Hossayniya" bildet, welche in nächster Nähe des Bâb el Qorschâny liegt. Diese

Kaserne, welche ich durch besondere Erlaubniß des Bey betreten konnte, bot hauptsächlich eine Aneinanderreihung leerer Räume dar, weitspurige unregelmäßige Baumassen, in denen es zwar von Soldaten wimmelte, welche innerhalb des weiten Mauerkreises einen großen Exercierplatz besaßen, in welchen man aber die für das Leben und die Bequemlichkeit dieser armen Teufel nöthigen Gegenstände, sowie das in keiner europäischen Kaserne fehlende Depositum von Waffen, Munition und Equipirung gänzlich vermißte. Alle diese Dinge waren zwar auf dem Papier vorhanden, aber, wie üblich, von den höheren Offizieren gestohlen worden. Einen seltsamen Anblick bot besonders der Schlafsaal der Soldaten dar. Statt der Betten befanden sich hier große Bänke von Holz, etwa von der Breite einer Mannshöhe, deren völlig leere Bretter deutlich verkündeten, daß die armen Schelme hier auf dem nackten Holz zu übernachten pflegten. Eine Militärmusik ließ sich eben auf dem Exercierplatz vernehmen, indem sie jenes Chaos unharmonischer Töne anstimmte, welches man hier Janitscharenmusik nennt.

Mehrere Heiligenkapellen, deren sich dieses Viertel rühmt, darf ich doch auch nicht übergehen, da sie in den Augen der Moslims sich einer hohen Wichtigkeit erfreuen. So liegt gleich bei der Infanteriekaserne eine ganze kleine Gruppe solcher Kapellen beisammen, unter denen die kleinste, einem gewissen Ssayydy Nâdschy gewidmet, sich einer ganz besondern Verehrung erfreut und allwöchentlich Schaaren von Gläubigen um sich versammelt, denn aufnehmen kann sie höchstens einige zehn. Ueber die Mysterien dieses Heiligen habe ich nichts erfahren können, dagegen wurde mir die Geschichte eines andern, der seine ruinenhafte Qobba oberhalb der Kaserne auf dem Hügel hat, haarklein auseinandergesetzt, aber ich fand sie so uninteressant, daß ich sie mir nicht gemerkt habe. Dieser Heilige starb erst vor 14—15 Jahren und hieß Schaych ben

el Meluqa. Ich lernte seinen Diener, einen Gelehrten, der eine Art von religiösem Hofnarrn beim ersten Minister zu sein scheint und nebenbei der fromme Wächter dieses Grabes ist, kennen und dieser war der Geschichtserzähler. Obgleich Hofnarr des ersten Ministers, so schien er doch über die Saumseligkeit des letzteren wenig erbaut, indem der Chasnadâr schon seit 14 Jahren den Bau der Kapelle seines Heiligen begonnen und seitdem noch nicht hat vollenden lassen. Der Minister scheint den großen Heiligen eben nur ein Jahr lang nach seinem Tode verehrt zu haben. Damals war diese Verehrung werkthätig und bewog ihn, dem Heiligen eine Kapelle zu bauen. Diese wurde begonnen, aber die Verehrung nahm ab, der Bau wurde sistirt und nun steht die Qobba als moderne Ruine da.

Dieses Viertel enthält auch einige Basars, von den Arabern Sſuq, im Plural Aſſuâq genannt, worunter sich namentlich der Sſuq el Ḥadschâmyn, d. h. der „Basar der Barbiere", durch seine Länge und eine schöne, in ihm gelegene Moschee auszeichnet. Dieses Wort Ḥadschâm für „Barbier" bildet eine dialectische Eigenthümlichkeit von Tunis; im ächten Arabisch bedeutet es einen Chirurgen, welcher Schröpfköpfe ansetzt, und da die Barbiere nebenbei Chirurgen sind, so kann man diese Benennung begreiflich finden; hier hat aber selbst das Zeitwort, welches ursprünglich „Schröpfköpfe ansetzen" heißt, die Bedeutung „rasiren" angenommen. Außerdem giebt es noch hier einen Sſuq el Bolrhadschiya, d. h. „Basar der Pantoffelmacher", dessen Arbeiter meistentheils aus Algier stammen sollen, einen Sſuq et Tamârỵn, d. h. „Basar der Dattelverkäufer", einen Sſuq et To'mâ, d. h. „Basar der Eßwaaren", einen Sſuq el 'Açr, d. h. „Nachmittagsmarkt" u. s. w. Diese Basare bilden nicht etwa architektonisch abgeschlossene Mittelpunkte des Verkehrs, sondern sind in den Vorstädten lediglich gewöhnliche offene Straßen, nur in der innern Stadt

finden wir diese als Sſuqs dienenden Straßen häufig gedeckt. Das ganze Erdgeschoß der diese Straßen einfassenden Häuser wird von kleinen, nischenartigen, stets offenen Buden eingenommen, in denen der Verkäufer oder Handwerker sein Geschäft treibt. Der Name „Sſuq" selbst besitzt eine sehr weite Bedeutung, er ist eben so gut auf einen in sich abgeschlossenen Basar, auf eine von Buden umgebene Straße, auf einen Jahrmarkt, ja auf einen öffentlichen Platz anwendbar, auf dem vielleicht nur einmal in der Woche Handel getrieben wird. So befindet sich am nördlichen Ende der besagten Vorstadt Rabat el Dschesyra ein großer freier Platz, genannt „Sſuq el Rhonum", d. h. der Schaafmarkt, genannt, der jedoch seiner Bedeutung allwöchentlich nur auf wenige Stunden entspricht.

Die Vorstadt Rabat el Dschesyra findet ihren nördlichen Abschluß bei der Qaçba, der von massenhaften Mauern umgebenen Citadelle von Tunis, in deren Nähe ein fünftes Thor, das Bâb Sſayydy 'Abd Allah, gleichfalls noch zu dieser Vorstadt gerechnet werden muß. Die Qaçba trennt die südliche Vorstadt, el Dschesyra, von der nördlichen, Rabat esſ Sſuyqa, d. h. „Vorstadt des kleinen Markts", ab, indem sie die ganze Breite zwischen den Mauern der Altstadt Tunis und den allgemeinen, Stadt und Vorstädte umfassenden Stadtmauern einnimmt. Ihr Umkreis bildet ein großes unregelmäßiges Viereck, dessen Mauern und Thore, von außen gesehen, einen recht stattlichen Eindruck gewähren und die Idee aufkommen lassen, als entspräche die Qaçba wirklich noch dem Zweck einer Citadelle. Dieser Eindruck wird jedoch bald zu nichte gemacht, sowie man durch das stattliche, grün und roth angestrichene, südliche Hauptthor eintritt, an welchem ein Wachtposten die Täuschung verursacht, als könne hier wirklich noch etwas zu bewachen sein. Wie wenig dieß der Fall sei, davon überzeugte ich mich bald durch einen Besuch dieser sogenannten Citadelle. Ihr Mauerkreis ist eigentlich

das Einzige, was noch von ihr aufrecht steht. Der ganze Raum, welchen dieser Kreis umgiebt und in dem eine mäßig große Stadt Platz hätte, bietet nichts, als ein unermeßliches Trümmerfeld, so ruinenhaft, wie wir es kaum auf der Stätte einer vor tausend Jahren zerstörten Römerstadt sehen. Nicht ein einziges Gebäude steht hier aufrecht, von den meisten ist nur noch ein Mauerfragment übrig, aber aus der Anzahl dieser Mauerbruchstücke kann man schließen, wie viele und wie massenhafte Gebäude einst hier gelegen haben müssen, und zwar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, denn damals bildete die Qaçba noch eine für einheimische Belagerungskünste fast uneinnehmbare Festung, in welcher sich bei jeder Staatsumwälzung die eine oder die andere Partei verschanzte und oft lange Zeit hielt, ja nicht selten von hier aus zum Siege und zur Herrschaft gelangte. Das ganze Mittelalter hindurch war die Qaçba die Herrin von Tunis; wer sich ihrer bemächtigte, dem gehörte die Stadt, wer sie verlor, dessen Herrschaft war vernichtet. Den Todesstoß scheint ihr die Erstürmung von Seiten der Truppen des Bey zur Zeit der letzten Janitscharen-Empörung gegeben zu haben.

Diese Empörung war im August des Jahres 1811 ausgebrochen, weil die Janitscharen, die bisher im alleinigen Besitz der Militärgewalt gewesen waren, die Reformen des Bey Hossayn, welcher sich eine eigne, ihm ergebene regelmäßige Truppe gebildet hatte, als einen Eingriff in ihre Rechte und den Beginn ihrer allmähligen Beseitigung ansahen. Die wilde türkische Miliz hatte sich zur Ermordung des Bey's verschworen, dieser sollte aber durch einen glücklichen Zufall ihren Dolchstichen entgehen. Als die Verschwörung mißglückt war, versuchten sie es mit der offenen Empörung. Hegten sie die Absicht, eine neue Regierung an Stelle der zu stürzenden zu setzen, so wählten sie jedenfalls ein ungeschicktes Mittel, um dem Volke einen Begriff von der Justiz

Zbiornica
Księgozbiorów Zabezpieczonych
w Stalinogrodzie

dieser Regierung zu geben. Sie machten nämlich mehrere Ausfälle aus der Qaçba, welche ihr Hauptquartier bildete, in die Stadt und plünderten, raubten, mordeten, was ihnen in den Weg kam. Alle Läden der Basare wurden ihres Inhalts entleert, die Mauren und namentlich die Juden auf's Schändlichste mißhandelt. Diese Unfähigkeit, ihre Leidenschaften zu zügeln, machte natürlich alle Bewohner von Tunis zu ihren Feinden und der Bey fand deßhalb von allen Seiten Beistand, sogar von Seiten der europäischen Consuln, unter denen namentlich der französische ihn mit Waffen und der Hülfe einiger grade durch Tunis reisender Offiziere unterstützte. Letztere ließen eine Kanonenbatterie errichten, welche einen Theil der Qaçba beherrschte, und die Truppen des Bey beschossen die Citadelle von den Dächern aller umliegenden Häuser. Der Kampf dauerte mehrere Tage, bis die Türken, denen es an Proviant fehlte, ihre Sache verloren sahen; ein Theil derselben floh durch eine noch heute sichtbare Mauerbresche in's freie Feld, ein andrer ließ sich über die Mauern hinab und ein dritter ergab sich endlich bedingungslos dem Bey.

Diese Beschießung verwandelte die Qaçba in jenes Trümmerfeld, als welches sie heute erscheint. Nur hie und da unter der Ruinenmasse zeigt sich ein noch unversehrtes Gewölbe; eines, das am besten erhaltene, führt die arabische Aufschrift „Dâr el bârut", d. h. Pulverhaus, und läßt vermuthen, daß hier vielleicht noch etwas Pulver vorhanden sei, wenigstens auf dem Papier; in Wirklichkeit ging es gewiß den Weg alles Staatseigenthums in diesem Lande, d. h. es wurde von den Beamten gestohlen. Neben dem Pulverhaus steht eine halbverfallene Moschee und neben dieser das einzige schöne, noch unversehrte Gebäude, welches die Ringmauern der Citadelle in sich schließen, nämlich ein ächt maurischer Minaret, demselben Styl angehörig, wie die berühmte Giralda

in Sevilla, d. h. ein massiver viereckiger Thurm, auf dessen Dachterrasse sich als Aufsatz ein kleines Thürmchen befindet, dessen Gipfel die drei übereinander befestigten, vergoldeten Kugeln zieren, welche das Symbol der Gebetsthürme im Maghreb (Nordwesten von Afrika) bilden. Die Seiten des Hauptthurms verrathen durch ihre kunstvolle Stuckverzierung und die im besten Geschmack ausgeführten Arabesken und Inschriften als ihre Entstehungszeit die bessere Epoche der maurischen Kunst; das kleinere Thürmchen zeigt sich ganz mit lebhaft gefärbten glasirten Fließen, im ächten Arabisch Solaydsch, hier jedoch bei der dialectischen Eigenthümlichkeit, den Buchstaben Dschim am Schluß der Worte erweichen zu lassen, „Selys" genannt, ausgetäfelt. Eine ehemalige Kanonenbatterie reicht beinahe bis zur halben Höhe des Thurms, der so auf einer Seite in die Erde versunken erscheint. Von ihrer Höhe bietet sich dem Blick eine der schönsten Rundsichten über Tunis.

Von der Qaçba aus erstreckt sich in beinahe direct nördlicher Linie bis zum äußersten Ende von Tunis die äußere Stadtmauer, mit welcher die innere, d. h. die Ringmauer der Altstadt, eine Zeit lang parallel läuft, ohne daß der schmale Raum zwischen beiden von Häusern ausgefüllt wäre. Am Ende dieses Parallellaufes finden wir ein sechstes Stadtthor, das Bâb Sfayydy Ahmed el 'Olûdsch. Südlich von diesem erstreckt sich die andere und zwar die größte Vorstadt von Tunis hin, Rabat Bâb ess Ssuyqa genannt, welche der Altstadt, d. h. dem eigentlichen Tunis, an Umfang und Bewohnerzahl zwar gleichkommt, aber an Bedeutung und Glanz ihrer Gebäude sehr nachsteht. Fast die einzige ansehnliche Baute, welche sich in ihr befindet, ist die „Moschee des Großsiegelbewahrers", arabisch Dschâmi' Çâḥib et Ṭâba' genannt. Sie beherrscht mit ihren graciösen Formen einen der schönsten freien Plätze von Tunis, „el Halfâwyn", d. h. „Platz der Halfaflechter", genannt, weil hier die Bearbeiter der Halfa-

pflanze (Marochlea oder Stipa tenacissima) früher ihr Hauptquartier hatten. Jetzt hat der Platz eine vornehmere Bedeutung erhalten und zwar durch den der Moschee an Höhe gleichkommenden Palast des ersten Ministers, Muçtâfa Chasnadâr, welcher seine Entstehung erst den letzten Jahren verdankt. Er bietet durchaus nichts Merkwürdiges, sondern ist ein zwar schönes, in europäischem Styl der Renaissance errichtetes Gebäude, das sich höchst stattlich ausnimmt, aber jedes originellen und nationalen Stempels verlustig ist. Die Entstehung dieses Palastes dürfte dem Platz erst seine heutige Form gegeben haben. Der Minister wollte kein wirres Chaos halbverfallener Baumassen vor Augen haben, und so ließ er die hier nirgends fehlenden Ruinen abtragen, den Platz ebnen, viereckig abstechen und eine schöne Fontaine in seiner Mitte errichten. Dieser Vorsorge verdanken die Tunisser einen ihrer freundlichsten öffentlichen Plätze, dessen Annehmlichkeit sogar von allerhöchsten Personen anerkannt wird, denn an den Abenden des heiligen Monats Ramadhân, dem einzigen, in welchem moslimische Städte ein Nachtleben kennen, pflegt der Bey und sein Hof sich hierher zu begeben, vor den Pforten des ministeriellen Palastes seinen Divan aufschlagen zu lassen und von hier aus dem bunten Straßenleben der Ramadhânnächte in zufriednem Wohlwollen zuzuschauen.

Die höchste Zierde dieses Platzes bildet jedoch unzweifelhaft die genannte Moschee, Çâḥib et Ṭâba', welche sich durch ihre schöne, dem Platz zugekehrte Façade vortheilhaft von andern Moscheen der „grünen" Stadt unterscheidet, die meistentheils der Straße nur eine schmucklose massive Mauer zukehren und alle ihre Herrlichkeiten den Blicken des Europäers, welcher keine Moschee betreten darf, sondern sie nur von Außen bewundern kann, eifersüchtig entziehen. Hier jedoch wird selbst dem profanen Blick etwas von der architektonischen Schönheit offenbar, denn das ganze erste Stockwerk der Moschee ziert

eine luftige Rundbogenhalle von schlanken Formen und ansehnlicher Höhe, an deren Säulen schlummernde oder nachdenkende Araber, in weite wallende Gewande gehüllt, zu ruhen oder zu lehnen pflegen und so dem schönen architektonischen Gesammtbild eine malerische Staffage verleihen. Das hohe Erdgeschoß ziert eine stattliche Treppe, welche zu der erwähnten Bogenhalle führt, und zur Rechten erhebt sich ein schlanker, mehr orientalischer als maurischer, sechseckiger Minaret, dessen oberer Abschluß leider nicht vollendet wurde und einstweilen (wer weiß, ob nicht für immer?) durch einen Bretterverschlag ersetzt ist.

Fast alle übrigen Gebäude dieser Vorstadt bilden jene würfelförmigen, niederen Erdgeschoßbauten, in denen alle Araber, welche nicht hohe Beamte oder Krösusse sind, zu wohnen pflegen. Die Rabat ess Ssuyqa schließt auch ein Quartier ein, welches „Haumat' el Andaloss", d. h. „Stadtviertel der Andalusier", heißt, weil hier ein großer Theil der unter Philipp III. von Spanien vertriebenen andalusischen Mauren eine Zufluchtsstätte und einen Schauplatz ihrer kunstvollen Industrieen gefunden hatte.

Dieses Viertel liegt zwischen der von Halfâwyn nach dem Bâb Chadrâ sich erstreckenden Straße Ssuqy-b'el-chayr und der westlichen Stadtmauer des inneren Tunis von Bâb-ess-Ssuyqa an bis zum Bâb Qartadschenna. In seiner Anlage und Bauart läßt sich noch, wiewohl entfernt, der andalusisch-spanische Typus wiedererkennen. Was diesen Typus von demjenigen der übrigen maurischen Bauten unterscheidet, ist eine größere Regelmäßigkeit der Straßen, denen mitunter selbst ein beträchtlicherer Raum gegönnt wird, das Vorherrschen des Patio oder innern Hofes in den Häusern, die ordnungsgemäßere Eintheilung des Wohnraumes nach zweckmäßigen Bestimmungen, kurz, ein im Ganzen civilisirteres Aussehen. Wie mir versichert wurde, wird noch die ansehnlichere Hälfte dieses

Quartiers von den wirklichen Nachkömmlingen jener nun schon vor dritthalb Jahrhunderten hier ansässig gewordenen andalusischen Flüchtlinge bewohnt. Aber im Laufe der Jahrhunderte konnte es nicht fehlen, daß sich jene Eigenthümlichkeiten, welche die Nachkommen dieser Flüchtlinge noch ein Jahrhundert nach ihrer Vertreibung kennzeichneten, verlieren mußten, da sie, unter einem Volke von homogenen Sitten und gleichem Glauben lebend, besonders geeignet waren, sich mit diesem zu verschmelzen und so einen auffallenden Gegensatz gegen die noch viel früher aus Spanien vertriebenen Juden von Marokko, Livorno und Constantinopel bildeten, welche letztere „stets in Sprache und manchen Sittenzügen Spanier geblieben sind. Daß diese andalusischen Mauren zur Zeit ihrer Vertreibung, mit Ausnahme der Religion, wirklich Spanier, d. h. hispanisirte Araber waren, die nicht Arabisch, sondern Spanisch redeten, die sich nicht orientalisch, sondern spanisch kleideten, und deren Sitten größtentheils spanisch waren (man hat sogar einen in's Spanische übersetzten Qorân bei ihnen entdeckt), beweist uns der Bericht des Reisenden Peyssonel, der sie im Jahre 1724 sah und bezeugt, daß sie zu jener Zeit, d. h. 100 Jahre nach ihrer Vertreibung, noch durch und durch Spanier waren. Jetzt ist jedoch alles Spanische spurlos verschwunden und man unterscheidet kaum noch einen Andaloss von einem Araber.

Folgen wir, von dem nördlich von der Qâçba gelegenen Thor „Bâb Sfayydy Ahmed el 'Olûdsch" ausgehend, dem Mauerkreis der äußeren Stadt, so führt uns eine direct nach Norden gewandte Linie zu dem an der äußersten nördlichen Spitze von Tunis gelegenen siebenten Thor „Bâb Sfayydy 'Abd ess Sfalâm", nach einem moslimischen Heiligen so genannt, dessen Qobba (Kapelle) wir nahe an dem Stadtthore antreffen. Auch hier zieht sich ein großer Friedhof hin, ja man kann sagen, daß eigentlich vor den Mauern von Tunis die Friedhöfe

kein Ende nehmen und nur einen einzigen großen Gottesacker bilden. In diesem Friedhof wurde mir eine mehr als zur Hälfte verfallene Qobba gezeigt, welche einem seltsamen Heiligen geweiht war. Derselbe hieß Ssayydy Ahmed und führte den Beinamen esſ Ssaqqâ, d. h. der Wasserträger oder vielleicht richtiger der Ausschänker des Trinkwassers, ein Beiname, welcher ihm mit Recht zukam und bei ihm ein ehrenvoller war, da er das Gelübde gethan hatte, zur Sühne für einen unfreiwilligen Fehltritt sein Leben lang alle Durstigen in den Straßen von Tunis umsonst zu tränken, eine wohlthätige Beschäftigung, welcher er vierzig Jahre lang oblag. Sein Fehltritt, über den er, obgleich unschuldig, eine so tiefgehende Reue empfand, soll der gewesen sein, daß er, ohne es zu wissen, seine eigne Tochter zur Frau genommen hatte. Er war nämlich lange von seiner Vaterstadt abwesend gewesen und konnte bei seiner Rückkehr Niemand von seiner Familie mehr ausfindig machen; er entschloß sich daher, eine neue zu gründen, erfuhr aber zu spät, daß Diejenige, welche er zur Hausfrau erwählt, ihm selbst ihr Dasein verdanke. Der tiefe Abscheu, welchen alle frommen Moslims vor blutschänderischen Banden empfinden, macht seine Sehnsucht nach einer lebenslänglichen Buße erklärlich, besonders da der Fatalismus der Mohammedaner einerseits und andrerseits ihre moralische Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit des bloßen Factums, sei die Absicht des Thäters nun vorhanden oder nicht vorhanden, sei sie gut oder böse gewesen, eine Ansicht, wonach sogar ein im Schlaf handelnder Nachtwandler verantwortlich ist, alle Uebertretungen in einem ganz andern Licht erscheinen lassen, als nach unsrer, auf die Lehre vom freien Willen gegründeten ethischen Anschauung.

An der Stadtmauer, unweit von diesem Heiligengrabe, zeigt sich die interessante Naturerscheinung eines merkwürdig deutlichen Echo's, welches die arabische Gassenjugend in Schaa-

ren hier zu versammeln und zu einer überlauten Entwicklung ihrer sehr dehnbaren Schreiorgane zu veranlassen pflegt. Nach diesem Echo ist auch möglicherweise das nahegelegene achte Thor „Bâb bû Çadâ" benannt, wenigstens bedeutet Çadâ (صَدًى) „das Echo", bû Çadâ der „Hervorbringer des Echo's", und die Form Çadû dürfte hievon lediglich eine dialectische Abweichung darstellen. Von diesem Stadtthor an beschreibt die Mauer eine bedeutende Abweichung nach Westen und später nach Südwest, bis sie nach einem geräumigen Abstand bei dem neunten und letzten Thore von Tunis, dem Bâb Chadhrâ, anlangt. Der diesem Thor zunächst gelegene Theil der Vorstadt Rabat ess Ssuyqa ist vorzugsweise von Europäern und Juden bewohnt, während die übrigen vier Fünftel dieser Vorstadt ausschließlich die Wohnungen von Moslims enthalten.

Unweit vom Bâb Chadhrâ hört die äußere Stadtmauer auf, ähnlich wie sie im Süden erst nahe beim Bâb Alywa beginnt, da dieser Theil der Gesammtstadt sich an die Bâhira lehnt, auf deren Seite die äußere Stadt erst neueren Ursprungs ist und aus einer Zeit stammt, in welcher man die Zwecklosigkeit der Stadtmauern schon erkannt hatte.

Auf der Seeseite ist es die Altstadt allein, welche Mauern besitzt oder vielmehr nur noch zum Theil besitzt, denn eine große Strecke derselben wurde hier niedergerissen, um dem sich immer mehr ausdehnenden europäischen Viertel größeren Raum zu gewähren. Dieses europäische Viertel beginnt beim Bâb el Bahr, dem Seethore, dem ersten Thore der Altstadt, und streckt sich von da gegen Südost und Nordwest, einige zwei- oder dreihundert Häuser und etwa zehntausend Einwohner enthaltend, mit welchen uns das nächste Capitel zusammenbringen wird; hier haben wir es nur mit den Häusern zu thun. Diese sind theils ein-, theils zweistöckige, theils ganz moderne europäische Gebäude, theils arabische Bauten,

meistentheils klein, häßlich und unansehnlich. Unter ihnen zeichnet sich das große, imposante, englische Consulat aus, ein übrigens schmuckloses Gebäude, das jedoch unter so vielen Pygmäen wie ein Löwe aussieht. Das französische Consulat liegt außerhalb des Seethores und ist eine moderne, im italienischen Styl errichtete Baute, die man stattlich nennen kann und die im Innern sich bequem und selbst luxuriös zeigt, aber durchaus nicht dem ungeheuren Preise von 800,000 Franken entspricht, welchen die tunisische Regierung der schwindelhaften französischen Gesellschaft Colin & Comp., die auch beim Aquäduct ein so betrügerisches Geschäft machte, für die Erbauung gezahlt hat. Alle Consulate sind nämlich Eigenthum der hiesigen Regierung, welche, um den europäischen Mächten und ihren Stellvertretern gefällig zu sein, dieselben den Consuln für einen Spottpreis, für eine oft rein nominelle Summe vermiethet. So zahlt der französische Consul für dieses Haus, welches nahezu eine Million kostet, nur 10,000 Francs jährliche Miethe. Noch geringere, oft wahrhaft lächerlich kleine Miethspreise werden für die andern Consulate entrichtet, die zwar meist recht häßliche, schwerfällige Baumassen sind, aber doch große Räume enthalten und manche Bequemlichkeit bieten.

Die Straßen des europäischen Viertels bilden in ihrer Verwahrlosung, ihrem Schmutz und ihrer Ungepflegtheit eine wahre Schande für die Angehörigen der civilisirten Nationen. Während die Gassen des maurischen Quartiers zum größten Theil, wenigstens in der inneren Stadt, gepflastert und gekehrt werden, bieten jene im Sommer eine Wüste von Staub, im Winter einen Sumpf dar, in welchen man versinken würde, hätte man nicht hier eigene für dieses Kothmeer bestimmte Ueberschuhe, die auf eisernen Gestellen ruhen, erfunden. Besonders widerwärtig wird die Unreinlichkeit in denjenigen Straßen, in welchen die Malteser und Italiener ihre

Läden haben. Aus diesen Läden wird aller Unrath, oft der wiederwärtigsten Art, auf die Straße geworfen und bleibt dort der Verwesung und Verwitterung überlassen. An ein Reinigen der Gassen ist zwar schon oft gedacht worden; da aber für die Europäer die einheimische Straßenpolizei nicht existirt und die Consuln ohnmächtig sind, eine solche einzuführen, so blieb Alles beim Alten. Kein Wunder, daß das Frankenviertel das ungesundeste von Tunis ist und daß man oft, wenn man von der reinlichen Maurenstadt hinabsteigt, beim Betreten des Europäerviertels sich die Nase zuhalten muß.

Den Mittelpunkt des europäischen Verkehrs bildet der kleine viereckige Platz am Seethore, welcher zum Theil von Arcaden umgeben ist und ganz hübsch aussehen würde, wäre er etwas reinlicher gehalten. Hier und in der angrenzenden Straße befinden sich die besten Kaufläden, Kaffeehäuser, Restaurants u. s. w., in denen man fast alle Artikel Europa's findet, nur zu ungefähr dreifachen Preisen. Auf dem Platz selbst wird die Börse abgehalten und werden alle jene Schwindelgeschäfte eingefädelt, welche dem Markt von Tunis einen so übeln Ruf verliehen haben.

Noch schmutziger als das fränkische Quartier erweist sich das jüdische, welches noch vor Kurzem ein abgeschlossenes Ghetto bildete und noch jetzt mit dem Namen el' Hâra (eigentlich Vorstadt) bezeichnet wird, da die Juden gleichfalls nicht unter der arabischen Straßenpolizei stehen, sondern ihre eigene patriarchalische Rabbinerverwaltung haben, welche vor der Reinlichkeit einen koscheren Abscheu zu empfinden scheint. Obgleich jetzt die Juden nicht mehr gezwungen sind, die Hâra ausschließlich zu bewohnen, so scheinen sie ihr doch in altväterischer Anhänglichkeit treu bleiben zu wollen. Dieses sehr weitläufige dichtbevölkerte Viertel zieht sich in nordwestlicher Richtung von dem fränkischen hin und gränzt im Westen an die Mauer der Altstadt, die es sogar, wie wir oben gesehen

haben, auf einer Seite überschreitet und bei der allgemeinen Stadtmauer anlangt, im Norden an das arabische Viertel. Die Häuser sind meist maurischer oder richtiger vielleicht arabisch-tunisischer Bauart, d. h. einstöckige, würfelförmige Vierecke mit einem innern Hof in der Mitte, der jedoch nicht wie der spanische Patio, oder der algierische Ussţ ud-dâr von Säulenarcaden umringt ist, sondern glatte Wände darbietet, welche sich übrigens oft recht hübsch mit farbigen glasirten Fließen verziert zeigen. Auf jeder Seite dieses Vierecks befindet sich nur ein einziges schmales, längliches Zimmer, welches blos durch den Hof Licht und Luft erhält. In neuester Zeit haben jedoch einige reichere Israeliten angefangen, Häuser in europäischem Styl zu bauen.

Den belebtesten Theil dieses Quartiers bildet der Sſuq el Qrâna, ein eigener Judenbasar, im jüdischen Viertel gelegen, während die andern Basare, in welchen auch Israeliten oft vorzugsweise ihre Läden haben, doch eigentlich in der Maurenstadt liegen und nicht mit den Wohnungen der Kaufleute zusammenhängen. In diesem Basar wird alles Mögliche, von einer Stiefelbürste bis zu einem Diamantschmuck, verhandelt, meist sind es jedoch die ärmeren Juden, welche hier verkaufen. Was den Schmutz und die Ungepflegtheit dieser Budenstraße betrifft, so halte ich es kaum für möglich, irgendwo etwas Aergeres zu finden.

Als ein würdiges Seitenstück in Bezug auf Unreinlichkeit stellt sich neben diesen Basar die Straße Sſayydy 'Abd-Allah Qosch, welche sich vom fränkischen Quartier bis an das westliche Thor der Altstadt, das Bâb Qartadschenna (Thor von Karthago), hinzieht. In dieser Straße und dem an sie gränzenden Gäßchen hausen außer den vielen armen, oft bettelarmen Mitgliedern der Judenschaft, auch alle jene zweideutigen Charaktere, an denen die tunisische Judenstadt einen großen Ueberfluß zeigt. Hier hat die Prostitution ihr Banner

aufgeflanzt und die Zahl ihrer Vertreterinnen ist wirklich eine ganz erstaunliche, denn fast vor jedem Hause sieht man mehrere dieser traurigen Wesen, welche den Vorübergehenden anrufen und in ihre Höhlen zu locken suchen. Wehe ihm, wenn er sich verlocken läßt. Die sanitätischen Verhältnisse, welche natürlich jeder polizeilicher Controle entbehren, sollen nämlich höchst traurige sein.

Die Israeliten besitzen über ein Dutzend Synagogen, unter denen sich jedoch keine einzige durch äußere oder innere architektonische Zierde auszeichnet. Es sind gewöhnliche Säle oder oft nur Zimmer, unseren Wirthshaussälen in Landstädtchen an Unbedeutendheit vergleichbar. In jeder befindet sich der übliche Tabernakel, die Thora enthaltend, hier jedoch nicht, wie in europäischen Synagogen, reichverziert und mit Ostentation aufgestellt, sondern ärmlich und schmucklos und in einem Wandschranke verwahrt, welchen man bei Festen öffnet und der dann das Heiligthum, oder wenn man es bildlich so nennen will, den Altar repräsentirt.

Treten wir aus dem Schmutz und Koth des christlichen und jüdischen Viertels, in die höher gelegene Maurenstadt, so werden wir angenehm überrascht durch die Reinlichkeit und Wohlgepflegtheit der Straßen und der zahlreichen Basare, welche sich eng aneinander drängen und in denen doch die Luft stets eine reine und bessere ist, als in den eben geschilderten Stadttheilen. Während die Mauren und Araber in den schon früher besprochenen Vorstädten zum großen Theil ihre Wohnungen haben, so findet doch ihr Hauptverkehr hier in der Altstadt Tunis seinen Mittelpunkt; außerdem enthält diese Altstadt fast alle öffentlichen Anstalten, sowie die zahlreichen Paläste des Bey's und der Großen, in welche sich diese Würdenträger zu gewissen Jahreszeiten, wenn sie des Landlebens müde sind, zurückzuziehen pflegen.

Das Interessanteste und derjenige Theil der Altstadt,

welcher dem Fremden am Meisten in die Augen fällt, sind jedoch ohne Zweifel die Sſuq's oder Basare. Anfangs erschienen sie dem Neuling wie ein labyrinthisches Gewirre von Gäßchen, Gängen und Hallen, in denen er sich umsonst nach dem ariadnischen Faden umsieht, der ihn hindurchführe. Aber nach einem mehrmaligen Besuche beginnt sich der gordische Knoten zu lösen, Licht kommt in das Chaos und dieses hört bald auf ein Chaos zu sein, sondern erscheint eher wie ein überaus künstliches Gewebe, zu dessen Entfädelung man den Schlüssel gefunden hat. Am Einfachsten orientirt sich hier der Fremde, wenn er das fränkische Quartier und zwar den Platz am Seethore als Basis seiner Erforschung des arabischen Basargewirres festhält. Von diesem aus führen hauptsächlich zwei Straßen nach den Sſuq's, links der Sſuq tuyla, d. h. der „lange Basar", und rechts der Sſuq Sſayydy Merdschâny, beides noch von Europäern oder Juden bewohnte Budenstraßen. Beide Straßen, sowie ihre Verlängerungen laufen einander beinahe parallel, bis sie bei den zwei großen, nebeneinander gelegenen Moscheen, der Dschâmi' Saytuna und Sſayydy Ben el 'Aruſſ anlangen. Keine Straße führt übrigens consequent einen einheitlichen Namen, sondern wechselt, ohne jedoch die Richtung zu verändern, oft drei- oder viermal die Benennung, welche letztere bei den Basaren stets nach den in ihnen verkauften Artikeln gewählt wird. Ja man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß eigentlich nur die Basarstraßen eigene Benennungen besitzen; die blos Wohnhäuser enthaltenden Gassen führen strenggenommen keine Namen, sondern werden nach dem Viertel, in dem sie liegen, und dieses Viertel wieder nach einer Moschee, einem Heiligengrabe, einer Sawiya (hohe Schule), am Häufigsten jedoch nach dem Namen irgend einer wichtigen Persönlichkeit, welche einst hier hauste, bezeichnet. Diese Sitte hat den Mißstand, daß oft drei bis vier Straßen, welche sich in rechten Winkeln durchkreuzen oder

parallel miteinander laufen, denselben Namen führen, weil sie eben in demselben engeren Viertel liegen. Aus diesem Grunde finden wir in den Wohnstraßen einen großen Mangel an unterscheidenden Bezeichnungen, in den Basarstraßen aber gerade das Gegentheil, da hier der Name nach der Bestimmung der Läden wechselt und diese oft mit jedem zwanzigsten Schritt eine andere ist.

Recht auffallend wird uns dieser Umstand bei den Verlängerungen der obenerwähnten Budenstraße „Sſuq tuyla". Da, wo die europäischen Läden aufhören, nimmt sie zuerst den Namen „Sſuq el Usar" an, dessen Ableitung mir nicht klar ist, aber nach Angabe der Tuniser „Markt des Reises" bedeuten soll. In der That finden sich hier viele Specereiläden. Weiter heißt die Straße „Mersstân" d. h. „Irrenhaus", weil hier sich ein Gebäude befindet, dessen ursprüngliche Bestimmung für Geisteskranke war, das aber jetzt außer diesen Unglücklichen auch noch gewöhnliche Kranke und nebenbei Sträflinge enthält. Bei meinem Besuche dieser Anstalt wurde ich durch die Reinlichkeit und Nettigkeit des Innern höchst angenehm überrascht. Es war ein großes einstöckiges Gebäude mit einem weiten, von Arcaden umringten Patio in der Mitte, in dem ein wohlgepflegtes Gärtchen den Blick erfreute. Um diesen Patio herum lagen sowohl im Erdgeschoß, wie im ersten Stockwerke eine Menge kleiner Zellen, gleichfalls recht reinlich gehalten, aber nach unsern Begriffen doch ein wenig gar zu nackt und kahl. Die Zellen des Erdgeschosses dienten den Kranken, die des ersten Stockwerks den Wahnsinnigen und Sträflingen zum Aufenthalt und zwar hatte Jeder seine eigene Zelle. Außer einer auf dem Fußboden liegenden Strohmatte, welche das Bett des Patienten vorstellte, war durchaus nichts in diesen Zellen zu erblicken. Die Wahnsinnigen waren an den Füßen angekettet, schienen jedoch nicht bösartiger Natur zu sein; einer von ihnen hatte

die harmlose Manie, ohne Aufhören auszuspucken, ein anderer spielte eine imaginäre Violine, und der dritte, ein schmächtiger, blasser Jüngling, sprach ganz vernünftig und behauptete nicht zu wissen, warum er in dieses „Gefängniß", wie er es nannte, gebracht worden sei. Die Behandlung ist eine humane, freilich das Anketten abgerechnet; für Reinlichkeit, diese sanitätische Hauptbedingung, ist gleichfalls gesorgt, aber zur Linderung der Leiden scheint nicht das Geringste zu geschehen. Auch dürfte die Nahrung, welche nur aus Brod und, wie der Wächter sagte, „ein klein wenig Suppe" besteht, etwas gar zu sparsam zugemessen sein. Aerztliche Hülfe scheint den Kranken nicht zu Theil zu werden, dürfte ihnen auch wenig nützen, da die von den Aerzten verschriebenen Heilmittel nicht angeschafft werden können, denn schon längst haben die Apotheker von Tunis der Regierung den Credit aufgekündigt. Deßhalb wunderte es mich wenig, im Hofe eine große, ominöse Bahre zu erblicken und zu erfahren, daß man täglich aus diesem Spital ebensoviel Menschen auf den Gottesacker liefere, als in's Krankenhaus gebracht wurden.

Die Sträflinge waren zur Zeit nur durch einen kleinen, dicken, recht kecken Jungen von etwa 12 Jahren, der gestohlen haben sollte, repräsentirt. Er schien indeß das lustigste Leben zu führen, lief überall frei umher, bekam freilich auch nur etwas Brod und „ein klein wenig Suppe", schien sich aber durch Betteln zu entschädigen, ein Geschäft, das er recht gut verstand und auch in Bezug auf uns in Praxis setzte.

Die nach dem Irrenhaus benannte Straße nimmt etwas weiter nördlich den Namen Sſuq el Bolrhadschiya an, d. h. „Basar der Pantoffelarbeiter", von den „Bolrha" genannten weiten gelben Lederpantoffeln so geheißen, welche von den Tunisern mit Vorliebe getragen werden. Weiter oben ändert sie den Namen in Sſuq esch Schbirliya, d. h. „Basar der

Frauenschuhmacher" um, nach der Schibrilla, einer Art von weichen, bald ledernen, bald sammtnen Damenpantoffeln. Nun sind wir auf der Rückseite der schönen Moschee von Ssayydy Ben el 'Aruss angelangt, nach der Araber Meinung einer der Hauptzierden von Tunis; freilich wird diese Zierde dem Blick des Europäers eifersüchtig entzogen, denn auf der Straßenseite sieht man nichts von ihr, als eine kahle Mauer, und muß den Moslims, welche allein in diesem Lande Moscheen betreten dürfen, die Beschreibung ihrer Herrlichkeiten auf's Wort glauben. Der Minaret war das Einzige, was ich von dieser Moschee sehen konnte, und dieser erwies sich in der That als ein recht geschmackvolles Baudenkmal. Er ist im Styl der syrischen und ägyptischen Gebetsthürme erbaut, kein massiver, viereckiger Koloß, wie im maurischen, keine baumstammartige dünne Säule, wie im türkischen Baustyl, sondern ein sechseckiger, schlanker, mit einem Spitzdach versehener, von einer Gallerie umzingelter Thurm, mit Stuckverzierungen und glasirten Fließen geschmückt. Der Heilige, nach welchem er den Namen führt, und der hier begraben liegt, soll auch an derselben Stelle seine irdische Laufbahn geführt und beschlossen haben. Die Moslims rühmen ihm unter Anderm auch die wunderbare Bekehrung eines Christen nach, die auf folgende Weise bewerkstelligt wurde. Der Heilige baute ein Haus, oder einen Thurm, oder eine Moschee, oder sonst ein Gebäude, und zwar ganz allein, und da er bei dieser Gelegenheit natürlich Proben seiner Wunderkraft ablegen mußte, so zog er sämmtliche Werksteine an einem dünnen Bindfaden in die hohe Luft hinauf, und um sich selbst die Mühe zu ersparen, forderte er die Gläubigen, die gerade vorbeigehen mochten, auf, ihm die Steine an den Faden zu binden. Aber zu jener Zeit war, wie einst in Israel, wenig Glauben in Tunis und die Gläubigen gingen kopfschüttelnd an dem Heiligen und seinem Bindfadenbau vor-

bei. Nur ein einziger Mensch, ein Malteser, ließ sich von dem frommen Mann bereden, band einen Werkstein an den Bindfaden und siehe, dieser trug den Stein bis in die höchsten Lüfte hinauf. Ein solches Wunder überzeugte den Rumy, er ward Moslim, diente dem Heiligen sein Leben lang und liegt nun mit ihm hier begraben, und zwar auf dessen besonderen Wunsch, wonach der Marabut befohlen hatte, ihn nicht von ihm zu trennen.

Die andere Seite derjenigen Straße, deren eine die Moschee einnimmt, begränzt ein großer Basar, Ssuq el kabyr (der große Basar) oder auch Ssuq esch Schauschiya (Basar der Mützenmacher) genannt und beide Namen wohlverdienend, denn er besteht aus einigen vier geräumigen und ziemlich langen Gängen, in welchen die Fabrikanten der bekannten rothen Mützen, im Orient Fes und Tarbusch und in Tunis Schaschiya genannt, ihre Werkstätten haben; das Wort Ssuq bezieht sich hier nämlich keineswegs allein auf Kaufläden, sondern noch viel häufiger auf Werkstätten. Die Tuniser rothen Mützen sind bekanntlich die geschätztesten in der ganzen moslimischen Welt, sie sind freilich auch die theuersten, und kosten ungefähr das Vierfache der in Frankreich fabricirten, welche die Commis voyageurs in neuerer Zeit massenhaft nach dem Orient einführen; aber jeder wohlhabende Araber ließe sich lieber den Kopf abschneiden, als ein französisches Fes aufsetzen, und in Wirklichkeit sind auch die Tuniser Fabrikate schöner, feiner und halten besser die Farbe.

An seinem nördlichen Ende wird dieser Basar im rechten Winkel von einem andern durchschnitten, welchen man „Ssuq el Bey", d. h. „Basar des Bey" nennt und zwar lediglich deßhalb, weil er an das „Där el Bey" den Stadtpalast des Souveräns anstößt. Er bildet ein Tochu va Bohu verschiedener Waarengattungen, unter denen jedoch Tuche, Halbseidenstoffe, Baumwolle und überhaupt Schnittwaaren den

ersten Rang einnehmen. Alle Verkäufer sind Juden und zwar findet man hier die Matadore der Judenschaft, Leute, welche eine Million werth sein sollen. Die Tuche kommen alle aus Europa, früher wurden sie ausschließlich aus Frankreich eingeführt, in neuester Zeit hat jedoch das viel billigere, eben so gute und im orientalischen Geschmack gefärbte deutsche Tuch einiger sächsischen und thüringischen Fabriken das französische gänzlich aus dem Felde geschlagen. Auch war ich erstaunt, hier zu hören, daß die meisten jener Halbseidenstoffe, welche ursprünglich aus Syrien kamen und nach der Ansicht der Moslims noch jetzt nirgendswo anders gemacht werden können, welche nach syrischen Städten, wie Aladscha, Garmasut, oder nach kleinasiatischen, wie Attiparmak, benannt sind, in Wirklichkeit einen ganz andern Ursprung hätten, und zwar aus einer Fabrik in Gera stammten, deren Reisenden ich selbst in Tunis kennen lernte, welcher Muster von sprechend täuschendem orientalischem Aussehen, von allen Farben und Zeichnungen mit sich führte.

Mit derjenigen Basarstraße, welche wir nun vom Seethore bis zum Stadtpalast des Bey verfolgt haben, läuft eine andere parallel, die mit der Straße Ssayydy el Merdschâny ihren Anfang nimmt. Wer dieser Heilige Merdschâny, nach dem sie den Namen führt, war, habe ich nicht ermitteln können, jedenfalls erfreut er sich einer hohen Verehrung, denn vor seiner hier befindlichen Grabkapelle finden sich von Zeit zu Zeit Gläubige in Masse ein, pflanzen grüne Fahnen auf, singen näselnde Melodieen und stecken ellenlange Kerzen an, Alles zu Ehren von Ssayydy el Merdschâny. Der Heilige hat übrigens den Kummer, das nach ihm benannte Viertel jetzt fast ausschließlich von ungläubigen Europäern bewohnt zu sehen. Da wo die Wohnungen dieser letzteren aufhören, wechselt die Straße zwar nicht ihre Richtung, wohl aber ihren Namen und heißt nun „Ssuq ess Ssnaydiya", d. h. „Basar

der Spengler", etwas später ändert sie wieder ihre Bestimmung und nimmt den Namen „Ssuq el Kaschâschyn", d. h. „Basar der Möbelfabrikanten", an. Wo die Läden dieser Verkäufer ihr Ende nehmen, beginnt der „Ssuq ess Ssorariya", d. h. der „Basar der Gewehrgriffsfabrikanten", und dieser führt uns bis zur größten Moschee von ganz Tunis, der „Dschâmi' es Saytuna" (Oliven-Moschee), welche dicht neben dem oben schon erwähnten Heiligthum des Ssayydy Ben el 'Arüss liegt. Diese Moschee, eines der ältesten, schönsten und reichsten gottesdienstlichen Gebäude der Stadt, vermochte ich freilich niemals zu betreten, konnte mir aber dennoch einen allgemeinen Begriff von ihrem innern Plan verschaffen, da die Thore, welche zu ihrem Vorhof führen, fast den ganzen Tag offen stehen und ein häufiges Vorübergehen mir Gelegenheit zu öfter wiederholten Einblicken verlieh. Der Vorhof füllt etwa den halben Raum des großen, auf allen Seiten von den Straßen durch schützende Mauern isolirten Vierecks aus, welches das Gesammtgebäude darstellt. Er ist rings von schönen, luftigen Arcaden, einige achtzig an der Zahl, umgeben, welche auf Marmorsäulen ruhen, deren Ansehen deutlich verkündet, daß sie aus antiken Gebäuden stammen. Auf der nördlichen und westlichen Seite gränzt dieser Vorhof an die Straße, auf der östlichen ist er von ihr durch die eigentliche Moschee, d. h. den Betsaal, getrennt, den ich natürlich nicht beschreiben kann, da er von keinem Europäer betreten werden darf; auf der südlichen Seite befindet sich ein schöner Porticus, nach der Straße zu offen, so daß wenigstens auf einer Seite die Moschee eine Façade besitzt. Aus diesem Walde von Säulen und Arcaden erhebt sich nur ein einziger Gegenstand zu beträchtlicher Höhe in die Lüfte, das ist der massive, viereckige, ächt maurische Minaret, der größte und imposanteste von ganz Tunis. Sein Styl bildet eine eigenthümliche Modification der maurischen Bauart, wie ich

sie noch nirgends in vollkommner Aehnlichkeit antraf. Der viereckige Thurm, welcher die Basis und die Hauptmasse der Baute bildet, ist breiter, kürzer und massiver, als im gewöhnlichen maurischen Styl; die Gallerie, auf welcher die Gebetsausrufer stehen, ist hier nicht frei und nicht auf der Terrasse angebracht, sondern im obersten Theil des Thurmes und von Säulen-Arcaden umringt, deren Bogen die schlanke Hufeisenform zeigen; der kleine thurmartige Aufbau, welcher bei andern Moscheen eine Nachbildung des großen, auf dem er ruht, zu sein pflegt, ist hier sechseckig, mit einem Spitzdach versehen. An den Außenwänden fehlen nicht die üblichen Stuckverzierungen und glasirten Fließe, nur schienen mir letztere von älterer, wahrscheinlich einheimischer Fabrik, aus der Zeit stammend, als diese Fließe, die man jetzt aus Italien bezieht, noch in Tunis verfertigt wurden.

Auf der Rückseite dieser Moschee befindet sich ein Basar, welchen man gewöhnlich den Frauenmarkt zu nennen pflegt, weil auf ihm hauptsächlich Artikel für den Gebrauch des schönen Geschlechts verhandelt werden. Sein arabischer Name ist „Sſuq el Jrbä", d. h. „Basar der Halsgeschmeide", nach einem der beliebtesten weiblichen Putze genannt. Nordöstlich von der Moschee beginnt dann ein wahres Basargewirre, in dem ich große Mühe hatte, die einzelnen Namen, welche dessen verschiedene Straßen, Gänge und Hallen führen, herauszufädeln. Dieß war um so schwieriger, als oft einige sich durchkreuzende Gänge dieselben, andere in gerader Linie sich fortsetzende, also streng genommen nur eine Straße bildende Basare jeden Augenblick wechselnde Bezeichnungen führten, je nach dem zufälligen Umstand, welchem Gewerbe die Läden angehörten. Hier haben wir zuerst den „Sſuq el Ḥaririya", d. h. der „Seidenhändler", dann den „Sſuq el Ḍabbdschiya", d. h. den „Basar der Messerschmidte", dann den ganz kleinen „Sſuq el Bornussiya" oder „Basar der Burnusfabrikanten",

den „Sſuq el Quâfiya“ oder „Basar der Frauenmützenmacher“, dicht an der großen Moschee gelegen, einen andern „Sſuq el Schauschiya“ oder „Basar der Mützenmacher“, den „Sſuq esch Schaharyn“ oder „Basar der Dolch- und Säbelscheiden.“

In einigen winkligen Gängen und Ecken dieses Basargewirres haben viele Juden ihre Läden, welche mir hauptsächlich Trödler zu sein schienen, die jedoch diesen Begriff in sehr weiter Bedeutung aufzufassen pflegen und sich außer mit dem Kauf und Verkauf alter Kleider auch noch mit dem von Gold- und Silbergeschmeide, Alterthümern, Juwelen u. s. w. abgeben. Diese Trödler schienen mir nicht eben die Vertreter der bessern Judenschaft, auch besaßen sie eigenthümliche Anschauungen über Ehrlichkeit im Handel. So suchte z. B. einer von ihnen, der es besonders mit Antiquitäten zu thun hatte, mir eine ganz schlechte vergoldete Nachahmung einer antiken Münze als ächtes Gold und ächtes Alterthum aufzuschwätzen. Ueberhaupt scheint in Tunis eine Fabrik falscher Alterthümer zu bestehen, zum Glück sind jedoch die Fälschungen so grob und augenfällig, daß sie selbst nicht den oberflächlichsten Kenner zu täuschen vermögen. Hier sah ich auch ein Exemplar jener berühmten oder vielmehr berüchtigten falschen Münze, worauf das Bild des Cäsar mit der Umschrift „Veni, vidi, vici“ steht, eine archäologische Monstruosität, die, glaube ich, in Italien zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem recht kecken Fälscher verfertigt wurde, welcher von der Unwissenheit und Dummheit der Alterthumskäufer doch ein wenig gar zu hyperbolische Begriffe besaß. Es hat immer etwas Beleidigendes, wenn man für so einfältig gehalten wird, dergleichen Fälschungen für ächte Antiquitäten ansehen zu können, aber wenn mich diese Händler beleidigten, so besaß ich ein gutes Mittel, sie wieder zu ärgern. Ich brauchte nämlich nur nach einem Probirstein zu verlangen, um ihr vermeintliches Gold oder Silber zu erproben; dann wurden sie ganz kleinlaut, baten

mich hoch und theuer, ihr Metall doch ja nicht zu probiren, und der Probirstein kam natürlich nicht zum Vorschein, da mir ihre Angst vor dem Probiren genügte, um die Falschheit ihrer Artikel darzuthun.

Im Norden hängt dieses Basargewirre mit den übrigen Marktstraßen, welche wir zuerst beschrieben haben, und welche beim „Dâr el Bey" endigen, durch einen engen, gewölbten Gang, „Sſuq eç Çorra" genannt, zusammen, welchen man den reichsten unter den Basaren von Tunis nennen kann, denn hier werden alle Juwelen und Kostbarkeiten verkauft, an denen das arabische, sowie das jüdische Tunis einen so großen Reichthum besitzt. Namentlich an Diamanten, Rubinen und Smaragden, den einzigen Edelsteinen, welche der Araber hochschätzt, herrscht Ueberfluß. Heut' zu Tage, bei der fast allgemeinen Verarmung der Mauren und Araber, treten diese jedoch nur noch selten als Käufer auf, sondern bedienen sich des „Sſuq eç Çorra" dazu, um hier den Familienschmuck, welchen die Wohlhabenheit früherer Jahrhunderte ihnen vererbt hat, zu veräußern, ein Geschäft, bei welchem ihre mangelhafte Waarenkenntniß gewöhnlich den Kürzeren zieht, während die schlauen Käufer, meist Israeliten, die mit den Juwelen speculiren, reich werden. Die meisten der hier erstandenen Edelsteine sollen nach Europa spedirt werden, wo die Preise besser sind, als in dem verarmten Tunis, welches oft den Mangel am täglichen Brod schwer empfindet und für Diamanten nichts mehr ausgeben kann.

Zwischen den beiden parallelen Budenstraßen, denen wir nun gefolgt sind, liegt mitten inne eine dritte, welche jedoch nicht von dem Platz am Seethore ausgeht, sondern erst in der halben Länge der beiden andern Straßen ihren Anfang nimmt und durch Seitengassen mit ihnen zusammenhängt. Sie besteht nur aus zwei, übrigens ziemlich langen Basaren, dem „Sſuq el 'Aṭṭaryn", d. h. dem „Basar der Parfümerie-

händler", und dem „Sſuq et Turk", dem „türkiſchen Baſar." Erſterer, deſſen bevorzugte Lage grade inmitten der beiden ſchönſten Moſcheen, Saytuna und Ben el 'Arûſſ, ihm ſchon an und für ſich einen höhern Rang zu ſichern ſcheint, gilt für den vornehmſten Baſar in Tunis, weil hier alle jene Luxusartikel verkauft werden, welche den reichen Arabern, namentlich aber ihren Harems, ſo theuer ſind. Hier findet man das berühmte Roſenöl, „'Itr el Ward" genannt, welches, früher vielfach im Innern dieſer Regentſchaft fabricirt, jetzt faſt ausſchließlich aus Conſtantinopel bezogen wird. Auch die andern geſuchten Eſſenzen oder Oele von Jasmin, Geranium, Domâry, Amber, Nelken und weißen Roſen, deren Verfertigungsort noch Tunis iſt, werden hier zuweilen verkauft. Daneben findet man die deſtillirten Waſſer aller dieſer Pflanzen, ferner die ſtarkduftenden Roſenkränze, Uhrketten, Bracelets, Ohrringe, aus einer Compoſition verſchiedener aromatiſcher Hölzer und Pflanzen gemacht, endlich die wohlriechenden Paſtillen der verſchiedenſten Art, ſei es zum Räuchern, zum Parfümiren des Tabaks oder zum Würzen des Kaffee's. Die gangbarſten Verkaufsartikel dieſes Baſars bilden jedoch das Henna (Lausonia inermis), eine Pflanze, deren färbender Eigenſchaft die Araberinnen den orangefarbenen Ton ihrer Hände und Füße verdanken, ſowie der Kohol, ein ſchwarzfärbendes Produkt verſchiedener Pflanzenſäfte, mit etwas Antimonium vermiſcht, zum Färben der Augenbrauen und Wimpern; endlich hängen an jedem Laden, ſymmetriſch nach der Größe geordnet, lange Reihen der feinſten Wachskerzen, bald weiß, bald bunt, bald vergoldet, zum Aufſtellen in Moſcheen und Grabkapellen.

In neueſter Zeit ſcheinen ſich jedoch nur noch wenige Händler dieſes Baſars auf der vollen Höhe ihres Waarenreichthums zu halten. Alle beſitzen zwar lange Reihen großer vergoldeter Doſen und Schachteln, in denen die Eſſenzen ver-

wahrt zu werden pflegen, sowie kleiner länglicher Rosenölgläser, aber bei vielen erfuhr ich auf Nachfrage, daß diese Behälter sämmtlich leer seien und einer früheren Epoche der Handelsblüthe entstammten, während der ganze Handel des Budenbesitzers sich jetzt auf den Verkauf von Henna, Kohol und Wachskerzen beschränkte.

Eine Seitenstraße dieses Basars, „el Feqqa" genannt, pflegte ich oft zu besuchen, weil sich in ihr der Laden des besten Fabrikanten wohlriechender Essenzen und Wasser befand. Dieser freundliche Mann, Hâdsch 'Alyy ulid el Chasnadschy genannt und aus Algier stammend, gab mir über die Verfertigung der in Tunis vorkommenden orientalischen Parfümerieen manchen dankenswerthen Aufschluß. Besonders interessirte es mich, das Verhältniß zwischen der Masse der zur Verfertigung nöthigen Blumen und dem Gewicht des producirten Oels zu erfahren. Hierüber erhielt ich folgenden Aufschluß. Zu einem Mithqâl, d. h. etwa dem dritten Theil eines Loths (genauer 94 Gran) Rosenöl gehören nicht weniger als 30 Pfund Rosen, zu einem Mithqâl Jasminöl sind gar 40 Pfund Blumen nöthig. Kein Wunder, daß der Preis dieser Oele sich sehr hochstellt. So kostet der Mithqâl Jasminöl etwa 10 Thaler, der Mithquâl Nessryöl, d. h. der Essenz der Rosa canina, fünf Thaler, der Mithqâl Qomâryöl (aus dem Holz eines aus Indien stammenden Baumes, arabisch Qomâry genannt, gefertigt) erreicht gar den ungeheuern Preis von 15 Thalern, also 45 Thaler das Loth. Das eigentliche Rosenöl ist viel billiger und kostet nur etwa 5 Thaler das Loth. Die Fabrikation dieser Oele ist außerordentlich einfach und mühelos. Aus den Blumen wird durch Destillation das wohlriechende Wasser gewonnen, welches an und für sich schon einen werthvollen Handelsartikel bildet, aber noch viel werthvoller dadurch wird, daß sich nach etwa drei- oder vierwöchentlichem Stillstehen auf seiner Oberfläche das Oel absetzt,

welches sein Gewicht in Gold werth ist. Das auf dem Rosenwasser oben aufschwimmende Rosenöl wird dann mit großer Sorgfalt entfernt und bedarf keiner weiteren Präparation, ebenso bei den Essenzen anderer Blumen. Uebrigens ist es eine außerordentlich kleine Quantität Oels, welche sich selbst auf einer größeren Masse destillirten Wassers absetzt; auf einer fünf Maaß enthaltenden Flasche voll Jasminwasser konnte ich kaum eine ganz dünne Linie Jasminöl oben aufschwimmend erblicken.

Außer den genannten destillirten Wassern und Oelen fabricirte Hâdsch 'Alyy auch noch Essenzen aus Geranium, aus Cassis, aus Nelken, dem spanischen Jasmin (Jasminum grandiflorum), sowie dem gewöhnlichen Jasmin (J. officinale) und einigen zehn oder zwölf andern Pflanzen. Auch bildete einen seiner Hauptindustriezweige die Verfertigung jener wohlriechenden Compositionen aromatischer Producte, aus denen Pastillen, würzende Beimischungen der Getränke, sowie die bekannten duftenden Rosenkränze u. s. w. gemacht werden. Diese aromatischen Producte sind Moschus, Ambergris (Ambra grisea), Civet (von den Viverra civetta stammend), Benzoë, Oomâry, welche zu Pulver verrieben und im Bain Marie so lange erwärmt werden, bis sich aus ihnen die Harze entwickeln, welche dem ganzen Teig Zusammenhang gewähren. Aus diesen vier Producten wird jenes Material der Rosenkränze und Schmuckfachen verfertigt, welches man bei uns fälschlich für Sandelholz hält. Zu den Räucherkerzchen nimmt man außer diesen vier noch ein fünftes Product, Sebed genannt, und zu den Pastillen nur Ambergris und Oomâry, da die Araber den Moschus nicht für genießbar halten.

Eine Fortsetzung des Ssuq el 'Attarỳn bildet der „türkische" Basar, der jetzt jedoch seinem Namen nicht mehr entspricht, da hier die Türken schon längst gänzlich von den

Juden verdrängt worden sind, welche daselbst meist europäische Kurzwaaren zum Verkauf bringen. Alle Läden hängen voll bunter baumwollener Schnupftücher, die mit ihrem ordinären europäischen Jahrmarktsaussehen sehr gegen die orientalischen Hallen abstechen, in denen diese gemeinen Artikel feilgeboten werden. Der Sſuq et Turk mündet gleichfalls beim „Dâr el Bey", welchem entlang seine Fortsetzung läuft, die den Namen „Sſuq el Bschemqiya", d. h. „Basar der Beschmaqverkäufer" führt. Die Beschmaq sind gelbe, in einer nach oben gekehrten Spitze auslaufende Schuhe, wie sie noch bei meiner ersten Anwesenheit in Tunis (1852) allgemein getragen wurden, die man aber jetzt nur mehr bei einigen beharrlichen Alten findet, während die übrige Bevölkerung allgemein europäisches Schuhwerk angenommen hat. Auch machen die Bschemqiya jetzt nur noch sehr bescheidene Geschäfte.

Das Dâr el Bey (wörtlich „Haus des Bey"), der Stadtpalast der Beherrscher von Tunis, das Centrum, um welches sich die ebengenannten Basare gruppiren, bildet eine für ein fürstliches Schloß nur mäßig große Baumasse, von außen beinahe schmucklos, aber doch charakteristisch und ächt orientalisch mit seinem Holzgetäfel, seiner originellen Fensterform und den eigenthümlichen Verhältnissen seiner Stockwerke. Treten wir durch den kellerartigen Eingang seines Erdgeschosses in's Innere, so nimmt uns zuerst ein großer ziemlich schmuckloser, von einfachen Rundbogenarcaden umgebener Patio auf. Von dessen vorderer Seite führt eine breite Treppe in denjenigen Theil des ersten Stockwerkes, welchen man den Festsaalbau nennen könnte. Hier gruppiren sich einige acht größere oder mittlere Säle um einen schönen maurischen innern Hof. Die beiden Hauptsäle waren zur Zeit der vor sechs Jahren verliehenen, aber gleich darauf verunglückten Constitution in Sitzungslocale verwandelt worden und sind noch jetzt mit dem ganzen schwerfälligen Apparat einer modernen

Deputirtenkammer, mit langen Reihen massiver Lehnstühle, mit einem Thron für den Souverän und einer Tribüne für Präsidenten und Redner ausgestattet, das größere Local in der Weise eines Parlaments, das kleinere in derjenigen eines Conseils oder etwa eines kleinen Senats, ein Apparat, der sehr im Widerspruch steht mit der ächt maurischen Ausschmückung der Wände und Decken. Namentlich in dem kleinern Saal, einer vollkommnen Rotunde, von einer graciösen Kuppel gekrönt, zeigt sich die maurische Kunst in ihrer vollen Schönheit. Die Decke ist ein wahres Meisterstück, mit jenen zierlichen Figuren und kunstvollen Arabesken in Gyps reich beladen, welche die Araber Noqsch Hadyd nennen und für die wir nur den annähernden Ausdruck arabeskische Stukkatur besitzen. Es ist unzweifelhaft, daß die Verzierungen dieser Kuppeldecke dem berühmten Noqsch Ḥadyd der Alhambra in Granada um nichts nachstehen, ein Beweis, wie lange sich diese edle Kunst bei den Mauren erhalten hat, denn diese Arbeit wurde erst zu Anfang unseres Jahrhunderts vollendet.

Ein anderer Theil des ersten Stockwerks besteht mehr aus kleinern, für Wohnungen eingerichteten Gemächern. In ihm befindet sich ein allerliebster Patio mit Arcaden von der graciösesten Bogenform und um ihn gruppiren sich viele mit alcovenartigen Nischen versehene kleine Stuben, reich mit glasirten Fließen, Marmor, Stukkatur und buntem Holzgetäfel geschmückt. Ihr Ende erreicht diese Gemächerreihe in einem rings von Glasfenstern umgebenen Pavillon, in dem der Bey im Ramadhân die Tage zubringt, ein ächt orientalisches Gemach, das Aussicht auf die zwei belebtesten Basare von Tunis gewährt.

In nächster Nähe, dem „Dâr el Bey" gegenüber, liegt eine der schönsten kleinen Moscheen, ganz mit reichen Marmorsculpturen bedeckt, von einem zierlichen sechseckigen Minaret überragt, dessen oberer Theil einen trommelartigen Erker

bildet und mit Stukk und Fließen reich verziert ist. Das Dâr el Bey selbst ist eine zwar außen unansehnliche, aber im Innern im schönsten orientalischen Styl gehaltene Baute, deren innere Höfe mit denjenigen des Alcazar in Sevilla wetteifern können. Nördlich von ihm liegt ein neuer, noch nicht ausgebauter Basar, der eine der Zierden von Tunis zu werden verspricht, und westlich zieht sich eine lange Straße hin, in der sich Paläste an Paläste reihen, in welchen die tunisischen Großen ihre Stadtwohnungen haben. Von außen bildet gewöhnlich nur die Hausthür einen Schmuck dieser Paläste, dieselbe ist immer mit Arabesken von zahllosen in Figuren geordneten Nagelköpfen geschmückt und nicht selten zeigen sich ihre Pfosten reich mit Sculpturen überladen; einzelne Hausthüren kosten bis zu zehntausend Thaler. Am Ende dieses Viertels stoßen wir auf die massenhafte, imposante Moschee Sfayydy Moḥarris (gewöhnlich Mahres ausgesprochen), das einzige Gebäude in Tunis, bei welchem der Central- und Kuppelbau zur vollen Geltung gelangte. Hier sehen wir der Kuppeln nicht weniger als neun, alle um die große Hauptkuppel herumgelagert, so daß die Moschee am meisten von allen in Tunis einer orientalischen, wie wir sie in Constantinopel sehen, entspricht.

Auf der andern Seite des Dâr el Bey haben wir im Nordost noch die Basare der „Dscheràba", d. h. der Bewohner der Insel Dscherba, welche hier die wollenen Decken, das Fabrikat ihrer Heimath, sowie grobe Fußteppiche feilbieten, ferner den „Sfuq esſ Sfarâdschiya", d. h. den „Basar der Sattler", wo alle zum Pferdegeschirr gehörigen Lederartikel verfertigt werden. Unter diesen finden sich manchmal sehr schöne, mit Gold und Silber gestickte Sättel, welche von dem arabischen Daḥid's oft für sehr bedeutende Summen erstanden werden. An diesem Ende der innern Stadt befindet sich das „Bâb Benâra", welches wir das vierte Thor der Altstadt

nennen müssen. Als erstes haben wir nämlich das Seethor angeführt. Das zweite gegen Süden gelegene wäre dann das Bâb el Dschesyra, nach welchem die östliche Vorstadt ihren Namen führt, das dritte, das „Bâb Dschedyd" oder das „neue" Thor, und das vierte das ebengenannte. Den Mauerkreis der Altstadt weiterverfolgend, haben wir dann noch im Nordost das fünfte Thor „Bâb Benât" oder Mädchenthor", im Osten das „Bâb esſ Sſuyqa" oder „Thor des kleinen Basars", nach welchem die östliche Vorstadt benannt ist, und endlich das an das Judenviertel grenzende „Bâb Qartadschenna" oder Thor von Karthago, von wo aus wir wieder das Seethor erreichen, so daß wir also im Ganzen in Tunis jetzt neun äußere und sieben innere Thore gefunden haben. Von den innern Thoren sind freilich einige jetzt nur noch bloße Mauerbreschen, eines, das „Bâb Qartadschenna", ist sogar ganz verschwunden, aber die Stelle, wo sie lagen, bewahrt doch ihren Namen und verleiht ihn der ganzen Umgebung.

Wenden wir uns von Bâb Benâra nach dem südwestlichen Theil der Stadt, so führt uns der Weg an einer andern größeren Moschee, „Dschâmi' el Qaçr", vorbei, deren reichverzierter Minaret ein getreues Beispiel des ächt maurischen Styls bildet. Unweit davon liegt das Grab eines alten Dauletly (Dey), welcher vor der Begründung der jetzigen Dynastie der Bey's herrschte. Wie alle die zahlreichen Gräber von Heiligen, Fürsten und hohen Personen, welche es in Tunis giebt, so zeigt sich auch diese Grabkapelle als ein Kuppelbau, dessen Gewölbe mit grünangestrichenen Ziegeln gedeckt ist, während die Kuppeln der Moscheen stets weiß sind. Eine lange, vielgewundene Gasse, „Saqat el chomssa", führt von hier nach dem niederen Theil der Altstadt hinab und zwar zunächst in einen sehr weitläufigen Basar, der aus mehreren Budenstraßen besteht und den allgemeinen Namen

„Sſuq el balad", d. h. „Stadtmarkt" führt. Er ist dem Verkauf aller möglichen Waaren, meistens jedoch demjenigen von Lebensmitteln gewidmet und bildet den ganzen Tag hindurch das Centrum eines regen Lebens, während die andern Basare nur am Morgen lebhaft zu sein pflegen. An ihn stößt ein andrer Basar „Sſuq el 'Açr", d. h. der „Nachmittagsmarkt", welcher seinem Namen entsprechend, in der späteren Tageszeit am Lebhaftesten zu sein pflegt, ein Umstand, der in moslimischen Städten, in denen sonst fast alle Geschäfte Morgens abgemacht werden, beinahe beispiellos ist. In diesem Quartier liegen zwei schöne Moscheen, die Dschâmi' el Dschedyd (neue Moschee) und die „Dschâmi' Bâb Dscheſyra Dachlâny", d. h. „die Moschee innerhalb des Inselthors", ein Name, den sie zur Unterscheidung von einer grade außerhalb des Inselthors gelegenen anderen Moschee führt; letztere, die „Dschâmi' Bâb Dscheſyra berâny", d. h. die Moschee außerhalb des Inselthors, besitzt einen schlanken, mehr einem unsrer Kirchthürme ähnlichen Minaret.

Unweit hiervon, im Innern der Altstadt, zwischen dem „Bâb el Dscheſyra" und dem „Bâb el Dschedyd" liegt eine Gruppe kleiner schiefergedeckter Kuppelbauten, die Begräbnißkapellen der regierenden Dynastie, von außen ziemlich schmucklos, aber innen nach den Berichten der Araber, welche sie allein betreten dürfen, mit Marmor, Stukk und Fließen reichlich ausgestattet. Mit diesen Grabkapellen hängen zwei fromme Stiftungen zusammen, Convicte oder Kosthäuser für arme Studierende, Medrasſa genannt. Solcher Medrasſa giebt es überhaupt in Tunis eine große Anzahl.

Was die Bäder betrifft, so zählt die Stadt deren vielleicht einige vierzig, deren vorzüglichste das Hammâm el Dauletly (Bad des Dey), Ḥammâm eç Çabarhyn (Bad der Tüncher) sind, von welchen sich jedoch kein einziges durch Größe oder architektonische Schönheit auszeichnet. Der mitt-

lere, von Säulenarcaden umgebene Hauptsaal, in welchem man sich aus- und ankleidet, ist bei allen in demselben Styl gebaut, die Arcaden sind von moderner Form und unansehnlich; eine besonders originelle Wandzierde aller dieser Badestuben bilden die komischen, grellgelben oder blauen Löwen von höchst steifer, bizarrer Form, die Producte der Kunst eines arabischen Malers, der Perspective wie Nachahmung der Natur in gleicher Weise verachtet.

An Gefängnissen herrscht gleichfalls kein Mangel. Das bedeutendste derselben ist das sogenannte „Dâr edh Dhorŷba", d. h. „das Haus der Prügel", dessen Erdgeschoß aus großen, gewölbten Hallen besteht, in denen die Gefangenen wenigstens keinen Mangel an Raum haben, obgleich ihnen freilich sonst auch nichts, als der nackte Boden, geboten wird. In einigen kleinen Zimmern im Erdgeschoß befinden sich Gefängnisse, welche für vornehmer gelten, wohin der Dâŷid der Juden seine Religionsgenossen und die Consuln ihre Landsleute zu sperren pflegten. Zur Zeit, als ich dieß Gefängniß besuchte, hatte nur der englische Consul von ihm Gebrauch gemacht und zwar, um einige zwanzig spitzbübischer Malteser dort festzusetzen. Diese engen Räume kamen mir jedoch ungleich widerlicher, schmutziger und verpesteter vor, als das gewöhnliche arabische Gefängniß.

In einem großen Saal des ersten Stockwerkes des „Hauses der Prügel" pflegt der Dauletly (die Bedeutung dieses Worts ist „Dey", es bezeichnete früher den Mitregenten, ja in älterer Zeit den Gebieter der Bey's von Tunis, ist aber jetzt zum leeren Titel herabgesunken, den man dem Militärgouverneur der Stadt Tunis beilegt) allwöchentlich seine polizeigerichtlichen Sitzungen zu halten. Diesen wohnte ich öfters bei, kann also als Augenzeuge das etwas allzusummarische Gerichtsverfahren, welches dieser Würdenträger handhabte, schildern. Publicum pflegte bei diesen Audienzen

außer mir gewöhnlich nicht vorhanden zu sein. Die Araber sind nicht neugierig, am Allerwenigsten aber unterhält es sie, ein Paar arme Schlucker von officiellen Mißhandlern geschunden zu sehen. Denn auf etwas Andres liefen diese Sitzungen nicht hinaus. Ich bin überzeugt, daß neun Zehntel der Gerichtssprüche Ungerechtigkeiten waren und zwar, wenn man so sagen kann, durchaus unparteiische Ungerechtigkeiten, denn der Gouverneur hatte gar kein Interesse dabei, ob die Leute bestraft wurden oder nicht, sondern strafte sie lediglich sogleich auf der Stelle ab, um die Procedur abzukürzen. Das war ächt summarische Justiz. Gewöhnlich ging es dabei folgendermaßen her. Drei oder vier barbarisch rohe Polizeisoldaten schleppten einen armen zerlumpten Beduinen herein, der laut schrie und Gott und die Welt um Barmherzigkeit anrief. Aber da half nichts, er wurde mit Stößen, Püffen und Schlägen vor den Dauletly gebracht, und wenn er in zerlumpten Kleidern in das „Haus der Prügel" gekommen war, so konnte er sicher sein, nur noch mit durchsichtigen Fetzen behangen vor den Gouverneur gestellt zu werden, so energisch hatten die Häscher an ihm herumgezerrt. Nun begann der eine Policist vorzutragen, was das Verbrechen sei, dessen der Delinquent angeklagt war. Gewöhnlich bestand dieß in einer ziemlich unschuldigen Kleinigkeit; Delinquent hatte einem Gläubiger nicht zahlen wollen (d. h. nicht können), er hatte einen Streit auf der Straße gehabt, er war nach Sonnenuntergang ohne Laterne gefunden worden, oder sollte irgend etwas Irreligiöses gesagt haben u. s. w. Nun fuhr der Dauletly den armen Schlucker an: Was hast du zu deiner Rechtfertigung zu sagen, Hund? Aber kaum hatte der so Angeredete den Mund geöffnet, so verlor auch schon der Würdenträger die Geduld und schrie: „Schnell in's Gefängniß mit ihm!" Darauf wurde er unter derselben zärtlichen Behandlungsweise abgeführt, um im Gefängniß, Gott weiß, wie

lange zu bleiben, vielleicht vergessen zu werden. Im „Haus der Prügel" findet nämlich keine regelmäßige Strafzeit ihre Anwendung, die Delinquenten bleiben darinnen, so lange es den Beamten beliebt, und wenn sie befreit werden, so geschieht dieß lediglich, weil zuviel neue da sind, für die sie Platz machen müssen. Außer diesem und einigen andern Gefängnissen für Männer, giebt es auch noch ganz besonders mysteriöse Frauenkerker.

Auch von Kasernen finden sich außer der schon genannten Hossayniya in Tunis noch viele, deren jede, je nach verschiedenen Waffengattungen oder verschiedenen nationalen Elementen eine andere Bestimmung hat; einige sind in der That Invalidenhäuser, meistens dienen sie jetzt jedoch als Proviantkammern, Montirungsmagazine u. s. w., während nur die erwähnte Keschla Hossayniya noch ihrem ursprünglichen Zwecke entspricht.

Zweites Capitel.

Allgemeiner Ueberblick über die verschiedenen Schichten der Bevölkerung.

Die Europäer in Tunis. — Ihre ausnahmsweise günstige Stellung. — Einfluß des Orients auf ihre Moralität. — Consuln und ihre Nachäffer. — Der Consul der Republik San Marino. — Skandalsucht der Tuniser Franken. — Unehrlichkeit einzelner Beamten. — Die Juden in Tunis. — Die tiefe Stufe, welche sie einnehmen. — Versuche, ihr Schicksal zu bessern. — Reichthum einzelner Juden. — Unehrlichkeit. — Schmutz des jüdischen Viertels. — Die Moslims von Tunis. — Ihr Verhalten gegenüber Andersgläubigen. — Aberglauben. — Wunderliche Heilige. — Religiöse Persönlichkeiten. — Vielweiberei. — Ihre beschränkte Anwendung. — Der eigentliche Bürgerstand. — Seine Tugenden und Fehler. — Tracht der Männer und Frauen. — Die Mamluken. — Die Kulugly's. — Die Suawua. — Die Dschebâliya. — Die Dscheräba und andere Ketzer. — Seltsame Gebräuche beim Gottesdienst.

In keiner Stadt bieten vielleicht die verschiedenen Elemente, aus welchen die Bevölkerung besteht, größere Contraste in ihrer äußeren Erscheinung, in ihren Sitten und Gebräuchen, ihren moralischen oder unmoralischen Instinkten, in ihren religiösen Meinungen, ihren Rechtsanschauungen und ihrem allgemeinen Bildungszustande dar, wie in Tunis. Unter diesen Elementen steht uns selbstredend das europäische am Nächsten, welches hier durch einige zehn- bis zwölftausend Vertreter repräsentirt ist, und mit dem wir uns deßhalb zuerst beschäftigen wollen. Wäre dieses Element unverfälscht seinem Ursprunge treu geblieben, das heißt würde es die Sitten und Anschauungen Europa's noch jetzt so wiederspiegeln, daß wir in ihm nur ein Bild unsrer Heimath wiederzufinden glauben könnten, so wäre natürlich jede Beschreibung desselben inter-

essels und überflüssig. Dem ist jedoch nicht so. Die in Tunis ansässigen Europäer, von welchen wir den größten Theil vielleicht richtiger Levantiner nennen sollten, sind in der That ihrer ursprünglichen Heimath entfremdet. Sie sind nur noch dem Namen nach und in der äußeren Erscheinung Europäer, der Sprache nach sind sie es nicht immer, denn viele finden bei Weitem mehr Leichtigkeit, sich arabisch auszudrücken, als in dem Idiom ihres Mutterlandes. Aber obgleich sie aufgehört haben, Europäer zu sein, so sind sie doch deßhalb keineswegs Eingeborne im vollen Sinne des Worts geworden. Sie bilden vielmehr ein Völkchen sui generis, eine kleine zwitterhafte Mischlingsnation, welche ihre eignen Sitten und Gewohnheiten, ihre eignen Tugenden und Laster besitzt, und welche, trotz der Mannichfaltigkeit des Ursprungs ihrer verschiedenen Elemente, dennoch in vielen Allgemeinheiten übereinstimmt und sich durch diese vom wirklichen Europäer ebensogut wie vom Eingebornen unterscheidet.

Zu diesen Allgemeinheiten gehört zuerst eine eigenthümliche Rechtsanschauung, welche in den seltsamen juridischen Verhältnissen wurzelt, unter denen der Schützling europäischer Consulate hier lebt. Der Umstand, daß ein solcher Schützling von der einheimischen Jurisdiction völlig frei ist, daß er nur von seinem Consul gerichtet werden kann, dessen Regiment gewöhnlich ein höchst sanftes, oft ein allzu nachsichtiges zu sein pflegt, erzeugt das Gefühl einer Unabhängigkeit, ja einen gewissen Uebermuth, der an und für sich kein Uebel wäre, ginge er nicht allzuoft mit einer sittlichen Laxheit und einem Bewußtsein von rechtlicher Ungebundenheit Hand in Hand, welche jedes geordneten Rechtszustandes spotten. Der hier lebende Europäer weiß es aus Erfahrung, daß der Consul, sein einziger Richter, ein großes Widerstreben gegen ein energisches Auftreten in Rechtssachen empfindet, daß er gewöhnlich nur die gröbsten Vergehen und selbst diese kaum vor sein Tri-

bunal fordert; was Wunder also, wenn er sich durch rechtliche Gründe nur schwach beeinflussen läßt und sehr wenig Respect vor ihnen hegt. Ist seine moralische Disposition zum Bösen geneigt, so findet er hier das beste Feld, dieß mit einem gewissen Grade von Ungestraftheit ausüben zu können. Der Umstand, daß große Verbrechen, wie in Tunis überhaupt, so auch in dessen europäischem Viertel verhältnißmäßig selten sind, ist vielleicht eher einem glücklichen Zufall zuzuschreiben, welcher hierher meist Angehörige solcher Nationen geführt hat, deren Gemüthsart eine sanfte ist, nicht aber dem Mangel an Gelegenheit. Ein solches Volk von sanfter Gemüthsart sind die Malteser, welche über die Hälfte der europäischen Bevölkerung von Tunis bilden. So lange sie allein oder wenigstens zum überwiegenden Theil das Proletariat des Frankenviertels ausmachten, gehörten Mordthaten und Todtschläge zu den größten Seltenheiten. Anders ist dieß erst vor wenigen Jahren geworden, seit sich ein andres Element des Proletariats hier eingefunden hat, nämlich die zahlreichen vor der Conscription entlaufenen Süditaliener und Sicilianer. Diese haben dem europäischen Stadttheil nun den traurigen Ruhm verschafft, daß in ihm fast ausschließlich vom ganzen Stadtgebiet von Tunis blutige Verbrechen begangen werden.

Eine höchst nachtheilige Folge der Ungebundenheit, deren sich die Europäer hier erfreuen, bildet ihr Widerwille gegen jede, selbst die vom allgemeinen Besten gebieterisch geforderte Verpflichtung. So hat man bis jetzt die Bewohner des Frankenviertels noch nicht dahin bringen können, ihre Straßen rein zu halten, welche die schmutzigsten, ungesundesten und übelriechendsten von ganz Tunis sind, oder sich einer kleinen Abgabe zu unterziehen, welche die Consuln in Vorschlag brachten, um endlich einmal eine von den einfachsten Sanitätsgrundsätzen gebotene Straßenpolizei in's Leben zu rufen. Aller Eifer der Consuln scheiterte an dem bösen Willen ihrer Schutzbefohlenen, welche

nicht zum Leisten einer Abgabe angehalten werden konnten, da den Consuln bis jetzt nur die juridische, nicht aber die straßenpolizeiliche Gewalt zustand. So standen also die Europäer in Tunis eigentlich unter gar keiner städtisch-polizeilichen Autorität. In neuester Zeit verspricht dieß jedoch anders zu werden. Die Consuln, in dieser Frage glücklicherweise einig, haben zu Ende des vorigen Jahres (1868), von ihren Regierungen die Ermächtigung nachgesucht und auch wirklich alle erhalten, von ihren Schutzbefohlenen Abgaben zu straßenpolizeilichen Zwecken zu erheben, und so dürfte denn in Zukunft das Frankenviertel nicht mehr das schmutzigste der Stadt und ein häßlicher Schandfleck für die sogenannten civilisirten Nationen bleiben. Zu was für Lächerlichkeiten und zugleich zu welch' lästigen Störungen die Mängel führen, welche dem System der consularischen Justiz ankleben, dazu kann uns folgendes Beispiel einen treffenden Beleg liefern. Wird es den Consuln schon schwer, Polizei und Justiz auszuüben, wenn es sich nur um ihre eigenen Untergebenen handelt, so nehmen diese Schwierigkeiten jedoch noch viel größere Verhältnisse an, wenn es sich um einen Conflict zwischen Untergebenen verschiedener Consulate handelt. In solchen Fällen, mag auch das Recht des Einen und das Unrecht des Andern noch so klar auf der Hand liegen, so erfolgt doch jedesmal ein endloser Proceß, den die Advocaten der respectiven Consulate ausfechten und von dem sie sich mästen, bis die erbärmlichste Kleinigkeit und die einfachste Rechtsfrage, die bei uns ein Richter erster Instanz entscheiden würde, ihre Erledigung gefunden hat. In privatrechtlichen Fällen treffen freilich die Folgen dieses Uebels, wie groß es auch sein mag, doch immer nur Einzelne. Sind aber solche Fälle mit Fragen aus andern Rechtsgebieten complicirt, zum Beispiel mit solchen aus dem Straßenpolizeirecht oder der Sanitätsjurisprudenz, so droht die Verzögerung ihrer Lösung für die gesammte Bevölkerung

eine Calamität zu werden. So war es in dem zu besprechenden Falle. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: In der „Straße der Malteser", einer der schmutzigsten von Tunis, aber leider einer der unvermeidlichsten, durch die fast alle Bewohner des Frankenviertels täglich passiren müssen, war nach einem Hausbrande ein großer Haufe von Trümmern, Erde, Asche u. s. w. mitten auf dem Gassenraume liegen geblieben. Niemand wollte diesen Schutthaufen, der allmählig durch Gassenkoth und durch Unrath, welchen die benachbarten Malteser darauf entluden, zu einem die ganze Straße verpestenden Ungethüm anwuchs, hinwegräumen. Der Eigenthümer des abgebrannten Hauses behauptete, sein Miether, der zur Zeit des Brandausbruches darin wohnte, habe die Verpflichtung, den Schutt wegzuräumen, und der Miether schickte die Verpflichtung dem Hauseigenthümer zurück. Da Beide verschiedenen Nationen angehörten, so mußten nun die Consulate die Sache ausfechten, was sie glaube ich auch sechs Monate lang thaten, worüber sie aber schließlich wegen einer Competenzfrage nicht einig werden konnten. Unterdessen versperrt aber der Schutthaufen nach wie vor die Straße, verpestet die Luft und die Consuln selbst, welche alle Tage daran vorbei fahren, müssen sich sagen, was für ein mangelhaftes Ding doch ihr Justizverfahren sei.

Eine andere Eigenthümlichkeit, welche wir bei den in Tunis angesiedelten Europäern beobachten, wurzelt in dem merkwürdigen Einfluß, welchen, trotz der Verschiedenheit der Religion und trotz der tiefen Verachtung, mit welcher der christliche Levantiner auf die Moslims herabsieht, eben diese Moslims auf die Sitten und Gewohnheiten der Franken ausgeübt haben. Eine Folge dieses Einflusses, welche dem Fremden am Auffallendsten entgegentritt, bilden die fast orientalische Lebensweise und häuslichen Gewohnheiten der Levantiner. Ohne daß sie einen eigentlichen Harem kennen, ja obgleich

sie diesen Begriff höchlichst verabscheuen, so führen doch in der That ihre weiblichen Angehörigen häufig das abgeschlossene Leben moslimischer Haremsgeschöpfe. Jedes Hauswesen zieht sich hier mit beinahe orientalischer Abgeschlossenheit von der Außenwelt zurück, die Frauen gehen selten aus, der Mann besorgt die Einkäufe für die Küche; ja selbst auf diesen Herrn der Schöpfung erstreckt sich der einheimische Einfluß; seine Berührungen mit der Außenwelt beschränken sich auf das Geschäftliche; Erholung und Vergnügen kann er nur in seiner Häuslichkeit finden. Diesem Umstand ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Moral der hiesigen Europäer in Bezug auf die geschlechtlichen Verhältnisse nicht so verderbt erscheint, als man es aus ihrem allgemeinen tiefen Standpunkt der Moralität schließen möchte. Daß dieser Standpunkt aber ein tiefer sei, beweist das laxe Ehrlichkeitsgefühl, welches sich bei allen geschäftlichen Beziehungen geltend macht. Ehrlichkeit ist bei der großen Mehrzahl der Tuniser Franken eine gänzlich außer Credit gekommene Tugend; so daß derjenige, welcher diese antediluvianische Eigenschaft hier zur Geltung bringen wollte, als Sonderling verlacht werden würde. Als Entschuldigung für diesen Mangel an Ehrlichkeit hört man hier nicht selten den Umstand anführen, daß die Juden, in deren Händen fast der ganze Handel ist, ja auch und zwar auf die unverschämteste Weise betrügen, und daß kein Kaufmann hier auf einen grünen Zweig kommen könne, welcher sich diese nicht zum Beispiel nehmen wolle.

Auch an lächerlichen Seiten fehlt es den hier wohnenden Levantinern nicht. Eine der komischsten derselben ist vielleicht jene kleinliche Pedanterie, mit welcher sie die geringfügigsten europäischen Costümregeln beobachten. Von europäischer Bildung besitzen sie fast nichts, aber im Aeußern auch nur um ein Haarbreit von europäischer Sitte abzuweichen, das scheint ihnen die ärgste Ketzerei. Nirgends findet der ofenrohrartige

Cylinder größere Verehrer als unter den Franken in Tunis, nirgends widmet man der Mode größere Aufmerksamkeit, nirgends hängt man so fest an den erbärmlichsten Kleinlichkeiten der äußern Ausstattung des Europäers. Wehe Demjenigen, welcher glaubt, deßwegen, weil er in einem barbarischen Lande ist, sich in seinem Anzug ein wenig gehen lassen zu können, seine alten Kleider auftragen will, oder nicht Geld und Gelegenheit hat, um sich neumodische aus Paris kommen zu lassen, denn von wo anders läßt kein Tunifer Franke, der sich zur ersten Gesellschaft rechnet, seine Kleider kommen. Ein gar nicht mehr junger Mann, aber unverbesserlicher Stutzer, der einst den Löwen der europäischen Colonie in Tunis spielte, unterhielt mich einmal einen ganzen Abend über — man rathe! — den Frack des französischen Consuls. Dieser letztere Herr ist nämlich so vernünftig, nicht übertrieben viel auf Toilette zu halten und trug an jenem Abend einen Frack, der vielleicht altmodisch war, den ich aber gewiß nicht bemerkt haben würde, hätte mich nicht das Orakel der Mode in Tunis darauf aufmerksam gemacht. Wie kann man ein so altmodisches Kleidungsstück tragen! mit zwanzig Ausrufungszeichen, das war das dritte Wort des Löwen von Tunis. Ein anderer, etwas jüngerer, erst angehender Löwe stellte mich einmal ernstlich darüber zur Rede, warum ich meine Cravatte immer auf dieselbe Weise binde. „Ich könnte es vor Langeweile nicht aushalten", behauptete er, „wenn ich stets mein Halstuch nach einem Modell tragen müßte." Im Clubb von Tunis hörte ich die Elite der männlichen Jugend allen Ernstes die Frage studiren, welche Hosenfarbe am Modernsten sei! O Gott! und um solche Sachen zu hören, kommt man nach Afrika. Lieber die Wüste als ein Frankenviertel in einer afrikanischen Stadt.

Die reichere und vornehmere Klasse von Europäern, wozu die Consulsfamilien, deren einzelne oft schon seit Gene-

rationen hier ansässig sind, das Personal der Consulate, ferner die reicheren Kaufleute, Bankiers und die zahlreichen christlichen Beamten der hiesigen Regierung gehören, zeichnet sich durch eine ihr eigenthümliche Lächerlichkeit aus, welche wir in unsrer Heimath zuweilen auch, jedoch nirgends zu solch' üppiger Blüthe gedeihen sehen, wie in der schönen Stadt Tunis. Diese Lächerlichkeit besteht in einer wahrhaft knabenhaften Sucht nach goldenen Mützenlitzen, nach Ordensbändern und andern eitlen Auszeichnungen, welche hier so gemein sind, daß sie aufhören, letzteren Namen zu verdienen. Die goldnen Mützenlitzen, welche hier das äußere Merkzeichen einer officiellen Stellung auswärtiger Unterthanen bilden, werden nämlich in Tunis nicht nur von allen Consuln, ihren Secretären, Kanzlern, Concipisten u. s. w., sondern außerdem noch von einer Anzahl von Menschen getragen, welche sich etwas darauf zu Gute thun, ein kleines Aemtchen bei irgend einer hier bestehenden europäischen Institution auszufüllen. So schmücken sich die Beamten des französischen Telegraphen, der italienischen Post und andrer gleich hochwichtiger Anstalten mit goldberänderten Mützen und fallen damit den armen Tunisern nicht wenig in die Augen, welche vor lauter Goldglanz nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht.

Da die Consuln in Tunis eine so bevorzugte Stellung einnehmen, so konnte es nicht fehlen, daß diese den Neid und die Eifersucht vieler hier ansässiger Europäer erweckte oder kühne Wünsche und verwegene Pläne in ihnen hervorrief. Consul zu werden, und sei es auch nur von dem kleinsten und erbärmlichsten Fürstenthum der Erde, das ist der Traum eines jeden Europäers in Tunis. Leider giebt es aber der Staaten, welche in dieser Regentschaft wirkliche Interessen haben, nur verhältnißmäßig wenige, und deren Consulate fanden sich unglücklicher Weise von Männern besetzt, die selbst ein Tunifer Tausendkünstler nicht aus ihrer Stellung hinaus-

intriguiren konnte. In dieser Verlegenheit kam es nun den Candidaten der Consulate sehr gelegen, daß einige Duodezstaaten, wie die Republik San Marino und das Fürstenthum Monaco es nicht sehr genau damit nahmen, ob sie Interessen in Tunis haben mochten oder nicht, und sich für Geld und gute Worte dazu herbeiließen, einen Consul daselbst zu ernennen oder vielmehr den eitlen Titel eines Consuls zu verleihen, eines Agenten, welcher zwar gar nichts zu thun hat, der aber in den Augen der hiesigen Regierung immer noch eine viel höhere Stellung einnimmt, als er verdient und als der Duodezstaat für seinen Vertreter beanspruchen kann, da sich diese Regierung, deren geographische Kenntnisse sehr limitirter Natur sind, unmöglich vorstellen kann, wie klein und wie erbärmlich die besagte Republik und das genannte Fürstenthum denn eigentlich seien. Natürlich ist von einem Gehalt für die Vertreter solcher Mächte in Miniatur nicht die Rede, sie müssen im Gegentheil noch froh sein, wenn sich die Republik oder der Fürst die Befriedigung ihrer Eitelkeit nicht allzu theuer bezahlen läßt. Aber so eigenthümlich sind die Verhältnisse am hiesigen Hofe und der hiesigen Regierung beschaffen, daß ein nach unsern Begriffen rein illusorischer Titel nicht nur ein gewisses Prestige ausübt, sondern selbst baaren Vortheil abwirft, sei es im Handel, indem jeder Consul zollfreie Einfuhr beanspruchen kann, sei es bei gewissen Vorkommnissen, wovon folgender Fall ein kurzweiliges Beispiel liefern mag.

Der jetzige Bey besaß vor vier oder fünf Jahren einen italienischen Leibarzt, Namens Dr. Lumbroso, ein Individuum, für welches der allerhöchste Puls eine wahre Goldader geworden war. Als dieser Mann anfing, seine Schätze ansehnlich genug zu finden, um in Tunis eine Rolle spielen zu können, empfand er auf einmal eine heftige Sehnsucht nach einer goldbelitzten Mütze, ohne welche ihm alles Gold in seinen Taschen werthlos

schien. Tag und Nacht träumte er nur nur davon, Consul zu werden, womöglich von einer Großmacht. Diesen Traum in Wirklichkeit zu verwandeln, gab er sich die größte Mühe und soll zu diesem Zweck einige zweihundert Briefe an alle möglichen großen und kleinen Beamten in allen möglichen großen und kleinen Staaten geschrieben haben, in denen die schönsten Versprechungen von diplomatischen Vortheilen in Tunis den verschiedenen Regierungen den Mund wässern machten. Keine dieser Regierungen biß jedoch an, außer einer einzigen, derjenigen nämlich der ältesten, leider aber auch der kleinsten Republik der Erde. Wie es dem Doctor gelungen, die zwei Consuln und ihre Senatoren, welche das Wohl des Freistaates leiten, zu bestechen, weiß ich nicht, kurz, es gelang, Lumbroso wurde zum Consul von San Marino ernannt und der Bey von diesem Ereigniß benachrichtigt. Groß war das Erstaunen bei Hofe, als man diese Ernennung des Vertreters eines Staates erfuhr, von dessen Existenz man bis jetzt nicht das Geringste gewußt hatte. Aber ein Consul ist einmal ein Consul und repräsentire er auch nur einige Bauerndörfer und ein paar Kuhställe, und so wurde auch Lumbroso in förmlicher Audienz vom Bey empfangen, um ihm seine Creditive zu überreichen. Der Doctor hatte, um die Förmlichkeit seines ersten officiellen Auftretens zu erhöhen, sich mit einem Gefolge umgeben, welches ein vollständiges Consulatspersonal vorstellen sollte. Natürlich hatte sich die Republik nicht entvölkern können, um ihm dieses Personal zu liefern, dasselbe mußte vielmehr aus solchen Tuniser Franken, welche in ihren ehrgeizigen Plänen sich nicht bis zur Consulswürde selbst verstiegen, sondern mit den untergeordneten Stellen begnügten, gebildet werden. Einige Commis aus Handelsbureaux, ein Apothekergehülfe und, wie ich hörte, auch ein früherer Friseur, das waren die Herren, welche Lumbroso in die improvisirten und von ihm

selbst erfundenen Uniformen von Consulatssecretären, Kanzlern, Dragoman u. s. w. der Republik San Marino steckte. Für sich selbst hatte er ein wunderschönes Staatskleid erdacht, welches diejenigen der übrigen Consuln vollkommen auszustechen bestimmt war. Die erste Vorstellung des Consuls der großen Republik ging denn auch wirklich mit dem feierlichsten Pomp von Statten, wie er bei dem Gesandten einer Großmacht nicht glänzender sein konnte.

Der Doctor, wohlbekannt mit den Eitelkeiten des hiesigen Hofes, fand bald darauf noch zweimal Gelegenheit, ähnliche Theateraufzüge zu veranstalten, deren erster wirklich von vollendet komischem Effect war. Da der Bey von Tunis in den letzten zehn oder zwölf Jahren fast von allen Souveränen größerer Staaten deren lebensgroße Oelporträts geschenkt bekommen und sehr hoch aufgenommen hatte, so kam Lumbroso auf den glücklichen Gedanken, etwas Aehnliches in Bezug auf seine Republik in Scene zu setzen. Die Porträts derjenigen Bauern, welche gerade in dem Freistaat die höchsten Würden bekleideten, würden natürlich wenig Eindruck auf den an Uniformen und Epauletten gewöhnten Bey gemacht haben. In dieser Verlegenheit wußte sich aber der Doctor zu helfen, indem er beschloß, dem Fürsten das vermeintliche Bild des Schutzpatrons der Republik, des heiligen Marino selbst, zu überreichen. Dieses Gemälde, welches auf irgend einem Trödelmarkt von Italien gekauft worden war und irgend einen beliebigen Heiligen vorstellte, welchem man bei dieser Gelegenheit den Namen des Heiligen Marino beigelegt hatte, wurde mit entsprechendem Ceremoniell und großem Pomp überreicht, und der erstaunte Bey, welcher mit Bildern ganz anderer Art vertraut war, erblickte nun das Conterfei eines glatzköpfigen, weißbärtigen, alten Priesters, mit einem goldenen Heiligenschein um den Kopf und mit einem goldbrocatnen Meßgewande bekleidet, von dessen Verhältniß zu dem Freistaat und wahrer

Bedeutung er keine Ahnung hatte, vielmehr in Bezug auf ihn glaubte, die ganze Republik sei eine Art von geistlichem Staate und werde von besagtem alten Priester gegenwärtig regiert.

Der andere Theateraufzug, welchen der Doctor zu seiner eigenen Verherrlichung nöthig fand, zur Aufführung zu bringen, setzte dem ganzen Schwindel die Krone auf. Die Republik San Marino besitzt nämlich einen Orden, welcher eigens auf Anrathen solcher Männer, wie Lumbroso, vor wenigen Jahren zu dem Zwecke, um fremden Fürsten und Höfen Sand in die Augen zu streuen, geschaffen worden ist, und mit dessen Ueberreichung beschloß der Doctor den Bey zu überraschen, ähnlich wie letzterer in neuester Zeit mit den Großkreuzen englischer und französischer Orden geschmückt worden war. Natürlich mußte die große Republik ihre Zustimmung geben, was sie unter der Bedingung that, daß Lumbroso die Insignien des Ordens aus eignen Mitteln anschaffen müsse; dieß war freilich eine harte Nuß für die Zähne des Doctors, denn wenn auch die Republik klein ist, so ist ihr Orden doch groß und zwar größer und prächtiger, als der irgend einer Großmacht.

Dennoch entschloß sich der große Consul zu diesem Opfer; der Orden wurde angeschafft, in einer vergoldeten Staatscarosse nach dem Bardo gebracht, dort unter den üblichen Ceremonien überreicht und Lumbroso zum Dank dafür mit einem tunisischen geschmückt, auch erhielt er außerdem noch höchst ansehnliche Geschenke, welche vielleicht mehr werth waren, als die ganze Republik mitsammt ihrem Orden. Das ist nämlich des Pudels Kern, daß in diesem Lande die Befriedigung solcher Eitelkeiten noch einen goldnen Boden hat, daß der Ueberreicher eines Ordens an den Bey in orientalischer Weise geehrt, d. h. in fürstlicher Weise beschenkt zu werden pflegt, und zwar nicht nur er selbst, sondern Alles, was um und an

ihn hängt, decorirt, reich belohnt und so vollauf für die Mühe, einige fade Hofceremonien absolvirt zu haben, bezahlt wird. Dieser Umstand hat zur Folge, daß ein großer Theil des Hofpersonals und der im tunisischen Dienste stehenden Europäer, Griechen, Kopten oder Juden förmlich Jagd auf solche Fremde zu machen pflegt, welche in der Lage sind, oder doch für fähig gehalten werden, bei ihren Regierungen dahin wirken zu können, daß der Bey einen neuen Orden bekomme: eine Excentricität, welche ich aus eigner Erfahrung verbürgen kann, denn auch an mich erging von Seiten eines im Dienste des Bey stehenden, hochgestellten Europäers die Anfrage, ob ich nicht seinem Landesherrn auf irgend eine Weise den Orden irgend eines kleinen deutschen Fürsten verschaffen könne. Diese Zumuthung sollte durch in Aussicht gestellte Geschenke, sowie durch das Versprechen eines hohen Ordensgrades im Nischân Iftichâr eine besonders verlockende Kraft gewinnen, eine Verlockung, die zum Unglück des hohen Beamten an mir gänzlich verloren ging, auch dann verloren gegangen wäre, wenn ich selbst die Macht besessen hätte, den fraglichen Gegenstand der Eitelkeit aus dem Ordensarchiv des fraglichen kleinen Fürstenthums heraufzubeschwören.

Zur Ehre unseres Vaterlandes sei es gesagt, daß noch kein deutsches Fürstenthum und sei es auch noch so klein, bis jetzt auf diesen tunisischen Ordensschwindel eingegangen ist. Dasselbe kann man nicht von andern Ländern sagen. So wurde vom Fürstenthum Monaco einige Monate, nachdem die internationalen Freundschaftsbezeugungen mit der obengenannten Republik so glänzend zur Aufführung gebracht worden waren, dieselbe Comödie in Scene gesetzt, ein Generalconsul in Tunis ernannt und der Bey mit dem Orden des Duodezstaats geschmückt, von dessen wirklicher Kleinheit er natürlich keine Ahnung besaß. Auch bei dieser Gelegenheit regnete es Geschenke und Decorationen. Ein so glänzendes Auftreten von

Kleinstaaten, wie San Marino und Monaco, sollte zuletzt noch die komische Folge haben, daß sogar andere sogenannte Fürsten, deren Familien schon seit Jahrhunderten aufgehört hatten, ein Fürstenthum zu besitzen, plötzlich den Ehrgeiz empfanden, mit dem Bey Orden auszutauschen. So existirt irgendwo in Italien noch ein Fürst Gonzaga, welcher von den ehemaligen Herzögen von Mantua abstammen soll und einen Orden besitzt, welchen in Europa zwar kein anständiger Mensch zu tragen wagt, welcher aber in Tunis auf einmal eine ganze Classe ehrgeiziger Candidaten in's Dasein rief, die sich alle danach sehnten, mit diesem Orden geschmückt zu werden, sobald es bekannt geworden war, daß irgend ein Intriguant den Bey bewogen hatte, ihn anzunehmen. Ebenso ging es mit einem andern Orden, demjenigen vom heiligen Grabe, welchen jetzt ein Bischof in Jerusalem und ein Prior der Franciscaner in Rom verleihen; auch dieser, einst zur Bekämpfung der Ungläubigen gegründete, nun aber zur Käuflichkeit herabgesunkene Orden wurde dem Bey angehängt und von vielen Europäern in Tunis begehrt und in Empfang genommen. Endlich, um das Maaß der Eitelkeiten voll zu machen, giebt es noch einige von französischen Gesellschaften gestiftete Medaillen, welche man auf der Brust fast eines jeden europäischen Beamten des Bey's sowohl wie vieler Consulate von Tunis findet, namentlich eine, welche aus Paris stammt, die der sogenannten „Sauveteurs de la Seine" zur Rettung der in der Seine Ertrinkenden gegründet, welche man übrigens auch bekommen kann, ohne den geringsten Ertrunkenen gerettet zu haben, wenn man sich nur verpflichtet, der Gesellschaft einen jährlichen Beitrag zu zahlen.

Eine so durch goldbelitzte Mützen und Ordensbänder geschmückte Klasse von Menschen, wie diejenige, welche die erste Gesellschaft des Frankenviertels bildet, kann natürlich nicht ohne Exclusivität bestehen. Auch bilden die Consuln,

ihr Personal und die reicheren Kaufleute eine kleine Aristokratie, welche nicht gerne mit der übrigen Christenheit von Tunis Händedrücke wechselt. Da es dieser Gesellschaft jedoch an den in Europa üblichen Zerstreuungen fehlt, da es in Tunis weder Theater noch Concert giebt und nur sehr selten ein Fiedelbogen zum Tanze aufspielt, so mußte man zu einer Unterhaltung andrer Art seine Zuflucht nehmen. Man wählte die schlechteste und nach unsern Begriffen ungebildetste, diejenige nämlich, allem Skandal nachzuspüren, der sich im Frankenviertel oder am Hofe etwa ergeben mochte, diesen breit zu dreschen und auszuschmücken, ja nicht selten, wenn der Stoff sich allzudürftig zeigte, gradezu zu erfinden; und so kommt es, daß heut zu Tage im europäischen Stadttheil der Ruf keiner einzigen Dame auf zwei Füßen steht, und der Fremde, welcher bei seiner Ankunft mit einer Wolke von skandallustigem Geschwätz überschüttet wird, glaubt, Tunis müsse das leibhaftige Canopus des Juvenal sein, ehe er entdeckt, daß in diesem vielen Skandal denn doch wohl ein wenig Uebertreibung liegen könne. Tunis ist allerdings nicht grade das Paradies vor dem Sündenfall, aber die Tuniser Europäer sind bemüht, es auch ein wenig gar zu schwarz zu malen.

In einem Punkte läßt freilich die Moral der Europäer in Tunis Vieles zu wünschen übrig, nämlich in ihrer Ehrlichkeit im Handel im Allgemeinen, und im Besondern in ihren Verkehrsgrundsätzen mit der hiesigen Regierung. Diese Regierung auf die schamloseste Weise zu betrügen, daraus macht sich mit wenigen Ausnahmen kein Tuniser Franke oder Jude einen Skrupel. Man ist im Stande, für Gegenstände, welche zehn werth sind, einen Preis von hundert zu verlangen und diesen Preis, da der Staat oft langsam zahlt, durch addirte Zinsen noch mit der Zeit auf das Doppelte zu erhöhen. Mit den Coursen der gangbarsten Artikel des Großhandels, mit denen des Kupfergeldes, der Schatzscheine und

andrer Papiere wird ein unglaublicher Schwindel getrieben, mancher neue Ankömmling mit ihnen auf schauderhafte Art betrogen und schon Viele, welche im naiven Glauben, hier ihr Capital zu verdoppeln, nach Tunis gekommen waren, haben sich binnen wenigen Wochen ihrer sämmtlichen Baarschaft entledigt gesehen. Viele dieser Sünden müssen freilich auch zugleich den Juden in die Schuhe geschoben werden, mit denen wir uns später beschäftigen werden.

Leider lassen diejenigen Europäer, welche ihrer bevorzugten Stellung gemäß mit gutem Beispiel vorangehen sollten, diese Rücksicht oft gänzlich außer Augen. So giebt es unter den Consuln und Consularbeamten einige, welche das schlechte Beispiel der schamlosesten Unredlichkeit unverhüllt geben. Namentlich eine Art, sich zum Nachtheil der eigenen Regierung und deren Würde, sowie zur größten Beeinträchtigung der Einheimischen, Vortheil zu verschaffen, ist in den letzten Jahren bei vielen Consulaten, von deren Zahl wir nur das englische, amerikanische und schwedische, sowie vielleicht auch das französische ausnehmen dürfen, zur Gewohnheit geworden. Diese Bereicherungsart besteht darin, daß der Consul einem Unterthan des Bey's seinen officiellen Schutz gewährt, ihn der einheimischen Jurisdiction entzieht und als einen Bürger seiner eigenen Nation anerkennt, natürlich für theures Geld, welches aber Demjenigen, der dafür die Rechte eines Europäers erlangt, nie zu theuer vorkommt. Namentlich sind es die einheimischen Juden, welche ihr oft ungerecht erworbenes Vermögen vor der häufig verdienten Confiscation schützen und Unstrafbarkeit für ihre fraudulösen Speculationen, ihre offenen Betrügereien und tausendfachen Schwindel erringen wollen, die zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen. In den letzten Jahren pflegten diese Menschen in Menge williges Gehör und der Bestechung offene Taschen namentlich bei dem spanischen Consulat zu finden, welches

in Tunis wegen des schamlosen Handels, den es mit dem spanischen Staatsbürgerrecht trieb, in gerechtem Mißcredit steht. Freilich konnten solche Rechte nicht ohne einen Schein von einem juristischen Grund verliehen werden und man war schamlos genug, die Abstammung mancher hiesiger Israeliten aus Spanien als solchen gelten zu lassen, obgleich die dadurch errungenen Rechte durch beinahe vierhundertjährige Nichtausübung längst verfallen sein mußten. Das Komischste bei dieser Sache war, daß der Consul das spanische Bürgerrecht an afrikanische Juden zu einer Zeit verkaufte, in welcher die spanischen Gesetze noch jedem Israeliten den Aufenthalt auf spanischem Boden untersagten.

Eine andere Unredlichkeit, welche sich viele Europäer, selbst solche in officiellen Stellungen, und unter diesen namentlich wieder die Beamten des genannten Consulats zu Schulden kommen lassen, bildet die sogenannte Speculation mit Bergwerken. Ich gebrauche nicht umsonst das Wort „sogenannt", denn den wahren Zweck dieser Speculationen bildet keineswegs die Ausbeutung der Bergwerke, sondern diese müssen nur den Vorwand hergeben; sie dienen dazu, eine Gelegenheit herbeizuführen, um die Regierung auf ungestrafte Weise betrügen zu können. Diese schöne Speculation wird auf folgende Weise bewerkstelligt. Der Europäer verlangt und erhält (durch den Einfluß der Consuln) die Concession irgend eines der zahlreichen Bleibergwerke in der Regentschaft. Diese Bergwerke liegen zum größten Theil so weit vom Meere, daß die in diesem wegelosen Lande sehr große Schwierigkeit des Transports der Mineralien ungeheure Kosten verursacht und somit die Ausbeutung wenig Nutzen verspricht. Aber daran liegt dem Concessionisten nichts. Er erwartet seinen Vortheil von ganz anderer Seite, nämlich von der hiesigen Regierung, welche er zu zwingen hofft, ihm für eine wirkliche oder vermeintliche Rechtsverletzung, die er geschickt herbeizu-

führen bestrebt ist, eine bedeutende Entschädigungssumme zu zahlen. Um diesen schönen Zweck zu erreichen, wird mit der Regierung ein Contract abgeschlossen, in dem sie sich verpflichtet, dem Concessionisten gewisse Rechte, Verkehrserleichterungen, selbst Lieferungen von Lebensmitteln zu geringen Preisen, sowie Arbeiter für mäßigen Lohn u. s. w. zu liefern, und dieser Contract wird so verwickelt als möglich abgefaßt, so daß ein geschickter Advokat aus einem einzigen Jota desselben beim geringsten Anlaß eine Rechtsverletzung herausfädeln kann. Die arglose einheimische Regierung besitzt keine Ahnung von all' den verwickelten Clauseln, zu deren Beobachtung sie sich verpflichtet hat, und giebt in ihrem unordentlichen Schlendrian und unregelmäßigen Geschäftsgange sehr bald den gewünschten Vorwand. Dann ist die causa litis gefunden, der Concessionist stellt seine Arbeiten im Bergwerk ein, welche Arbeiten er meist nur zum Schein aufgenommen hatte, erklärt sich für beeinträchtigt, behauptet, einen entsetzlichen Geldverlust erlitten zu haben, und fordert eine entsprechende Entschädigungssumme, eine Forderung, welche der bestochene Consul mit allen ihm zu Gebot stehenden officiellen Mitteln unterstützt, bis die arme Regierung, die selbst kaum Geld genug hat, um die allernöthigsten Ausgaben zu bestreiten, sich gezwungen sieht, dem Schwindler für seinen imaginären Verlust einen Sack voll Geld zu überreichen. Gegenwärtig herrscht freilich in der Staatscasse eine solche Ebbe, daß diese Speculation nur noch selten gelingt. Dennoch soll noch in diesem Jahre der spanische Consul auf eigne Rechnung etwas Aehnliches in Scene gesetzt haben.

Ein womöglich noch weniger erfreuliches Bild, als die Europäer in Tunis, bietet uns die dortige Judenschaft. Wie überall in den Ländern, in welchen die Juden Jahrhunderte lang unter dem despotischen Druck nicht nur eines Fürsten, sondern einer ganzen sie hassenden Nation geseufzt haben,

wie überall in moslimischen Ländern, so sehen wir sie auch in Tunis auf der tiefsten Stufe der moralischen Entartung angekommen. Die Ursachen, welche sie zu einem so tiefen Fall geführt haben, müssen ohne Zweifel für uns einen Grund bilden, um ihren moralischen Zustand milder zu beurtheilen, als denjenigen der hiesigen Europäer. In neuester Zeit ist freilich der Druck, welcher auf dem unglücklichen Volk Israel lastet, auch hier sanfter geworden, viele Juden haben sich außerdem noch durch die oben angedeuteten Mittel der Gewalt des Bey gänzlich entzogen, so daß sie nun alle Rechte der Europäer genießen, aber die Nachwirkung der alten Tyrannei läßt sich natürlich nicht in wenigen Jahren verwischen, obgleich bei der außerordentlichen Fähigkeit dieses Volkes, sich jedem neuen Zustand zu assimiliren, bei ihm vielleicht weniger Zeit dazu gehört, um jene Nachwirkung zu überwinden, als bei andern Nationen. Einen auffallenden Beleg zu dieser Wahrheit liefern uns die Israeliten in Algier, welche kaum seit 40 Jahren die Menschenrechte genießen und sich jetzt schon so sehr civilisirt haben, daß wir sie manchmal nur schwer von Europäern zu unterscheiden vermögen. Die Tuniser Judenschaft ist von dieser Höhe jedoch leider noch weit, obgleich auch hier Viele angefangen haben, sich wenigstens äußerlich zu europäisiren, aber bis in ihr Innres ist die Civilisation denn doch noch nicht gedrungen.

Die hiesige Judenschaft, welche an 30,000 städtische Mitglieder zählt, pflegt gewöhnlich in zwei Unterabtheilungen eingetheilt zu werden, in die gewöhnlichen Juden und in die sogenannten Grana oder Oräna. Letzteres Wort, dessen Ursprung mir nicht ganz klar ist (wenn es nicht vielleicht von Gorny, Plural Grana, d. h. Livorneser, herkommt), dient hier zur Bezeichnung aller später eingewanderten Juden, namentlich der Nachkommen der aus Spanien unter Ferdinand und Isabella vertriebenen. Die Grana, an Zahl weit unbedeutender, als die übrige Juden-

schaft, scheinen immer gewisse Privilegien vor dieser besessen zu haben, sie hatten ihre eignen Oberhäupter und standen nicht direct unter der willkürlichen Herrschaft der Dey's und Bey's von Tunis. Als äußeres Unterscheidungszeichen von den übrigen Israeliten besaßen sie eine eigne, allerdings sehr häßliche Kopfbedeckung, nämlich eine Art von weißer, baumwollener Nachtmütze, während ihre weniger privilegirten Stammesgenossen das schwarze Fes und den schwarzen Turban tragen mußten. Diese Unterscheidungszeichen, welche im Jahre 1852, als ich zum erstenmal diese Regentschaft besuchte, noch gäng und gebe waren, sind nun außer Gebrauch gekommen, seit die Tuniser Juden dieselben Rechte wie die orientalischen Raja's erlangt haben und sich, diesen gleich, mit dem rothen Fes, der früher nur den Moslims erlaubten Kopfbedeckung, schmücken.

Fast alle Grana in Tunis stehen jetzt unter dem Schutz irgend einer europäischen Macht, indem sie sich bei den Consulaten so gut zu insinuiren und auch klingende Gründe anzuwenden verstanden, daß ihnen ihre angestammte Eigenschaft als Europäer trotz der Verjährung wieder officiell zuerkannt wurde. Sie genießen dadurch alle Rechte der übrigen Europäer, namentlich den ausnahmsweisen Gerichtsstand, und erfreuen sich einer viel unabhängigeren Lage, als wenn sie in Europa selbst lebten. Ihnen kann die Justiz des Bey nichts anhaben. Ganz anders verhält es sich jedoch mit denjenigen einheimischen Juden, welche noch der Herrschaft des Bey unterthan sind. Sie sind Ungerechtigkeiten, Erpressungen und Grausamkeiten jeder Art ausgesetzt. Es scheint unglaublich, ist aber wahr und durch ein in meinem Besitz befindliches consularisches Actenstück behärtet, daß im Jahre 1868 allein 17 tunisische Juden ungestraft ermordet werden konnten, ohne daß irgend Jemand, selbst nicht einmal ein Consul, Einsprache gewagt oder auf die Bestrafung der Mörder gedrungen hätte.

In den religiösen Traditionen scheint kein wesentlicher Unterschied zwischen den Grana und den übrigen Israeliten zu bestehen. Beide folgen dem spanischen oder portugiesischen Ritus und sprechen auch das Hebräische, mit einziger Ausnahme des Buchstaben Cheth, den sie nur wie Ha erklingen lassen, diesem gemäß aus. Ich ließ mir von einem Rabbiner Stücke aus der Bibel vorlesen und fand die Aussprache derjenigen sehr ähnlich, wie sie auf unsern Universitäten üblich ist, und sehr verschieden von derjenigen der deutschen und polnischen Rabbiner. Namentlich vermeiden sie die Aussprache des langen Qamez als O, welche dem Hebräisch der polnischen Juden einen so häßlichen Klang giebt.

Eine eigenthümliche rituelle Gewohnheit, welche bei den meisten anderwärtigen Israeliten entweder nie bestanden hat oder doch längst schon außer Gebrauch gekommen ist, hat sich in Tunis erhalten, die nämlich der allmonatlichen feierlichen Absolutionen, welche in jeder Synagoge vom vorsitzenden Rabbiner verkündigt und von einer Anzahl herumziehender Unterrabbiner in allen Privathäusern nachgepredigt zu werden pflegen, damit auch die Frauen, welche hier von jedem öffentlichen Gottesdienste ausgeschlossen bleiben, am Vortheil des Sündennachlasses Theil nehmen können. Dieser Sündennachlaß soll, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wurde, von den meisten der hiesigen Israeliten, deren Bildungsstand leider noch ein tiefer ist, nicht als eine Vergebung ihrer begangenen Sünden allein, sondern sogar als eine Indemnität für die zu begehenden aufgefaßt werden, ja er gilt, so heißt es, auch zugleich als eine Freisprechung von allen lästigen Verpflichtungen, seien sie nun persönlicher oder commercieller Natur, so zwar, daß ein Tunifer Jude, welcher die Absolution erhalten hat, sich nicht mehr verpflichtet fühlt, irgend welche Schulden zu bezahlen.

Bei meinen öfter wiederholten Besuchen in den hiesigen

Synagogen fiel mir die geringe Feierlichkeit, der Mangel an Ruhe, Würde und Ernst auf, welcher bei dem Gottesdienste herrscht. So lange die Gesänge dauern, erlauben sich die Knaben allerlei Schabernak mitten im Tempel, ohne daß irgend Jemand es rügt, die Sänger selbst sind zerstreut und scheinen ihren Geist, Gott weiß wo, zu haben, nur nicht in den heiligen Büchern, deren Inhalt sie in näselndem Singsang vortragen. Höchst eigenthümlich kam mir auch die Art und Weise des Predigens vor. Der Oberrabbiner, mit einem rothen Fes ohne den Turban, jenes Respectszeichen im Orient, und einem sehr bunten Anzug geschmückt, sah durchaus wie ein Schauspieler aus. Er saß vor einem Tische, auf den er beide Ellenbogen und auf diese sein Haupt gestützt hatte, und hielt in dieser Stellung einen Vortrag, welcher mehr der scherzhaften Declamation eines unserer Humoristen glich, als einer Predigt. Er sprach arabisch und zwar mit einer ganz außerordentlichen Volubilität und einem auffallenden Mangel von Ernst und Sammlung. Er sprach von Moses und Aaron, aber die Art und Weise, wie er von ihnen sprach, schien dieses erhabenen Gegenstandes durchaus unwürdig. Er liebte es besonders, polemische Anspielungen zu machen und legte den Gegnern seiner Ansicht so seltsame Paradoxen in den Mund, daß sie die ganze Gemeinde zum Lachen hinrissen. Ueberhaupt glich die ganze Predigt mehr einer scherzhaften Discussion, zu welcher jeder der Anwesenden sein Scherflein beitragen konnte, ein Vorrecht, von dem auch viele Gebrauch machten, denn nicht selten wurde die Rede durch das Dazwischensprechen einzelner Gemeindemitglieder unterbrochen.

Bei derselben Gelegenheit wurde ich, als ich ein Gebetbuch der hiesigen Israeliten in die Hand nahm, durch eine höchst merkwürdige Seltsamkeit überrascht, welche dieses enthielt. Die meisten Gebete waren zwar hebräisch, sowohl in der Schrift, als in der Sprache, aber am Schluß des Buches

war ich erstaunt, ein sehr langes Gebet zwar auch in hebräischer Schrift, aber in arabischer Sprache abgefaßt zu finden. Dieses Gebet ist das beliebteste und am meisten unter der hiesigen Judenschaft verbreitete, das einzige, welches die Frauen, die hier niemals hebräisch lernen, verstehen können, und welches deßhalb in den Privathäusern vorzugsweise gebetet wird. Eine Clausel dieses Gebetes ist recht bezeichnend für die finstern Rachegefühle eines unterdrückten Volkes, welches sich an seinen Unterdrückern nicht anders rächen kann, als indem es die Gottheit anfleht, diese zu verderben. Diese Clausel lautet: „Schütte, o Herr, deinen Zorn aus über Spanien, Jssmâyl, Kedar und Edom." Nur der Name Jssmâyl, der die Araber als Jsmaeliten bezeichnet, und derjenige von Spanien, jenes Landes, welches den Juden so große Leiden bereitete, sind hier im buchstäblichen, die beiden andern jedoch im figürlichen Sinne zu verstehen, und zwar wurde mir versichert, würden von der hiesigen Judenschaft, wenigstens von den Ungelehrten, für welche ja dieses arabische Gebet ausschließlich verfaßt ist, unter Kedar die Anhänger der mohammedanischen Religion (wahrscheinlich die Türken, da ja Jssmayl schon die Araber begreift), unter Edom die Christen im Allgemeinen verstanden. Jedenfalls ist es komisch, ein solches Gebet, Gott möge seinen Zorn auf Spanien ausschütten, bei einem Volke zu finden, von welchem in neuester Zeit so viele sich um den spanischen Schutz beworben und das spanische Bürgerrecht, Dank der Bestechlichkeit des Consuls, erlangt haben.

Die Vielweiberei, welche bekanntlich den alttestamentarischen Anschauungen durchaus nicht zuwider ist, wird auch bei der hiesigen Judenschaft im Princip aufrecht erhalten. In der Praxis findet sie jedoch nur selten ihre Anwendung, ich hörte nur von einem Dutzend Fällen unter einer Einwohnerschaft von 30,000 Jsraeliten. Auch die Ehescheidungen sollen

nicht so häufig sein und von den Rabbinern nur im Falle der Kinderlosigkeit gestattet werden. Im Ganzen ist die Moralität der wohlhabenderen Juden in Bezug auf die geschlechtlichen und Familienverhältnisse eben keine schlechte; die Ehen werden in jugendlichstem Alter eingegangen; die Familienbande gelten für ebenso heilig, wie in Europa; die hülflosen Aeltern werden von den Söhnen, die Kinder von den Vätern mit liebender Sorgfalt, mit jener patriarchalischen Pietät geehrt und gepflegt, wie sie den semitischen Nationen eigenthümlich ist. Bei den ärmeren und armen, ja oft bettelarmen Israeliten hat jedoch der Zustand der Erniedrigung, in dem sie leben, die Unterdrückung von Seiten der Araber, die Geringschätzung ihrer eignen Landsleute, und vor allen Dingen jener schlechteste Rathgeber, die Noth, einen Zustand der Moralität erzeugt, den wir einen tief beklagenswerthen nennen müssen. Alle Laster, selbst diejenigen, welche die Natur verbietet, finden sich hier in einem erschreckenden Grade vertreten. Die Zahl der öffentlichen Frauen ist Legion, ganze Straßen werden von ihnen bewohnt, das schändliche Gewerbe wird in Privathäusern wie in öffentlichen Bordellen ausgeübt, ja es wurde mir von höchst glaubwürdiger Seite versichert, daß im Judenviertel sogar Häuser noch schändlicherer Art existirten. Die verrufenste Judenstraße von Tunis, nach einem arabischen Heiligen Sfayydy 'Abd-Alla Qo'sch genannt, darf den schlechtesten Quartieren von London und Paris an die Seite gestellt werden, ja übertrifft sie vielleicht noch an moralischer Versunkenheit.

Freilich würde in jenen beiden Weltstädten der Fremde, der in diese schlechtesten Viertel eindringen wollte, sich auch noch in Person und Eigenthum bedroht sehen, und insofern verdient vielleicht das Judenviertel von Tunis immer noch einen Vorzug, denn Mordthaten, Todtschläge und offene Räubereien gehören dort zu den außerordentlichen Seltenheiten.

Die sanfte Gemüthsart der hiesigen Israeliten läßt keinen Gedanken an Handgreiflichkeiten und Gewaltthaten aufkommen. Hinterlistige Diebstähle sollen wohl vorkommen, aber doch auch verhältnißmäßig selten sein. Unredlichkeit, wenigstens das, was wir Europäer so nennen, ist allerdings bei einem Theile der Judenschaft an der Tagesordnung, und zwar vielleicht in höherem Grade bei der wohlhabenderen, als bei der ärmeren. Im Kleinhandel fand ich hier nicht die hyperbolische Ueberforderung, wie sie in Algier Mode ist; bei den meisten Gegenständen, welche ich zu kaufen versuchte, wurde höchstens ein Zehntel mehr als der rechtmäßige Preis gefordert; machte ich ein zu geringes Angebot, so blieb der Händler einfach bei seiner Weigerung, lief mir beim Weggehen nicht nach und verfolgte mich nicht mit Zudringlichkeiten, wie ich das aus jener Stadt gewohnt war. Auch zeigte sich die zu kaufende Waare meist in gutem Zustande und preiswürdig.

Anders sind die Verhältnisse beim Großhandel. Hier erreicht der Betrug in Betreff der Qualität der Waaren wirklich oft fabelhafte Verhältnisse, das Korn wird mit Sand untermischt, die guten Oliven mit solchen von schlechtester Qualität vermengt, das Oel erster Güte mit solchem von der gemeinsten Art vermischt, die trefflichen Datteln des Dscharyd mit den trockenen, erbärmlichen Früchten aus der Umgegend von Sfaqess vermengt; bei einer größern Lieferung von Häuten, Fellen oder Schafwolle findet der Käufer, welcher für die erste Qualität gezahlt hat, nach Lieferung der Waare, daß die Hälfte der gekauften Rohartikel unbrauchbar ist. In allen diesen Fällen hilft keine Reclamation, denn die Errichtung eines Handelsgerichts gehört in Tunis noch zu den frommen Wünschen.

An Betrug gränzend müssen wir auch die meisten Bank- und Wechselgeschäfte, wie sie hier üblich sind, nennen. Ein Fremder, welcher an einen hiesigen Bankier Creditbrief oder

Wechsel hat, bekommt sein Geld, selbst wenn sein Creditbrief auf Franken lautet, dennoch in der Landesmünze, d. h. in Piastern ausgezahlt, deren Cursschwankungen so abnorm sind, daß bei diesem Umsatz von einer Münze in die andere gewöhnlich 3—4 Procent verloren gehen, denn natürlich berechnet der Bankier die Piaster, welche er liefert, zu dem höchsten, diejenigen, welche er kauft, zu dem niedrigsten Preis, ja viele halten sich für berechtigt, noch um 2 Procent diese Gränze des Curses zu überschreiten. Will dann der Fremde, wie es fast immer der Fall ist, französisches oder englisches Geld statt der Landesmünze haben, so muß er dieses von demselben Bankier kaufen und so gehen wieder 3—4 Procent verloren. Ich erinnere mich, daß ich auf diese Weise für einen Wechsel, der auf 1000 Franken lautete, nach dem doppelten Münzumsatz, gerade nur 900 bekam und zwar ließ ich mir die Summe in derselben Münze auszahlen, auf welche der Wechsel lautete. Auch gegen diese Unredlichkeit hilft keine Reclamation. Der Fremde thut deßhalb am Klügsten, jeden Wechsel, der auf einen eingebornen Israeliten ausgestellt ist, zurückzusenden und nur solche auf europäische Häuser anzunehmen, deren es zum Glück mehrere in Tunis giebt.

Noch größere Verhältnisse erreicht die Betrügerei bei allen denjenigen Israeliten, welche mit der hiesigen Regierung Geschäfte machen. Bei Lieferungen von Lebensmitteln Munitionen, Kleidungsstücken u. s. w. für die Armee pflegen so großartige Unterschleife stattzufinden, daß wir Europäer uns kaum einen Begriff davon machen können. Die Rerierung läßt sich zwar in ihrer fatalistischen Langmuth die besten Materialien in Rechnung bringen, aber man braucht nur das Brod und Oel, sowie die zerlumpten Kleider der armen Soldaten anzusehen, um zu berechnen, daß die Lieferanten etwa 75 Procent bei dem Handel gewinnen müssen. Einer dieser Lieferanten und zugleich der Intendant der Steuereintreibung,

ein gewisser Nissim Samama, hatte sich durch solche und andere fraudulöse Speculationen ein so ungeheures Vermögen erworben, daß er für gut fand, seine Schritte nach andern Gestaden zu wenden. Dieser Biedermann lebt jetzt in Paris und genießt fern von Tunis die Früchte dieser schönen Industrie. Zu ihrem Unglück sieht sich jedoch die tunisische Regierung genöthigt, sich zur Verwaltung ihrer Finanzen dieser Leute zu bedienen, da die Araber in allen Verwaltungszweigen im Allgemeinen, in den Finanzen aber im Besondern eine große Unfähigkeit an den Tag legen, und Europäer will der Bey zu solchen Aemtern nicht, da sie nicht unter seiner Gerichtsbarkeit stehen. Letzteres ist nun allerdings noch mit der Mehrzahl der Israeliten von Tunis der Fall, aber der Bey gewinnt dabei doch nichts, denn diese Schlauköpfe haben sich bis jetzt immer grade in dem Moment seiner Jurisdiction zu entziehen gewußt, in welchem sie durch irgend eine recht himmelschreiende Betrügerei derselben am Schuldigsten verfallen sein mußten. Doch dergleichen warnende Beispiele, wie die Flucht Nissim's, haben die Regierung noch nicht eines Bessern belehrt. Auch der heutige Finanzverwalter, ein gewisser Qâyid Momo, gehört demselben Schlage an und ist noch dazu ein naher Verwandter Nissim's. Man giebt diesem Beamten nämlich hier den Titel Qâyid, welcher in keinem andern arabischen Lande von Israeliten geführt wird. Dieser Titel bei einem Juden hat wahrscheinlich den französischen Reiseschriftsteller über Tunis, Mr. de Flaux, verblüfft und ihn auf den seltsamen Gedanken gebracht, der flüchtige Qâyid Nissim habe letztere zwei Worte als Titel geführt, denn er sagt, le Bey nomma Samama son Caidnissim.

Die Matadore unter der Judenschaft treiben dann noch im Großen Wuchergeschäfte mit ganzen Stämmen des Innern, indem sie sich gewöhnlich mit einem Qâyid oder Schaych asso-

ciiren, welcher in Verbindung mit ihnen die Steuern der armen Unterthanen zu einer Jahreszeit erpressen muß, in welcher grade das Geld am Seltensten zu sein pflegt. Der Araber, dem im Falle der Nichtzahlung Gefängniß und Prügelstrafe bevorsteht, sucht sich dann mit den größten Opfern Geld zu verschaffen und der schlaue Jude benutzt seine Verlegenheit, um ihm seine nächste Aerndte für die Hälfte, oft für ein Viertel des wirklichen Werthes abzukaufen. Auf diese Weise sind schon ganze Provinzen auf Jahre an den Bettelstab gebracht worden.

Die kleineren Wucherer in der Stadt eifern diesen Matadoren nach Kräften nach und haben es wirklich in der Kunst, auf hundert Procent zu leihen, sehr weit gebracht.

Eine gute Eigenschaft, welche den Israeliten aller Länder eigen ist, nämlich das enge Zusammenhalten, die gegenseitige Unterstützungs-Bereitwilligkeit, kurz das Gefühl der Brüderlichkeit und Solidarität des ganzen Volkes, dieser Glanzpunkt unter allen Eigenschaften des jüdischen Volkes, soll in Tunis, wie ich zu meinem Befremden vernahm, in geringerem Maaße vertreten sein, als bei den jüdischen Genossenschaften andrer Länder. Wenn man in andern Ländern behaupten kann, daß es beinahe beispiellos ist, daß ein Israelite einen Glaubensgenossen übervortheilt habe, so muß man dagegen in Tunis das traurige Factum bestätigen, daß gegenseitiger Betrug nicht nur unter den Genossen einer und derselben Synagogengemeinde, sondern sogar unter den Mitgliedern einer und derselben Familie keine Seltenheit ist, ja der Betrug nimmt sogar zuweilen solch' ungeheure Verhältnisse an, wie sie, hoffe ich, in ähnlicher Weise in Europa nicht vorkommen können. So erregte vor einigen Jahren folgender Fall allgemeines Erstaunen. Einer der reichsten, wie ich glaube, sogar der reichste unter den jüdischen Millionären von Tunis, ein gewisser Cardoso, war so unwissend, daß er weder lesen

noch schreiben konnte. Das Einzige, was man ihm in Bezug auf letztere Kunst beigebracht hatte, war, daß er seinen Namen zu unterzeichnen vermochte. Dieser letztere Umstand, verbunden mit seiner Unfähigkeit, zu lesen, sollte sein Unglück sein. Einer seiner Verwandten verstand nämlich nicht nur die Kunst zu lesen, sondern auch diejenige, Handschriften sehr geschickt nachzuahmen und dieser ließ sich von Cardoso kleine Wechsel auf drei bis vierhundert Piaster u. s. w. ausstellen, wußte es aber so einzurichten, daß der Commis, der den Wechsel schrieb, vor der Zahl so viel Raum übrig ließ, daß man sehr gut eine andere Zahl davor setzen konnte. Nachdem nun Cardoso die kleinen Wechsel unterschrieben hatte, setzte sein Vetter, die Handschrift des Commis nachahmend, vor die Zahl des Wechsels noch einige hunderttausende, schickte dann die Papiere nach Marseille, Livorno oder Triest, wo überall die Unterschrift Cardoso's bekannt war. Die Wechsel wurden zu Geld gemacht und Cardoso erfuhr nicht eher von ihrer Existenz, als bis schon zwei bis drei Millionen, nach Einigen noch viel mehr, auf ihn gezogen worden waren. Dennoch hielt er es seiner Ehre angemessen, die ganze Summe zu zahlen, machte aber mit dem lieben Vetter in Zukunft keine Geschäfte mehr.

Trotz dieser Unredlichkeit ist jedoch ein großer Theil der Judenschaft in Tunis arm, ja bettelarm geblieben. Man kann fast von den hiesigen Juden dasselbe wie von den Engländern sagen, von denen es oft, wiewohl etwas allzu apodiktisch heißt, daß es bei ihnen nur Reiche und Arme gebe. Das jüdische Proletariat ist das schmutzigste, zerlumpteste und anscheinend ärmste unter den Armen von Tunis, was gewiß in einer Stadt wie diese, welche an arabischem Proletariat einen so großen Ueberfluß besitzt, viel heißen will. Wahrhaft schaudererregend sind die Lebensmittel, von denen sich dieses Proletariat nährt, welches nicht mit dem reinlichen

einfachen trocknen Brod zufrieden ist, aus dem die ganze Mahlzeit eines armen Arabers zu bestehen pflegt, sondern sich an allerlei vermeintlichen Leckerbissen zu ergötzen gewohnt ist, Leckerbissen von so ominiösem Aussehen, daß ihr bloßer Anblick auf reizbare Magen wie die Seekrankheit wirken kann. So sieht man in den jüdischen Stadttheilen an den Thüren der Speisebuden lange Reihen schwarzer, schwärzlicher oder auch nur schmutzfarbener Gerichte ausgestellt, unter denen mir besonders ein abscheulicher Fischragout, mit schwärzlichem ungeläutertem Oel zubereitet, auffiel; aber wenn auch nach unsern Begriffen unreinlich, so war das Gericht doch koscher und wurde von einem ultrakoscheren streng orthodoxen Sohn Abrahams, in einen öligen Kaftan gekleidet, mit fettigen Händen, an seine in Beachtung der Speisegesetze überaus strengen Religionsgenossen verkauft.

Dieses Proletariat betreibt außer dem Handel mit allem Schmutzigen, Abgetragenen und Zerlumpten, seien es nun Kleider, Hausutensilien oder Möbel, auch noch solche Gewerbszweige, vor denen der reinlichere und würdevollere Araber eine Art von instinktivem Abscheu empfindet. So findet man in ganz Tunis keinen einzigen arabischen Stiefelputzer, und dennoch ist die Zahl der Stiefelputzer Legion, aber dieses Gewerbe wird hier fast ausschließlich von den ärmeren Söhnen Israels betrieben, während doch in dem benachbarten Algier, in welchem der Islam unter der Wolke der Fremdherrschaft steht, der Jude schon längst die Stiefelbürste an den Araber abgetreten hat. Allerdings gehört mehr Ueberwindung des Ekels und Reinlichkeitsgefühls dazu, mit dem Gassenkoth von Tunis, der ein ganz eigenthümlicher, verjährter, fetter Koth, gleichsam ein Urkoth ist, in nahe Berührung zu treten, als mit dem der reinlichen Stadt Algier.

So sehr aber auch die Dürftigkeit dieses israelitische Proletariat bedrängen mag, so ist sie doch nicht im Stande.

dasselbe zu dem in einigen Fällen nicht unvortheilhaft erscheinenden Religionswechsel zu bewegen, sei es nun, um den Islam anzunehmen, eine Annahme, welche dem Bekehrten die Aussicht auf Staatsämter eröffnet, sei es, um sich einer der geistlichen Genossenschaften anzuschließen, welche in Tunis durch Priester und Missionäre vertreten sind. Unter letzteren Genossenschaften zeichnet sich namentlich die anglikanische Kirchengemeinde zur Zeit aus. Dieselbe besitzt hier in Tunis einen höchst eifrigen, seine Mission ernst auffassenden und von der vollen Berechtigung, ja Nothwendigkeit derselben überzeugten Judenmissionar. Was auch immer meine Ansicht über die Zweckmäßigkeit solcher Missionen sein mochte, so konnte ich dennoch, nachdem ich mich mit der Thätigkeit und der Wirkungsweise dieses Missionars bekannt gemacht hatte, nicht umhin, einzugestehen, daß derselbe in mancher Beziehung Gutes gestiftet hatte und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der von ihm gegründeten Knaben- und Mädchenschule, in welcher einige zweihundert arme Judenkinder unentgeldlich Unterricht erhalten und zwar keineswegs in der Religion allein, sondern in allen möglichen Zweigen der elementaren Wissenschaften. Seltsam ist es freilich, daß die Juden ihre Kinder in eine Schule schicken, in der man den englischen Catechismus und Sprüche aus dem Neuen Testament lernt, aber sie scheinen sicher darauf zu rechnen, daß die Jugend das auf die Religion Bezügliche sehr schnell vergessen, die nützlichen Kenntnisse dagegen bewahren werde. Bekehrt ist sicherlich aus dieser Schule noch kein Knabe oder Mädchen hervorgegangen. Zum Theil mag auch jene Toleranz in Bezug auf den Besuch der Missionsschule in dem geringeren Fanatismus der Tuniser Judenschaft ihren Grund haben. In andren Städten der Regentschaft, versicherte mir der Geistliche, habe er umsonst versucht, Missionsschulen zu errichten. In Sfussa zum Beispiel habe er keinen einzigen Schüler bekommen können. Ich

wohnte einem Examen der Tuniser Missionsschule bei und war wirklich erstaunt zu hören, wie diese Kinder in so kurzer Zeit so Mannichfaltiges gelernt hatten. Die Juden sind eben in allen Ländern ein geistig reichbegabtes, lernbegieriges, civilisationsfähiges Volk.

Trotz der oft großen Armuth vieler ihrer Mitglieder, so prosperirt doch im Ganzen die Tuniser Judenschaft ebensogut, wie diejenige andrer Länder. Ihre unzweifelhaft höhere geistige Begabung, welche ihnen selbst der ärgste Judenfeind zugestehen muß, erhebt die Israeliten in culturhistorischer und nationalökonomischer Beziehung hoch über die apathischen, industrielosen und ungeschickten Araber. Diese Vorzüge haben ihnen denn auch manche Vortheile gesichert, unter denen die Blüthe ihres ökonomischen Zustandes, während diejenige der Araber immer mehr in Verfall geräth, besonders in die Augen fällt. In den letzten zwanzig Jahren hat der jüdische Industriegeist über den arabischen auch hier, wie in andern Ländern des Islam, die auffallendsten Triumphe errungen. Ganze Straßen und Basare, deren Verkäufer bei meinem ersten Aufenthalte in Tunis (1852) noch alle gläubige Moslims waren, werden nun von Juden eingenommen und wenn es in derselben Proportion weitergeht, so kann man den nicht mehr fernen Zeitpunkt berechnen, wann der letzte Araber von den Juden aus den Basars verdrängt worden sein dürfte.

Ihre größere Prosperität, ihre den hygienischen Grundsätzen mehr Rechnung tragende Lebensweise und die eigenthümliche Zähigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Rasse bilden ohne Zweifel die Ursachen, warum sich die jüdische Bevölkerung von Tunis in diesem Jahrhundert so auffallend vermehrt hat, während die arabische immer mehr abnimmt. Ganze Stadttheile, welche vor noch nicht langer Zeit ausschließlich arabisch waren, sind nun jüdisch geworden. Seit die Regierung

die Israeliten nicht mehr zwingt, ihr eigenes schmutziges Stadtviertel, die Hâra, ausschließlich zu bewohnen, seitdem hat der Bevölkerungsstrom, der sich von diesem Viertel aus ergießt, alle andern Stadttheile überschwemmt. Man zählt gegenwärtig in der Stadt Tunis einige dreißigtausend Israeliten, was für eine Bevölkerung von höchstens 120,000 Seelen, unter denen 10,000—12,000 Europäer, ein ganz ausnahmsweises Verhältniß bildet und für die arabische Bevölkerung nur eine Proportion von zwei Drittheilen zu den anderweitigen Volkselementen übrig läßt. Auch in dieser Beziehung würde ein gleichmäßiges Fortschreiten in demselben Verhältniß, welches wir bis jetzt in Bezug auf Zunahme der einen und Abnahme der andern Bevölkerung beobachten, in nicht langer Zeit das vollkommne Ueberhandnehmen der Juden und den Untergang der Araber in Aussicht stellen.

Was endlich die arabische Bevölkerung von Tunis betrifft, welche, wie wir gesehen haben, immer noch zwei Drittheile der gesammten Einwohnerschaft ausmacht, so besteht dieselbe aus verschiedenen Elementen, unter denen natürlich die ursprünglichen Stadtaraber, welche wir Europäer die Mauren zu nennen gewohnt sind, den hervorragenden Rang einnehmen, obgleich die übrigen hier vertretenen moslimischen Volkstheile zusammen genommen, ihnen an Zahl vielleicht wenig nachstehen dürften. Mit dieser maurischen Bevölkerung hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts diejenige gänzlich vermischt, welche ihre Abstammung von den spanischen Moslims aus Andalusien herleitet und hier noch zuweilen mit dem Namen „Landuloss" oder „Andaloss" bezeichnet zu werden pflegt, obgleich in den meisten Fällen die Traditionen über die Herkunft einzelner Familien sich im Laufe der Jahrhunderte verwischt haben. Der „Landuloss" und der ursprüngliche Stadtaraber von Tunis bilden heutzutage eine und dieselbe homogene Volksmasse, welche der Araber des Innern

vorzugsweise durch „Tunessy“ (d. i. Tuniser) oder „Aulâd Tuniss“ (die Kinder von Tunis) zu bezeichnen pflegt.

Was diese ächten Tuniser besonders kennzeichnet, ist vor Allem ihr tiefreligiöser Charakter, den man oft Fanatismus genannt hat, welcher jedoch nach unsrer Ansicht diesen Namen nicht verdient, da wir unter Fanatismus jenes gegen alle fremden Religionselemente und deren Angehörige abstoßende Wesen, wie wir es in Marokko und andern Ländern des Islam finden, nicht aber jenes blos sanfte, wenn auch entschiedene Ablehnen heterogener Annäherungen verstehen. Ablehnend gegen alle fremden Religionselemente und ihre Angehörige ist die religiöse Anschauung und Praxis der Tuniser; allerdings ihre Moscheen, Heiligenkapellen, ja ihre Friedhöfe bleiben dem Nichtmoslim so unzugänglich, wie in den strengsten Gegenden des Orients, ihre religiösen Schriften sollen für den Christen unnahbare Heiligthümer, mit sieben Siegeln verschlossene Bücher, bleiben, und sind es auch hier in Tunis wenigstens in so fern, als die Oeffentlichkeit ihr Auge auf sie wirft; so wird zum Beispiel jeder arabische Buchhändler sich entschieden weigern, dem Fremden ein Werk in seinem Laden zu verkaufen, er wird sogar ein aufgeschlagenes Buch, in welches der neugierige Europäer einen Blick zu werfen trachtet, schnell zuschlagen und auf die Seite legen, damit ja das profane Auge nicht die geweihten Buchstaben entheilige. Ja diese ablehnende Haltung geht noch weiter und macht sich selbst in Dingen geltend, welche nach unsern europäischen Begriffen mit der Religion gar keinen oder vielmehr einen negativen Zusammenhang haben, indem sich die Religion zu ihnen nur abwehrend und tadelnd verhalten kann, welche aber bei den Moslims, so seltsam es auch klingen mag, dennoch ebenfalls von einem durch religiöse Meinungen beeinflußten Standpunkt aus beurtheilt werden. Wenn wir zum Beispiel in Tunis finden, daß der

Eintritt in diejenigen öffentlichen Häuser, deren Bewohnerinnen dem Islam angehören, dem Nichtmoslim mit eben derselben Unerbittlichkeit verweigert wird, als wären diese Locale Moscheen und nicht Tempel der heidnischen Venus, so wird es uns schwer, zu begreifen, wie dieses Verbot einen religiösen Grund haben könne. Und dennoch ist es so. Die eigenthümlichen sittlichen Anschauungen der Orientalen hängen nämlich so enge mit ihrer Religion zusammen, daß es kaum ein einziges Element des Volkslebens giebt, auf welches letztere nicht irgend einen Einfluß ausübe. Nun bildet aber die abgeschlossene Stellung der Frauen, das heißt ihre Unnahbarkeit in Bezug auf jede Annäherung, welche nicht durch die Ehe geheiligt ist, einen der Hauptgrundsätze des durch die Religion geheiligten Sittencodex. Wenn dieser Grundsatz auch dadurch eine Ausnahme erleidet, daß die Existenz öffentlicher Frauen überhaupt nicht unmöglich gemacht wird (polizeilich tolerirt im officiellen Sinne wird sie eigentlich nie), so sucht man doch diesen Sittenverstoß so viel als möglich der Oeffentlichkeit zu entziehen, namentlich dem neugierigen Auge des Europäers. Diesem gegenüber betrachten sich die Moslims gewissermaßen als eine einzige große Familie. Sie kennen die Schwächen und Fehler dieser Familie, sie haben dieselben mitunter selbst hervorgerufen und begünstigen sie, wenn sie ihr Interesse oder Vergnügen fördern, aber sie dem Blick des Ungläubigen zu enthüllen, das schiene ihnen ein Verrath an Religion und Vaterland. Zudem fürchten sie von solchen Annäherungen den schlimmsten Einfluß für die ganze moslimische weibliche Welt. Sie wissen, wie viel Verführerisches die große Freiheit, welche Europäerinnen genießen, für die Araberinnen besitzt. Wer steht aber dafür, daß der Umgang mit Europäern, wenn er mit der einen Classe von Frauen stattfindet, und diese Classe, wie es nicht fehlen kann, eine freiere Lebensweise zu führen lehrt, sich nicht auch indirect auf die übrigen Frauen geltend

macht? Denn eigenthümlicher Weise besitzen grade die Frauen dieser Classe in Tunis auf die übrigen einen nicht unbedeutenden Einfluß, zu dessen Geltendmachung ihnen nicht die Gelegenheiten fehlen, zum Beispiel Feste, Hochzeiten u. s. w., zu denen sie in ihrer Eigenschaft als Tänzerinnen oder Sängerinnen zugezogen werden, ein Einfluß, dessen Macht leicht erklärbar ist, denn diese Frauen besitzen durch ihre größere Lebenserfahrung eine Art von Superiorität über die andern, sie imponiren ihnen gewissermaßen, sie gelten für die Weisen und Klugen und werden nicht selten um Rath gefragt. Würden nun diese Araberinnen ein ebenso freies Leben wie ihre Standesgenossinnen in Europa führen, so möchte das Einsperrungssystem, in Bezug auf die Frauen im Allgemeinen, einen empfindlichen Stoß erhalten. Dieses Einsperrungssystem ist aber einmal in der Religion begründet und darum erscheint es den Arabern im Interesse derselben, daß auch die öffentlichen Frauen vom Umgang mit Europäern fern gehalten werden.

Diese mehr oder weniger von der Religion beeinflußten Seiten des sittlichen Lebens sind übrigens auch die einzigen, in denen sich das ablehnende Verhalten der Tuniser gegen alles Heterogene geltend macht. Von diesem bis zum abstoßenden Fanatismus, wie wir ihn in andern Ländern des Islam bemerken, ist aber noch ein weiter Schritt. Der Tuniser zeigt sich weit entfernt von jener mißtrauischen Zurückhaltung, welche der Algierer oder Marokkaner den Europäern gegenüber beobachtet. Vielmehr erwartet hier überall den Fremden das freundlichste Entgegenkommen; Frauen und Kinder ergreifen bei seinem Anblick nicht mit Jammergeschrei die Flucht, wie in Marokko und selbst manchen Städten Algeriens; tritt er in einen Laden, ein Kaffeehaus, ein Bad, überall begegnet er freundlichen Gesichtern und gefälligen Manieren, wenn nur er selbst nicht gradezu ein Bär ist, denn die Tuniser sind

feine Physiognomiker und entziffern schnell auf dem Gesicht des Fremden das Wohl- oder Uebel-Wollen ihnen gegenüber; entdecken sie letzteres, so verhalten sie sich einfach passiv; im entgegengesetzten Falle aber sind sie die Liebenswürdigkeit selbst. Wie oft wurde ich von Leuten, die ich gar nicht kannte und die nicht das geringste Interesse dabei haben konnten, auf die zuvorkommendste Weise aufgenommen und bewirthet; ein sicheres Zeichen, daß bei ihnen von Fanatismus nicht die Rede war.

Diesen letzteren Namen verdient auch das strenge Festhalten an der orthodoxen Glaubensrichtung, welches die ächten Tunifer kennzeichnet, gewiß nicht; das strenge Einhalten der fünf Gebetszeiten, die gewissenhafte Beobachtung der Fasten im heiligen Monat Ramadhân theilen sie mit allen guten Moslims der übrigen Gebiete des Islam. Einen Schritt weiter gehen sie vielleicht in ihrer außerordentlichen Verehrung für verstorbene oder lebende Heilige, eine Seite des religiösen Lebens, welche wir wohl Aberglauben nennen müssen, da das eigentliche Dogma, wie es im Qorân niedergelegt ist, dieselbe nicht kennt und sie folglich als ein überwuchernder Auswuchs des Glaubensgebäudes betrachtet werden muß. Die Heiligenverehrung, welche zwar in allen mohammedanischen Ländern, außer in denjenigen der Wahabiten, üppig gedeiht, scheint mir dennoch in Tunis in hervorragendem Grade entwickelt. Die Zahl der hier verehrten Heiligen ist Legion, aber unter diesen erfreuen sich einige wenige ganz besonders der allgemeinen Beliebtheit. Die geläufigste Bezeichnung für diese Heiligen bildet das Wort „Derwisch", ein Begriff, dessen Bedeutung im Maghreb (Nordwesten von Afrika) eine ganz andere ist, wie im Orient, wo er auf alle Mitglieder der Mönchsorden ausgedehnt erscheint, während er im Maghreb, welcher keine Mönchsorden kennt, die in gottseliger Beschaulichkeit, Einsamkeit und Abgezogenheit von der Welt lebenden religiösen Persönlichkeiten bezeichnet. Unter diesen Derwischen unter-

scheidet man zwei Arten, welche wir nach unserm Sprachgebrauch die „verrückten" und die „nichtverrückten" (das Wort „vernünftig" findet auf einen Derwisch wohl kaum seine Anwendung) nennen würden. Die ersteren werden von den Moslims „Buhaliya", d. h. die „Verzückten", die andern „Çufiyya", d. h. die „Weisen" genannt. Die Buhaliya sind in Wirklichkeit, wenn immerhin sich unter dem Gewand des Wahnsinns nicht schlaue Verstellung verbirgt, wie dieß allerdings zuweilen auch vorkommt, irrsinnige Menschen, welche oft einen Lebenswandel zur Schau tragen, der allen Grundsätzen der Religion zu spotten scheint, und dennoch für Heilige gelten, weil die phantastische Fiction der Moslims in Bezug auf sie anzunehmen liebt, daß ihr Geist im Himmel weile, daß sie in enger Gemeinschaft mit der Gottheit stehen, deren brünstige Verehrung ihren Verstand gänzlich absorbire, während auf der Erde nur ihre sichtbare Hülle zurückgeblieben sei.

Ein solcher Buhal (Singular von Buhaliya) darf ungestraft und ungerügt Alles thun, was Religion, ja was Sitte und Anstand verbieten, dennoch ist er unfähig, ein Unrecht zu begehen. Mag seine Handlung auch durchaus eine verwerfliche sein, eine Sünde ist sie doch nicht, denn wir Menschen sehen nur, was er nach unsern beschränkten Begriffen zu thun scheint, nicht aber das, was er wirklich thut. Verletzt zum Beispiel ein Buhal jenes Gebot des Propheten, welches den Wein verdammt, so sündigt er doch nicht, denn das, was wir kurzsichtigen Menschen für Wein ansehen, ist in der That nicht Wein, sondern ein Trank des Paradieses, in welchen die dienstthuenden Engel den profanen Traubensaft verwandeln, so wie er die Lippen des Derwisches erreicht. Oder verstößt ein Derwisch gegen jene heiligste aller Vorschriften, über welche dem Moslim keine einzige geht, gegen das Gebot des Fastens im Ramadhân, so begeht er in

Wirklichkeit doch kein Unrecht, denn nur für unsere umnachteten Blicke scheint er zu essen, in der That aber sorgen die Engel dafür, daß kein Atom von dem, was er genießt, in seinen Magen herniedergleite. Sogar einen Ehebruch kann der Buhal begehen, ohne die Ehe zu brechen, denn die seiner Wollust geweihte Frau erscheint nur dem beschränkten Menschenauge als ein weibliches Wesen und als die Gattin eines Andern, in Wirklichkeit aber ist sie eine Huri des Paradieses, und die mit ihr begangene anscheinende Sünde ist in der That eine andächtige Vereinigung zum Lobe Gottes, ein brünstiges Aufgehen in der Allliebe des Höchsten, ein inniges Verschmelzen zweier auserwählten Seelen in der höchsten religösen Extase.

Daß die Buhaliya, von einem solchen Standpunkt aus beurtheilt, eine hohe Verehrung genießen müssen, wundert uns nicht, wohl aber kommt es uns inconsequent vor, wenn die Tunisер in Bezug auf diese Wahnsinnigen verschiedene Stufen der Heiligkeit annehmen und zwar Stufen, deren Höhe nicht nach dem Grad des Wahnsinns bemessen erscheint, sondern nach anderweitigen Gründen. Diese Gründe scheinen von der socialen Stellung des fraglichen Individuums oft wesentlich beeinflußt. Ist zum Beispiel der Buhal ein Bettler, der sich in allem Gassenkoth von Tunis herumwälzt, von Unrath nährt und von den ekelhaftesten Lumpen strotzt, welche oft grade an dem Körpertheile die größten Blößen darbieten, wo sie es am Wenigsten thun sollten, so umgiebt ihn zwar, wenn er eine anständige Höhe des Wahnsinns erreicht hat, immerhin der Nimbus einer gewissen Verehrung, aber dieser Nimbus erscheint doch bei Weitem verdunkelt durch denjenigen, welcher das Haupt eines Derwisches von höherm Stande umleuchtet. Namentlich dann, wenn der Buhal vor seiner Verrücktheit sich der Kenntnisse und des ehrwürdigen Titels eines Tâleb (Schriftkenners) oder gar eines 'Alem (Gelehrten) erfreut hat, wird ihn ein blendender Heiligenschein umstrahlen.

Ein schlagender Beweis hiervon wird uns geliefert, wenn wir unsern Blick auf die verschiedenen Buhaliya, welche gegenwärtig die Straßen der Stadt unsicher machen, werfen. Unter diesen gehören, soviel ich entdecken konnte, alle bis auf einen einzigen der Classe der Bettelderwische an, welche von der Verehrung der Gläubigen nur ein bescheidenes Theil erhalten. Jener einzige aber bildet den Gegenstand der abergläubischsten Ehrfurcht, welche er, wenn ein selbstkasteiendes, entbehrungsvolles Leben, verbunden mit den Excentricitäten eines Verrückten überhaupt hierzu berechtigen, gewiß auch verdient. Dieser noch nicht im Greisenalter stehende Heilige heißt Sfayydy Mohassen und war seines Berufes ein Gelehrter; seine Familie genießt in Tunis die größte Achtung und zählt mehrere ihrer Mitglieder unter den höchsten geistlichen Würdenträgern; sein eigner Bruder ist Mufti an der Hauptmoschee, Dschâmi' es Saytuna; er selbst war gleichfalls zu hohen geistlichen Würden ersehen und seiner Ernennung gewiß, hätte er es nicht vorgezogen, Derwisch zu werden, und hätte ihm die göttliche Gnade nicht den Rang eines Buhal vorbehalten, mit welchem, so verehrt er auch immer sein mag, dennoch jegliche Amtsführung und sei es selbst die eines Kirchenamts, zu dem bekanntlich kein Ueberfluß an Verstand gehört, nicht zu vereinigen ist. Sfayydy Mohassen wohnt in Tunis in einem höchst seltsam aussehenden Hause, an dem ich oft vorbeigekommen war und es lange für eine unbewohnte, halbe Ruine gehalten hatte, ehe ich erfuhr, daß dieß die Wohnung des großen Heiligen sei.

Dieses Haus besteht heut' zu Tage eigentlich nur aus einem großen, die Straße überwölbenden Thorbogen, über dem ein kleines Zimmer liegt, dessen einziges Fenster durch einen dichten Bretterverschlag verdeckt ist. Die beiden Flügel des Gebäudes, welche vor etwa zwanzig Jahren noch stattlich und baufest dastanden und die der Derwisch in gutem

Zustand von seinen Aeltern geerbt hatte, sind nun Ruinen und zwar erst durch die Bemühung des Heiligen dazu geworden. Denn eine der liebenswürdigen Excentricitäten dieses frommen Mannes besteht darin, daß er sein eigenes Haus demolirt und zwar mit einziger Hülfe seiner Hände, daß er Tage lang am Mörtel kratzt, bis er ihn herausgerieben und den dadurch befestigten Stein gelockert hat und so fort, bis ihm im Laufe einiger Jahre die Zerstörung einer ganzen Wand gelungen ist. Einige sehr fromme Moslims wollen dieses Verfahren des Derwisches sogar nicht einmal der Verrücktheit, sondern einem tiefreligiösen Beweggrunde zuschreiben, welcher in der Erkenntniß wurzeln soll, daß das Wohnen in gemauerten Häusern an und für sich sündhaft sei, da ja Adam und die Patriarchen solche nicht kannten und selbst der Prophet nur in einer elenden Lehmhütte hauste.

In Folge dieser seit zwanzig Jahren rastlos thätigen Zerstörungswuth des Heiligen ist nun von seinem ganzen Hause nichts übrig geblieben, als das kleine Zimmer über dem Thorbogen, welches dem Derwisch bis jetzt noch zu schonen beliebt hat, wahrscheinlich um nicht mit der Polizei in Collision zu gerathen, die selbst in einer so schlecht verwalteten Stadt wie Tunis nicht zugeben kann, daß man einen Straßenbogen, unter dem täglich tausende von Menschen passiren, auf die dem Heiligen beliebte Weise zur Gefährdung so vieler Leben demolire. Vielleicht besaß er auch noch einen andern Grund, um dieses Zimmer zu schonen, den nämlich, daß er selbst doch einen Wohnort und ein Versteck vor den Blicken der Neugierigen haben mußte. Denn in diesem Zimmer hält sich der Derwisch seit Jahren, ohne es jemals zu verlassen, auf. Nur wenige Menschen in Tunis waren so glücklich, ihn jemals zu Gesicht zu bekommen, da er nie aus dem Hause geht und auch keine Besuche annimmt. Einer dieser Wenigen, welcher den Derwisch einmal durch eine Mauerritze erblickt hatte,

schilderte mir das höchst seltsame Aussehen desselben, wie derselbe aller moslimischen Sitte zuwider im ganzen Gesicht rasirt sei, wie er sein struppiges Haar einem Beduinenweibe gleich lang wachsen lasse, wie ihm ein Gemisch der eigenthümlichsten buntesten Lumpen und Flicken zur Umhüllung diene.

Von was dieser Gottesmann lebt, scheinen die frommen Moslims als ein Geheimniß zu betrachten, dessen Enthüllung nur der Gottheit zusteht, welche ihren erkorenen Liebling mit der Speise und dem himmlischen Trank des Paradieses ernähren soll. Ich hege jedoch die bescheidene Ansicht, daß diese vermeintliche Speise des Paradieses ganz einfach in Gestalt einer großen Schüssel voll Kusskussu in sein Haus gelangt, welche ihm sein Bruder, der Mufti, allabendlich zuschickt. Jedoch ob von Himmelsbrod oder von Kusskussu ernährt, jedenfalls genießt der auf so geheimnißvolle Weise Gefütterte die abergläubigste Verehrung aller tunisischen Moslims; manche Wunder werden ihm zugeschrieben, und sein Grab wird dereinst gewiß eine ähnliche Berühmtheit erlangen, wie die beliebtesten unter den Qobba's von Tunis. So lange er auf Erden wandelt, besitzt freilich die Verehrungssucht der Gläubigen wenig Mittel, sich äußerlich geltend zu machen, da der Derwisch wie gesagt die Nähe der Menschen flieht.

Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit dem berühmtesten unter den, wie es heißt, nichtverrückten Derwischen, unter den sogenannten Çufiyya (Weisen), einem gewissen Mohammed esſ Ssoldo. Freilich wird es mir schwer zu begreifen, wie dieser Heilige den Titel eines Weisen führen kann und warum man ihn nicht einfach, wie seinen ebenerwähnten Collegen, einen Buhal nennt. Denn von Weisheit ist in dem Benehmen des Gottesmannes auch nicht die schwächste Spur zu entdecken. Wenigstens vermögen unsre beschränkten Blicke keine weise Handlung in derjenigen zu erblicken, welcher sich der sogenannte Çufyy in den letzten Jahren mit Vorliebe

ergeben hat. Diese Handlung besteht darin, daß er täglich abgerissene Bausteine aus seinem Fenster auf die Straße wirft und mit heißem Wasser begießt, ein Verfahren, welches nach Ansicht vieler Moslims die Cholera, Hungersnoth und die fürchterliche Typhusepidemie, welche die Regentschaft im verflossenen Jahre heimsuchten, auf geheimnißvolle Weise herbeigezaubert haben soll; was aber der fromme Mann mit Herbeiführung aller dieser Leiden bezweckte, das weiß Niemand, oder vielmehr darüber giebt es so viel verschiedene Versionen, daß es einem Nichtwissen des Grundes gänzlich gleichkommt.

Auch Sfayydy Mohammed Sfoldo bewohnt sein eignes Haus, und zwar ein recht stattliches Gebäude, aus welchem er niemals einen Schritt auf die Straße setzt; auch er rasirt sich das ganze Gesicht und kleidet sich in phantastische Lumpen, auch er lebt von sogenannter Paradiesesspeise, aber er unterscheidet sich von seinem Collegen Sfayydy Mohassen dadurch, daß er nicht die Nähe der Menschen flieht, sondern seinen zahlreichen Verehrern gestattet, ihn in seinem Hause zu besuchen, eine Erlaubniß, von welcher diese einen weitgehenden Gebrauch machen. Was sie dort unter der Leitung des ehrwürdigen Heiligen beginnen, das habe ich natürlich nie sehen können, aber gehört habe ich es oft, denn häufig, wenn ich am Hause des Derwisches vorbeikam, wurden meine Schritte durch ein seltsames Geräusch wie festgebannt, welches einem tausendkehligen Froschgequake in auffallender Weise glich. Das waren die Gebete der Verehrer Sfoldo's, welche alle im gleichen Tone und scharfen Tacte dieselben Worte und kurzen Sätze, d. h. manchmal nur den Namen Gottes „Allah", manchmal einen Lobspruch, wie „gelobt sei Gott", manchmal ein Fragment des Glaubensbekenntnisses wie „Es ist nur ein Gott" in näselndem Singsang wiederholten. Dazwischen erklang hie und da das Gestöhne eines Verzückten oder das Geschrei eines Wüthenden, die Nachahmung eines Hundegebells oder

eines Löwengebrülls, welche andeuteten, daß einige dieser Frommen sich durch lange fortgesetztes Beten schon in die Extase hineingearbeitet hatten, in welcher der Mensch aufhört, seiner Sinne mächtig zu sein. Der Umstand, daß diese sich regelmäßig um den Heiligen Versammelnden gewissermaßen einen Orden bilden, der jetzt zwar erst im Entstehen begriffen ist, der aber gewiß mit der Zeit seine Stelle unter den übrigen religiösen Genossenschaften des Maghreb, den sogenannten Chuân, einnehmen wird, scheint mir allein fähig, einen Erklärungsgrund abzugeben, warum man Ssoldo als einen Çufyy bezeichnet, da die Ordensmitglieder, trotz ihrer großen Verehrung für die Buhaliya, dennoch nicht gerne ihren Stifter einen Wahnsinnigen genannt hören wollen.

Außer den beiden genannten berühmtesten Heiligen lebt in Tunis noch eine große Anzahl dii minorum gentium, Derwische, meist von der Classe der Buhaliya, welche sich nicht in das Geheimniß der Unnahbarkeit hüllen, sondern ihre Verrücktheiten vor der ganzen Welt zur Schau tragen, selbst vor dem Bey und seinem Hofe von jugendlichen Adjutanten und Pagen, einer leichtsinnigen und, wie es scheint, nicht gehörig von Heiligenverehrung erfüllten Jugend, die mit den ehrwürdigen Gottesmännern allerlei Schabernak zu spielen pflegt, ihnen Wein zu trinken giebt und sich daran ergötzt, wenn die Derwische durch den Rausch noch verrückter gemacht werden, was freilich bei einigen derselben eine schwierige Sache ist, da sie schon den vollen Höhepunkt der Blödsinnigkeit erreicht haben. Unter diesen befindet sich ein gewisser Ḥamydu et Trablessy, den man den Hofnarren des Bey nennen kann, ein gewisser Ḥâmed esch Schâhby, ein andrer Namens Çâla el Methluthy und endlich noch der seltsame Ḥâmed el ʿOryân (d. h. der Nackte), welcher die eigenthümliche Manie hat, stets in der Paradiesestracht erscheinen zu wollen.

Mögen übrigens die Derwische zu ihren Lebzeiten immerhin einen hohen Grad von Verehrung genießen, so erwartet sie doch erst nach ihrem Tode die höchste aller Ehrenstufen. Was mit ihren Seelen im Himmel vorgeht, das wissen zwar die moslimischen Schriftgelehrten haarklein auseinanderzusetzen, aber ich fürchte es dürfte meine Leser weniger interessiren, als das, was die abgestreifte irdische Hülle der Gottesmänner und ihren Cultus anbelangt. Jeder Derwisch ohne Ausnahme findet seine ewige Ruhestätte in einer eigens für ihn erbauten Qobba, d. h. einem kuppelbedeckten Gebäude, welches je nach der Wichtigkeit des Heiligen und nach den Mitteln seiner Verehrer, bald eine stattliche Grabkapelle, bald nur ein kleines niedriges, einer Hundshütte nicht unähnliches Hüttchen ist, über dem jedoch niemals die kleine den Abschluß bildende Kuppel fehlt. Wenn wir bedenken, wieviel Heilige Tunis, welches selbst heut' zu Tage über zwanzig lebende Derwische in seinen Mauern zählt, in früheren glaubenskräftigeren Jahrhunderten besessen haben muß, so wird es uns wenig wundern, daß die Zahl dieser Qobba's eine erstaunlich große ist. Nicht alle haben sich jedoch in gutem, baufestem Zustand erhalten. Diejenigen der dii minorum gentium, deren Verehrerzahl eine verhältnißmäßig geringe ist, werden gewöhnlich dem Verfall der Zeit überlassen, und darum findet man auf dem unermeßlichen Friedhofsgefilde, welches die Stadt auf allen Seiten umringt, eine Unzahl kleiner halbverfallener oder auch ganz trümmerhafter Grabkapellen. Diejenigen aber der bevorzugten Heiligen, unter welchen sich namentlich Sfayydy ibn el Ḥassan (gewöhnlich bel Ḥassan ausgesprochen), Sfayydy Ḥamed el Qorschâny, Sfayydy Qâçim es Selidschy, Sfayydy 'Abd-Allah, ferner die berühmte gottselige Frau Lella Manubiya, auszeichnen, pflegen von Zeit zu Zeit restaurirt, erweitert und verschönert zu werden, ja nicht selten erheben sich neben ihren eigentlichen Grabkapellen andere Qobba's, welche die Bedeutung kleiner Votiv-

tempel besitzen. Endlich befindet sich in Tunis noch eine Anzahl von Qobba's, welche solchen Heiligen gewidmet sind, die ihre ewige Ruhestätte anderswo gefunden haben, aber hier eine große Menge von Verehrern zählen, wie Ssayydy 'Abd-el-Qâdir el Dschilâny, Ssayydy Mohammed et Tidschâny, Ssayydy Mohammed ben 'Ayischa und einige andere.

Einen der Hauptgründe, warum die Existenz so vieler Heiligthümer den Tunisern wünschenswerth erscheint, bildet wohl derjenige, daß die Frauen, welche von jedem Gottesdienst in den Moscheen ausgeschlossen bleiben (nur steinalten Mütterchen gestattet man den Zutritt) auf die Grabkapellen, als ihre einzigen öffentlichen Gebetsorte, angewiesen sind. Zu ihnen pflegt denn auch das schöne Geschlecht in Schaaren zu strömen, bringt geweihte Kerzen für das Grab, Geschenke von Lebensmitteln und andrer Art für die Wächter desselben in Ueberfluß mit, so daß diese von der Verehrung der Gläubigen ein sorgenfreies Leben fristen. Auch bilden viele dieser Qobba's die Versammlungsorte der Chuân oder religiösen Bruderschaften, an denen Tunis keinen Mangel besitzt, deren Mitglieder sich am Grabe oder an der Votivkapelle ihres Stifters zu vereinigen pflegen. Unter diesen Chuân zeichnet sich namentlich die Secte der 'Ayssauya, jener Schlangenesser, welche ihrem Schutzpatron, Ssayydy Mohammed ibn 'Ayssa, das wunderbare Vorrecht verdankt, Gift ungestraft genießen zu können, sowie diejenige der Tidschaniya, nach einem in Algerien zu Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Heiligen benannt, durch die Menge ihrer Mitglieder und die Zahl ihrer Votivkapellen aus, von denen jedoch keine die Gebeine des Stifters beherbergt.

Diese Qobba's besitzen mancherlei Analogie mit den Wallfahrtskapellen des katholischen Europa im Mittelalter. Wie jene in der erwähnten Epoche das Asylrecht für Verbrecher und Verfolgte aller Art besaßen, so finden noch heut'

zu Tage in Tunis alle Diejenigen, welche mit dem Gesetz zerfallen sind, eine schützende Zufluchtsstätte bei den Gräbern der Heiligen, die man im hiesigen Dialect Sauyi zu nennen pflegt. Namentlich die von Schulden Bedrängten bedienen sich dieser Asyle mit Vorliebe, um sich der Verfolgung der Gläubiger zu entziehen. Mit unsern Wallfahrtsorten theilen sie auch die wunderthätige Eigenschaft, welche sich an Denen offenbart, die dem Heiligen für Heilung einer Krankheit oder Erreichung eines anderweitigen frommen Wunsches ein Gelübde gethan haben.

Spielen so die Heiligengräber eine wichtige Rolle in dem allgemeinen religiösen öffentlichen Leben der Tuniser, so zeigt sich doch deren frommer Sinn in andern vom Glauben beeinflußten Dingen in nicht geringerem Grade.

Die Knaben werden mit der größten Gewissenhaftigkeit zum Besuch der zahlreichen Qoränschulen angehalten, in welchen sie den Inhalt des heiligen Buches lesen, schreiben und auswendig hersagen lernen, so daß man wohl in keiner Stadt des Maghreb eine größere Menge von Tolba (solche welche den Qorân auswendig wissen) findet, als in der frommen Stadt Tunis. Die vom Islam gebotene Wohlthätigkeit findet ihre ausgiebigste Anwendung. Nicht nur existiren zahlreiche Sâwiya's (Qoränschulen), Qobba's (Heiligengräber), Medrassa (Convicte für Fremde, namentlich arme Studirende), an deren Pforten von Zeit zu Zeit die Armen gespeist werden; außerdem öffnen sich auch noch die Thüren fast aller wohlhabenden und reichen Tuniser oft täglich der Menge der Nothleidenden, freilich nicht, um sich einzulassen, denn der Eintritt in ein moslimisches Haus ist nur den nächsten Verwandten gestattet, sondern um große Körbe voll Brod, Krüge voll Oel, selbst ganze Schüsseln voll Kusskussu, zum Zweck der Vertheilung unter die Armen hinausgelangen zu lassen.

In Bezug auf die Ehen werden die Vorschriften des

Qorân gleichfalls auf's Gewissenhafteste erfüllt. Fast beispiellos ist es, daß ein Bräutigam seine Braut schon vor dem Hochzeitstage erblickt hätte, wie dieß bei den Arabern des Innern immer vorkommt, eine Freiheit, welche eine grobe Verletzung der mohammedanischen Sittenlehre bildet. Nur sehr selten kommt es vor, daß eine Frau, welche Mutter geworden ist, vom Vater ihrer Kinder verstoßen würde. Ja, es scheint fast, als wollten die Tunisер sogar noch strenger leben, als es ihnen der Qorân vorschreibt, denn sie pflegen von dem durch diesen geheiligten Vorrecht, mehrere Frauen zu besitzen, einen nur höchst beschränkten Gebrauch zu machen. Die Vielweiberei existirt in Tunis beinahe nur in der Idee der Europäer, welche über moslimische Harems meistentheils so falsche Begriffe haben und sie den Berichten lügenhafter früherer Reisenden zufolge noch immer für Asyle der ausschweifendsten Wollust zu halten pflegen. Unter allen meinen hiesigen Bekannten befand sich keiner, welcher mehr als eine Frau sein nannte; unter den hochgestellten Personen hörte ich nur von einem Einzigen, dem Prinzen Sfayhy el Âmyn, einem Vetter des Bey, welcher von dem Vorrecht der Polygamie Gebrauch machte.

Dadurch, daß in Folge der Aufhebung der Sklaverei das vom Qorân neben der Ehe gleichzeitig geduldete Concubinat weggefallen ist (denn nur eine Sklavin darf im außerehelichen geschlechtlichen Verhältniß zu einem Moslim stehen), ist für die Europäer auch noch ein weiterer Grund verschwunden, sich über das häusliche Leben der Tunisер in den üblichen Schmähreden auszulassen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich freilich bemerken, daß seit der Abnahme der Vielweiberei und dem Verschwinden des Concubinats ein anderes Uebel, welches früher zwar auch, aber gewiß nicht in demselben Grade, wie jetzt, vorhanden war, überhand genommen zu haben scheint, nämlich die Prostitution. Dennoch erscheint die Zahl der

diesem schändlichen Gewerbe hingegebenen Mohammedanerinnen, so groß sie auch sein mag, neben derjenigen der moslimischen Gesammtbevölkerung eine verhältnißmäßig geringe, namentlich dann, wenn wir sie mit der großen Menge der demselben Gewerbe sich widmenden Jüdinnen, neben der kleineren Anzahl ihrer Kunden vergleichen. Die Kunden der letzteren sind fast ausschließlich Christen und Israeliten, deren Zahl zusammengenommen kaum ein Drittheil der Bevölkerung von Tunis ausmacht, und dennoch sind der jüdischen Prostituirten ebensoviele, ja vielleicht mehr, als der mohammedanischen. Auch in Bezug auf ein andres Laster, welches nicht nur die Religion, sondern selbst die Natur verdammt, scheint mir die tunisser Bevölkerung vielfach verleumdet worden zu sein. Manche Reisende haben aus dem Umstand, daß einige der zuletzt regierenden Herrscher diesem Laster ergaben waren und aus dem schlechten Ruf, welchen auch der heutige Hof in dieser Beziehung genießt, den etwas voreiligen Schluß abgeleitet, als sei diese traurige Verirrung unter der hiesigen Bewohnerschaft eingebürgert. Dem ist jedoch nicht so. Ich fand bei allen Moslims, mit denen ich über diesen moralischen Schandfleck sprechen zu müssen glaubte, nur den höchsten Abscheu gegen denselben und die Versicherung, daß derselbe nur dem Hofe und einigen entarteten Vornehmen anklebe, Leuten von meist fremdem Ursprung, zum größten Theil, wie die regierende Familie, von Türken abstammend, unter denen bekanntlich dergleichen Verirrungen bei Weitem häufiger vorzukommen pflegen, als bei den ächten Arabern oder den arabisirten Berbern, den zwei ethnologischen Hauptelementen, aus deren Verschmelzung diejenige Bevölkerung, welche wir die eigentlichen Tunisser genannt haben, vorzugsweise besteht.

Auch in manchen andern Zweigen des ethischen Gebietes zeigt sich uns bei den mohammedanischen Tunisern die erfreuliche Erscheinung, daß dieselben mit den Europäern nicht

nur auf gleicher, sondern oft auf höherer Stufe als diese stehen. So findet sich namentlich jene patriarchalische Haupttugend, die Ehrlichkeit, in Tunis fast nur bei den Moslims. Bei der Mehrzahl der hiesigen Juden und Christen würden wir sie umsonst suchen. Die moslimischen Kaufleute und Handwerker dagegen üben sie in einem Grade, der sogar oft ihren Interessen schädlich, ja dem Fortbestehen ihrer Industrie hinderlich wird, da sie von einer Seite der Raubsucht der Großen, von der andern der Betrügerei der Christen und Juden ausgesetzt sind und der ganz unbedeutende Vortheil, welchen ihr Geschäft ihnen abwirft, nicht hinreicht, um sie für die im Handel oft vorkommenden Katastrophen zu entschädigen. Deßhalb führt auch der Tuniser Bürgerstand meistentheils ein Leben, welches wir fast ein Leben der Armuth nennen könnten, wäre nicht ihre große Bedürfnißlosigkeit, welche verhindert, daß die Last der Dürftigkeit ihre Schultern empfindlich drückt.

Sehen wir diese braven Menschen, in stiller Zufriedenheit mit dem bescheidenen Loose, welches ihnen die Gottheit zu Theil werden ließ, in ihren kleinen Lädchen sitzen, wo sie sich mehr der Gewohnheit halber und um ihre Freunde zu empfangen, als um des Interesses willen aufhalten, so muß es uns sprechend in die Augen fallen, wie vortheilhaft sie sich auch äußerlich vor den entarteten Bewohnern des christlichen und des jüdischen Viertels auszeichnen. Es liegt etwas Offenes, Ehrliches und zugleich durchweg Würdiges in der Physiognomie eines jeden ächten Tunisers. Einen solch' natürlichen Anstand, eine so wahrhaft vornehme Weise finden wir in Europa nur bei einzelnen durch vorzügliche Begabung ausgezeichneten Menschen, hier dagegen, das heißt bei den ächten Bürgern von Tunis (in deren Zahl ich keineswegs die Großen oder die Regierungsbeamten mitinbegriffen haben will) bilden diese Vorzüge die Regel. Mag ihre Erziehung auch eine

mangelhafte sein, mag ihr Bildungszustand auch Vieles zu wünschen übrig lassen, so besitzen sie doch für jeden Philanthropen einen entschiedenen Werth, denn es sind Menschen im ächten Sinne des Wortes, Menschen, in denen die natürliche Grazie und Würde unverfälscht und unvermindert erscheint, nicht die zwitterhaften Geschöpfe, welche unsre oft die Unnatur erzeugenden Zustände ausgebildet haben.

Die Züge der meisten ächten Tunifer sind länglich, die Nase meist lang und kräftig angelegt, der Teint der der Süditaliener und Spanier, nur selten ganz olivenbraun; die Haare, die buschigen Augenbrauen und der nicht sehr dichte, oft sogar dünne Bart vom tiefsten Schwarz, der Wuchs mittelgroß, der Gliederbau ebenmäßig und edel, wie bei der arischen Rasse; das sogenannte semitische Bein, welches fast wadenlos sein soll, habe ich in Tunis fast nie gesehen und hätte doch die beste Gelegenheit dazu gehabt, wäre es vorhanden gewesen, da die meisten Männer vom Knie abwärts nackt sind.

Von den Frauen, welche hier wie in allen moslimischen Ländern nahezu unsichtbar sind, kann ich nur vom Hörensagen urtheilen, wenigstens was die Schönheit ihrer Gesichter betrifft, welche mir als groß geschildert wurde. So viel konnte ich aber an den dicht verhüllten Gestalten der Mohammedanerinnen, welche ich auf der Straße sah, bemerken, daß dieselbe weit entfernt von jener fetten Gedunsenheit, welche die Jüdinnen von Tunis kennzeichnet, sein müssen.

Unvortheilhaft muß man jedenfalls die Tracht dieser Frauen nennen. Man denke sich ein Paar sehr knapp und eng anliegender Beinkleider, darüber ein sehr kurzes Hemdchen von Leinwand, Baumwolle, Seide oder gar von Goldstoff; die Haare in ein Tuch geschlagen: das ist das einfache Hauscostüm, über welches beim Ausgehen noch ein dicker Wollenshawl gehängt wird. Bei dieser Gelegenheit verunstalten sich die Schönen auch noch durch zwei schwarze Tücher, welche

oberhalb und unterhalb der Augen auf dem Gesicht ausgespannt werden. Ist eine Frau recht vornehm, reich, oder will sie nur besonders tugendhaft erscheinen, so hängt sie zum Ueberfluß über diese schwarzen Umhüllungen noch einen andern Shawl, der auf's Gesicht fallen würde, wenn sie ihn nicht mit beiden Händen gelüftet hielte, um doch ihren Weg auf der Straße, wenn auch sonst gar nichts, zu sehen.

Als würdevoll und kleidsam können wir dagegen das Costüm der Männer bezeichnen. Es gleicht dem der Algierer in vielen Stücken, besteht, wie dieses, aus dem bauschigen Beinkleid (Sarual), aus einer reich mit Schnürchen und Knöpfchen versehenen Oberweste, hier Firmla genannt, ein Name, den man in Algier nur der Frauenweste giebt, der kurzen Jacke (Rulila), der Schärpe (Hossâm) und dem um das rothe Fes (Schaschiya) geschlungenen Turban (hier Kaschta geheißen). Es unterscheidet sich von der algierischen Tracht nur durch die Unterweste, hier Çedriya genannt, welche zu einer wahren Zwangsjacke ausgeartet und nicht wie die algierische vorn, sondern oben offen ist und wie ein Hemd übergezogen wird, eine höchst unbequeme Art des Anziehens, besonders da das Kleidungsstück entsetzlich eng zu sein pflegt, weßhalb auch die meisten Leute vorziehen, dasselbe nie abzulegen; ferner durch das hier allgemein getragene wollene Aermelhemd, Dschobba genannt, welches über den ganzen Anzug, einer leichten Blouse gleich, lose getragen wird. An dieser Dschobba kann man die ächten Tuniser Bürger ziemlich sicher erkennen, da das Kleidungsstück von andern Theilen der mohammedanischen Bevölkerung dieser Stadt, z. B. von den Türken und ihren mit arabischen Frauen erzeugten Mischlingen, verschmäht zu werden pflegt.

Auffallend, wie so viele moslimische Sitten, Gebräuche und Costümregeln, contrastiren auch die Ansichten über die Bedeutung der Farben der Kleidungsstücke gegen unsre euro-

päischen Begriffe. Während es unsern Gewohnheiten angemessen erscheint, daß ernste und religiöse Persönlichkeiten in ihrer äußern Ausstattung den dunkeln Farben, womöglich der schwarzen, den Vorzug geben, findet bei den Moslims grade das Gegentheil statt. So gilt in Tunis die hochrothe Farbe für die ehrwürdigste, die grüne für die heilige. Hochrothe Dschobba's werden von fast allen Beamten der Moscheen, den Lehrern der Coránschulen, den Mufti's und Cádhy's getragen. Der hochrothe Turban ist das distinctive Zeichen eines Hádsch, d. h. eines Mannes, welcher die Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, der grüne bildet die Auszeichnung eines Scheryf, d. h. eines Nachkommen des Propheten, und kann hier nicht angenommen werden, ohne daß der Träger einen gerichtlich beglaubigten Stammbaum besäße. Trotz dieser Bedingung ist jedoch die Zahl der Scheryfe eine ungewöhnlich große, worüber sich derjenige nicht wundern wird, welcher weiß, daß dieser geheiligte Titel, der einzige Adel, den der Islam kennt, auch durch weibliche Nachfolge fortgepflanzt wird.

Der schwarzen, dunkelblauen und grauen Farbe pflegen hier oft die jungen Lebemänner den Vorzug zu geben. Eine gewisse Art von Blau dagegen wird von allen gläubigen Moslims gern vermieden, da sich dieselbe der Vorliebe der einheimischen Juden erfreut, welche gleichfalls die obenbeschriebene Tracht, jedoch mit Ausnahme der dem Moslim eigenthümlichen Dschobba zu tragen pflegen, wenn sie sich nicht, wie dieß bei Vielen jetzt überhand nimmt, im Costüm europäisirt haben. Gold- und Silberstickerei ist zwar jedem frommen Moslim ein Gräuel, gilt als eines Mannes unwürdig und lediglich zu Frauen-Costümen geeignet, gleichwohl sehen wir sie nicht selten an den Kleidern der Männer in Tunis; aber diejenigen, welche dergleichen gehässigen Schmuck zur Schau tragen, stehen fast ausnahmslos im Dienste des Hofes oder der Großen, welche, wie sie sich durch Sitten-

verderbtheit unvortheilhaft von den Bürgern unterscheiden, auch in ihren Costümregeln die Gränze dessen überschreiten, was der fromme Moslim als anständig, männlich und würdevoll anzusehen pflegt.

Gehen wir nun zu den anderweitigen Bestandtheilen der moslimischen Bevölkerung von Tunis über, so erblicken wir hier zuerst die zwar sehr wenig zahlreiche, aber durch den Rang der Vornehmheit ausgezeichnete Classe der Mamluken. Letzteres Wort besitzt zwar ursprünglich die Bedeutung „Sklaven", hat aber im Sprachgebrauch des ganzen Orients schon seit Jahrhunderten eine andere Nebenbedeutung angenommen, unter welcher es uns fast häufiger aufzustoßen pflegt, als unter seiner ursprünglichen, diejenige nämlich von hohen oder niedern Würdenträgern, welche aus dem Sklavenstande hervorgegangen sind, oder richtiger vielleicht von Menschen, welche im Palast des Fürsten halb als Sklaven, halb als Lieblinge, oft sogar wie eigene Kinder erzogen wurden. Obgleich im ursprünglichen Arabisch das Wort Mamluk durchaus keine bestimmte Classe von Sklaven bezeichnet, so hat sich doch im Orient mit der Zeit die Sitte festgestellt, nur weiße und zwar fürstliche Leibeigne oder solche, welche es gewesen sind, so zu nennen, während die nicht fürstlichen weißen Sklaven mit 'Ildsch oder im Plural 'Oludsch, und die Negersclaven mit Waçyf (in Tunis Uçyf ausgesprochen) bezeichnet werden, drei Benennungen, die ursprünglich alle eine gleiche Bedeutung besaßen. In Tunis im Speciellen liebt man es, den Beinamen „Mamluk" vorzugsweise solchen zu verleihen, welche griechischer Abkunft sind, eine Eigenthümlichkeit, die wohl darin ihren Grund hat, daß die meisten Würdenträger im letzten Jahrhunderte aus der Classe der griechischen Sklaven hervorgegangen sind. Mit der Abschaffung der Sklaverei überhaupt haben jetzt auch die drei darauf bezüglichen Worte, „Mamluk, 'Ildsch und Waçyf", ihre Bedeutung verloren, aber

im Orient, diesem Lande der Unveränderlichkeit, wird man sich wohl nie entschließen, die Namen aufzugeben; man legt sie eben denjenigen bei, welche aus dem noch vor 25 Jahren bestehenden Sklavenstande hervorgegangen sind.

Die Mamluken stehen gegenwärtig in Tunis im Besitz fast aller hohen Staatswürden; zu ihrer Classe gehören die Minister, die meisten Generäle, wie überhaupt fast alle Großen; sie sind die Reichsten, die Räuber des öffentlichen Gutes, und ihrer Griechenschlauheit und griechischen Geldgier wird das Schicksal dieses armen Landes Preis gegeben. Da wir übrigens in unsern spätern Schilderungen des Hofes und der Würdenträger leider noch viel mit dieser traurigen Menschenclasse zu thun haben werden, so wollen wir uns hier nicht länger bei der Schilderung der vielen Nachtseiten ihres Charakters aufhalten.

Eine andere Classe hier ansässiger Moslims bilden die Türken und ihre mit arabischen Frauen erzeugten Mischlinge, die Kurugly, ein aus dem türkischen abgeleitetes Wort, dessen Bedeutung nicht recht zu erhellen scheint. Gewöhnlich wird sie als „Sohn des Blinden" aufgefaßt und diese seltsame Bezeichnung dahin erläutert, daß der erste Türke, welcher im Maghreb eine arabische Frau nahm, zufälliger Weise ein Blinder gewesen sei. Das Geschlecht der Kurugly ist in Tunis ein ungleich zahlreicheres, als das der eigentlichen Türken, den letzten gealterten Resten der Janitscharenherrschaft; zu ihm gehört auch die ganze regierende Dynastie, welche von Hossayn ben 'Alyh et Turky, dem ersten unabhängigen Bey von Tunis, abstammt. Dieser verwandte Ursprung der Herrscherfamilie mag auch zur Erklärung des übermüthigen Stolzes beitragen, welcher die ganze Classe der Kurugly kennzeichnet, obgleich sie aus den hohen Aemtern und Würden fast durchgängig von den Mamluken verdrängt worden sind und im Staat wie in der Armee jetzt nur mehr eine be-

scheidene Stelle einnehmen. Ihren Lieblingsberuf bildet noch immer der militärische Stand, in dem sie es jedoch selten weiter, als bis zum Range von Subalternen bringen. Ihr Stolz gestattet ihnen nicht, zu einträglichen, wenn auch bescheidenen Geschäften ihre Zuflucht zu nehmen; darum ist ihre Classe auch arm geblieben, so arm, daß ihnen die kleine Unterstützung an Lebensmitteln, welche die Regierung allen früheren Janitscharen und ihren Familien gewährt, obgleich dieselbe nur aus schlechtem Schwarzbrod besteht, dennoch höchst willkommen ist. Aus dieser Classe gehen fast ausnahmslos auch die zahlreichen Consulatsdiener hervor, welche die Europäer noch immer „Janitscharen" und die Araber höchst komischer Weise „Tordschemân", d. h. Dolmetscher oder Uebersetzer nennen, wahrscheinlich nach der bekannten Etymologie „lucus a non lucendo", denn diese vermeintlichen Uebersetzer vermögen nicht ein Sterbenswörtchen in einer andern Sprache, als dem tunisischen Dialect des Arabischen, hervorzubringen. Man hüte sich jedoch, ihnen den Namen „Consulatsdiener" in's Gesicht hinein zu geben, denn ihr Stolz würde diesen als die höchste Beleidigung ansehen. Sie pflegen nämlich ihr Amt als einen Ehrenwachtdienst aufzufassen, dessen Ausübung in einem faulenzenden Herumlungern in der Hausflur der Consulate, im Begleiten der Consuln auf ihren Ausgängen bei Tage und im Vortragen der Laterne bei Abend hauptsächlich zu bestehen scheint. Zu jeder andern nützlichen Verwendung sind sie unbrauchbar. Manche Consuln haben es versucht, sie auch anderweitig nützlich zu machen, sie bei Tische aufwarten zu lassen u. s. w., aber diese Versuche scheiterten einerseits an dem militärischen Dünkel dieser Janitscharensöhne, andrerseits an ihrer entsetzlichen Ungeschicklichkeit und Unanstelligkeit, ihrer großen Virtuosität im Zerbrechen von Tellern, Schüsseln und im Gefährden des ganzen Hausraths. Auch zeigen sich die Kuruglу im Allgemeinen und die Consulatsdiener im Be-

sondern, wenn sie auch sonst viel fanatischer sind, als die ächten Tunifer, doch in einem Stücke sehr vorurtheilslos, nämlich in ihrer großen Geneigtheit zur Flasche. Schon manchem Consulatskeller ist durch diese durstigen Seelen übel mitgespielt worden.

Weitere Bestandtheile der moslimischen Bevölkerung von Tunis bilden die vielen kleinen Colonieen mohammedanischer Fremden, theils aus verschiedenen Gegenden der Regentschaft, theils aus dem Ausland stammend, von denen jede hier eine abgeschlossene Körperschaft bildet, ihre eigne Verwaltung besitzt, und sich gewöhnlich durch die ausschließliche Ausübung irgend eines bestimmten Gewerbes, bald friedlicher, bald kriegerischer Natur kennzeichnet. Dem letzteren Gewerbe, das heißt dem edlen Waffenhandwerk, widmen sich und zwar in ihrer Eigenschaft als unregelmäßige Infanteristen im Dienste des Beys, die aus Algerien zur Zeit der Eroberung ausgewanderten Kabylen vom Stamme der Suawua (ein Name, aus dem auch das französische „Zouâve" abgeleitet worden ist), welche hier in ziemlicher Anzahl vertreten sind. Die in Tunis lebenden Suawua haben die ganze fanatische Rohheit und urwüchsige Barbarei bewahrt, welche ihre in der Heimath gebliebenen Stammesbrüder zum Theil schon abgelegt haben. Sie sind die einzigen Menschen unter den hiesigen Moslims, denen man Vergehen blutiger Natur zuschreibt. Ihre Sprache bildet das Kabylische, ein Dialect des Berberidioms, d. h. der Ursprache von Nordafrika, dessen verschiedene Mundarten in Algerien noch viel mehr im Gebrauch sind, als in Tunisien, in welcher Regentschaft ich nur einen einzigen Stamm kenne, welcher eine derselben redet.

Diesen Stamm bilden die Dschebayliya, d. h. die Bergbewohner, deren Heimath die gebirgigen Districte im Südosten der Regentschaft sind; von ihnen pflegen sich in Tunis fast immer an die tausend Mitglieder aufzuhalten, welche

einen von ihren Stammesbrüdern, den Suawua, sehr verschiedenen Gewerbszweig ausüben. Sie leisten hier dieselben Dienste, wie in Algier die gleichfalls berberischen Biskry's, die Bewohner der Oase Biskara, das heißt sie versehen alle gröberen Handleistungen, stehen als Packträger, Hausknechte, Dienstmänner im Dienste der Europäer, Juden und Moslims; sie sind die nützlichsten Menschen unter der niedern mohammedanischen Volksklasse, arbeitsam, mäßig, treu und redlich, nur vielleicht ein bischen allzubeschränkten Geistes, weßhalb es auch selten gelingt, einen Dschebahly aus seiner niedern Sphäre hervorzuziehen. Die Dschebahliya bleiben selten lange in Tunis, sondern meistentheils nur drei bis vier Jahre, welche hinreichen um ihnen einige Ersparnisse zu sichern, mit denen sie nach ihrer Heimath zurückkehren, um dort als reiche Leute aufzutreten.

Mit ihnen stammesverwandt sind auch die aus Algerien gekommenen Mosabiya d. h. Saharabewohner, vom berberischen Stamme der Beny M'sâb. Sie spielen hier in Tunis ganz dieselbe Rolle, wie in Algier, das heißt sie verkaufen Kohlen und bedienen die maurischen Bäder. Die dreißig oder vierzig Bäder von Tunis werden ausschließlich von ihnen gehalten, da sich in der ganzen Regentschaft Tunis kein Völkchen findet, welches sich zu diesem Dienste besser eignete, als diese fremden Mosabiya. Außerdem sehen wir fast in jeder Straße zwei oder drei kleine Läden, in denen ein berußter, schwarzer Kerl mit schmutziger Gundura (grobwollenes Aermelhemd) bekleidet, zu sitzen pflegt, der Kohlenverkäufer vom Stamme der Beny M'sâb, denn dieß Völkchen hat sich seit Jahrhunderten das Monopol des Kohlenverkaufs zu sichern gewußt. Die Mosabiya sind jedoch jedem orthodoxen Moslim ein Gräuel, da sie zu keiner der vier rechtgläubigen Secten, sondern einer eignen ketzerischen Glau-

bensspaltung angehören, woher ihr Name „Chomsiya" d. h. Anhänger der fünften Secte, ein Name, welcher, da es nur vier orthodoxe Secten giebt, das größte Verdammungsurtheil erthält.

Auch in der Regentschaft Tunis lebt ein Völkchen, welches in demselben ominösen Ruf steht und gleichfalls in Tunis durch eine sehr zahlreiche Colonie vertreten ist, nämlich die Dscherâba, d. h. Bewohner der Insel Dscherba, welche einer ketzerischen Secte angehören, die wohl aus den Ibadhiya des Mittelalters hervorgegangen ist, aber heutzutage nicht mehr mit diesem Namen, sondern ebenfalls als „Chomsiya" oder auch wohl als „Wahabiya" bezeichnet wird, ein Wort, das auf alle Ketzer seine Anwendnng findet und keineswegs auf die berühmten arabischen Wahabiten allein, durch welche allerdings der Name weitere Verbreitung erlangt hat und in Europa bekannt geworden ist. Mir wurden in Tunis allerlei höchst originelle Seltsamkeiten über die religiösen Gebräuche dieser Dscherâba mitgetheilt, von denen ich nur eine, zwar höchst bizarre, aber wie es scheint factisch vorhandene erwähne. Dieselbe besteht darin, daß die Dscherâba beim Gottesdienst (horresco referens) ihre Beinkleider fallen lassen. Da sie keine eigenen Moscheen besitzen und sich selbst auch für ebensogute Moslims, als die Tunifer Bürger, halten, so soll es oft vorkommen, daß sie sich in deren Gotteshäuser schleichen, aus welchen man sie aber schleunigst zu vertreiben pflegt, sowie man den ruchlosen Ketzer an dem gottlosen und unanständigen, plötzlichen Ausziehen der Hosen erkennt. Diese moslimischen Sansculotten sind übrigens die klügsten, industriellsten unter allen Mohammedanern von Tunis. Sie ergeben sich ausschließlich dem Handel, sowohl demjenigen mit ihren vaterländischen Producten, den Wollendecken, Shawls und andern gewirkten Waaren, den Datteln u. s. w., ebenso

wie jedem andern Industriezweige, weßhalb auch keine moslimische Colonie in Tunis ihnen an Wohlhabenheit, ja an Reichthum gleichkommt. Der berüchtigte Ben Ayat, jener durch Betrug zum Millionär gewordene Steuerpächter, soll aus ihrer Zahl hervorgegangen sein.

Drittes Capitel.

Regierung und Regierte.

Trauriger Zustand der Regentschaft in der Gegenwart. — Entstehung der Macht der Bey's von Tunis. — Die drei Herrscher-Paläste. — Regierung Ahmed Bey's. — Mohammed Bey. — Der gegenwärtige Regent. — Trauriger Zustand der Finanzen. — Die tunisische Frage hauptsächlich eine Finanzfrage. — Die verschiedenen Anleihen. — Der Conflict mit dem französischen Consul. — Die Tesk're's und ihre Entwerthung. — Factischer Bankrott. — Einkünfte des Landes. — Fehlerhafter Modus der Steuereintreibung. — Versuche zur Convertirung der Schulden. — Die Regierung und die europäischen Finanzschwindler. — Die übrigen Ministerien. — Die sogenannte Constitution und ihr Schicksal. — Der öffentliche Unterricht. — Das Heer. — Die militärische Erziehung.

„Die letzten Leiden eines in der Auflösung begriffenen Staats", das wäre vielleicht der am Meisten der Wirklichkeit entsprechende, jedoch für unsern Geschmack etwas zu lange Titel, welchen wir diesem Capitel beilegen könnten, denn die gegenwärtige, politische und national-ökonomische Lage, sowohl der Regierung als der Regierten dieser Regentschaft, bietet uns nichts als ein Bild anscheinend unheilbarer Leiden, wie wir sie nach gewöhnlichen menschlichen Begriffen als die Vorgänger der Auflösung, des moralischen und politischen Todes, anzusehen versucht sind. Daß diese jetzt zur vollen Höhe gediehenen Leiden tief in der Geschichte der letzten Jahrhunderte dieses Landes wurzeln, ist ein Satz, welchen wir zwar nicht in Abrede stellen wollen, da es beispiellos wäre, daß so auffallende Wirkungen ohne tiefliegende Ursachen vorkämen, aber zur Erklärung dieser Leiden dürfte uns fast allein schon die Geschichte der letzten zwanzig oder dreißig Jahre hin-

längliche Erläuterungsgründe an die Hand geben. Deßhalb wollen wir auch dem Leser gänzlich jenen Auszug aus der Geschichte der Regentschaft Tunis ersparen, mit welchem die modernen französischen Reiseschriftsteller ihre Bücher über Tunis um mehrere Capitel vermehren zu müssen geglaubt haben, und ihn in dieser Beziehung auf das einzige zuverlässige Werk, welches über diese Geschichte in unserm Jahrhundert erschienen ist, auf die „Tunisischen Annalen" des französischen Consuls Rousseau, verweisen, aus welchem besagte Reiseschriftsteller den sämmtlichen Inhalt ihrer historischen Capitel, den sie uns komischer Weise als das Resultat ihrer eignen Forschungen geben, abgeschrieben haben. Allerdings enthalten die „Tunisischen Annalen" insofern eine große Lücke, als sie uns nicht die viel interessantere Geschichte der moslimischen Eroberung von Afrika, der selbstständigen Dynastieen der Aghlabyten, 'Obaydyten und Sahryten, sondern nur die Schicksale der Regentschaft seit der Feststellung der türkischen Oberhoheit geben, Schicksale, welche wenig Interessantes, sondern nur die allen unterjochten arabischen Völkern gemeinsamen historischen Eigenthümlichkeiten darbieten, als da sind: beständige Empörungen unzufriedener Stämme, blutige Kämpfe der verschiedenen Statthalter, bald untereinander, bald mit den eignen Unterthanen, bald mit fremden Eindringlingen, das Ringen nach Unabhängigkeit dieser letzteren, bald erfolglos, bald vom Gelingen gekrönt.

Durchwandeln wir den obern, die Qaçba umgebenden Theil der Altstadt Tunis, und erkundigen wir uns nach den Namen einzelner dort befindlicher, fürstlicher Paläste, so können wir in diesen Namen und in der gegenwärtigen Bedeutung der durch sie bezeichneten Gebäude die Geschichte von Tunis unter türkischer Oberhoheit in kräftigen Grundzügen skizzirt erblicken, deren Deutung uns nicht schwer wird. Da haben wir zuerst ein uraltes, jetzt halbverfallenes Gebäude, „Dâr

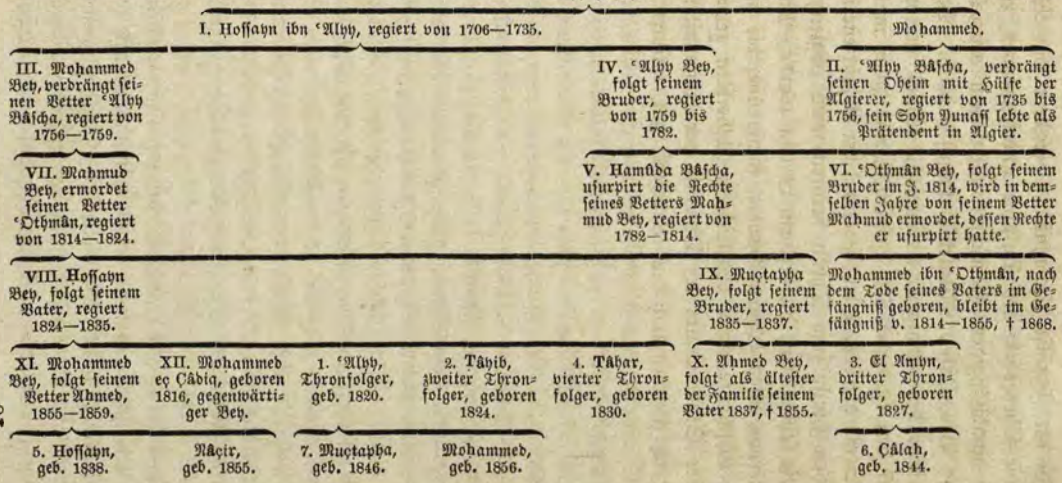
eb Dauletly" genannt (neben dem gleichnamigen Bade gelegen) und vor Jahrhunderten von demjenigen Würdenträger bewohnt, welcher die höchste Gewalt in Händen hatte, denn „Dauletly" bildete die arabische Version des türkischen Worts „Dey", ein Titel, welchen im 16. und 17. Jahrhundert die von den Janitscharen erwählten, vom Sultan bestätigten Herrscher von Tunis führten, ähnlich wie diejenigen von Algier ihn bis zu ihrem Fall, wenigstens im Munde der Europäer, (denn die Moslims nannten sie nie anders, als „Pascha") bewahrten. Aber ungleich den algierischen wußten die tunisischen Dey's nicht die Ungetheiltheit ihrer Herrschaft zu erhalten. Neben ihnen entstanden sehr bald andere Gewalten, welche ihnen lange den Rang streitig machten und deren einer es zuletzt sogar gelang, sie gänzlich zu verdrängen. Diese waren die Pascha's und die Anfangs unwichtigen, aber später immer mehr an Bedeutung zunehmenden sogenannten Bey's, ein Titel, welcher ursprünglich nur einen unter dem Dey stehenden militärischen Befehlshaber bezeichnete, aber bestimmt war, hier in Tunis zu einer in andern Ländern des Islam ganz unbekannten Bedeutung zu gelangen.

Von der als selbstständiger Würdestellung einst vorhandenen Existenz eines Pascha oder Bâscha, wie ihn die des harten Lippenbuchstabens ermangelnden Araber nennen, giebt noch heutzutage das in östlicher Richtung von der Qaçba gelegene „Dâr el Bâscha" Zeugniß, eine große unförmige Baumasse, bei Weitem weniger verfallen, als das „Dâr ed Dauletly", aber gleichwohl jetzt unbewohnt und wahrscheinlich auch unbrauchbar, seit die Würde dessen, nach dem es benannt ward, in derjenigen des Bey aufgegangen ist. Der Pascha war im 16. und 17. Jahrhundert unter den drei höchsten Würdenträgern von Tunis gleichsam das fünfte Rad am Wagen. Nicht aus der Wahl der Janitscharen hervorgegangen, wie der Dey, nicht durch Erblichkeit berufen, wie

der Bey, wurde er direct vom Großsultan ernannt und konnte deßhalb seiner Bestimmung, welche diejenige zu sein schien, zwischen den beiden andern Würdenträgern das Gleichgewicht herzustellen und aufrecht zu erhalten, nur in soweit entsprechen, als die directe Autorität seines Bestallers sich in Tunis lebhaft fühlbar machte. Da dieß aber nur höchst selten, nur vorübergehend der Fall war, und die Oberhoheit des Sultans meistentheils eine nominelle und schattenhafte blieb, so vermochte auch der Pascha nur bei den allerseltensten Vorkommnissen irgend eine Machtentwickelung zu zeigen oder zu thatsächlichem Ansehen zu gelangen.

Anders verhielt es sich mit demjenigen Würdenträger, dessen officielle Residenz zwischen dem Palast des Dauletly und demjenigen des Pascha halbwegs inmitten lag, dem einzigen dieser drei Fürstenpaläste, welcher im Laufe der Zeiten nicht nur dem Verfall getrotzt, sondern sich zu erhöhter Bedeutung, stattlicherer Größe und prächtigerer Ausschmückung erhoben hat, nämlich mit dem „Där el Bey", oder Haus des Bey, welches noch jetzt den Stadtpalast des regierenden Fürsten und eines der schönsten, wohlerhaltensten Beispiele maurischer Architectur bildet. Denn während die Macht der Dey's zu Ende des 17. Jahrhunderts thatsächlich aufhörte und ihr leerer Titel zur Bedeutung eines städtischen Gouverneurs, den der Fürst nach Gutdünken ernennt, herabgedrückt wurde, während die Würde des Pascha in derjenigen des Souveräns aufging, gelangte der dritte dieser Würdenträger, der sogenannte Bey, zur unbestrittenen Alleinherrschaft über die ganze Regentschaft, und zwar definitiv zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Person Ssayydy Ḥossayns ibn 'Alyy eṭ Ṭurki, dem Stammvater der jetzigen Dynastie, welche die Gewalt der Dey's ein für allemal brach und ihre Nachfolger zu bloßen Titelträgern herabsetzte.

In der Familie Ḥoſſayns iſt ſeitdem die Würde der zwar die Oberhoheit der Sultane anerkennenden, aber thatſächlich unabhängigen Herrſcher, unter dem officiellen Titel „Bâſcha Bey, Çâḥib Memlekat Tuniſſ", d. h. „Paſcha-Bey, Beherrſcher des Königreichs Tunis", erblich geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben, und zwar in der Form eines Senioraterbes, ſo daß jedesmal der Bejahrteſte im ganzen fürſtlichen Hauſe zum Thron berufen wird, obgleich nicht die Beiſpiele fehlen, daß dieſe Form verletzt wurde. Nichts kann uns hiervon einen beſſern Beweis, ſowie über die ganze Tuniſiſche Geſchichte einen practiſcheren Ueberblick gewähren, als folgender Stammbaum der Dynaſtie der Ḥoſſayniten, welcher ſo viel ich glaube, auch das Verdienſt hat, unedirt zu ſein.


ʿAlyy Turky.
I. Hossayn ibn ʿAlyy, regiert von 1706—1735.
Mohammed.
III. Mohammed Bey, verdrängt seinen Vetter ʿAlyy Bâscha, regiert von 1756—1759.
IV. ʿAlyy Bey, folgt seinem Bruder, regiert von 1759 bis 1782.
II. ʿAlyy Bâscha, verdrängt seinen Oheim mit Hülfe der Algierer, regiert von 1735 bis 1756, sein Sohn Yunaff lebte als Prätendent in Algier.
VII. Mahmud Bey, ermordet seinen Vetter ʿOthmân, regiert von 1814—1824.
V. Hamûda Bâscha, usurpirt die Rechte seines Vetters Mahmud Bey, regiert von 1782—1814.
VI. ʿOthmân Bey, folgt seinem Bruder im J. 1814, wird in demselben Jahre von seinem Vetter Mahmud ermordet, dessen Rechte er usurpirt hatte.
VIII. Hossayn Bey, folgt seinem Vater, regiert 1824—1835.
IX. Muṣṭapha Bey, folgt seinem Bruder, regiert 1835—1837.
Mohammed ibn ʿOthmân, nach dem Tode seines Vaters im Gefängniß geboren, bleibt im Gefängniß v. 1814—1855, † 1868.
XI. Mohammed Bey, folgt seinem Vetter Ahmed, 1855—1859.
XII. Mohammed eç Çâdiq, geboren 1816, gegenwärtiger Bey.
1. ʿAlyy, Thronfolger, geb. 1820.
2. Tâhib, zweiter Thronfolger, geboren 1824.
4. Tâhar, vierter Thronfolger, geboren 1830.
X. Ahmed Bey, folgt als ältester der Familie seinem Vater 1837, † 1855.
3. El Amyn, dritter Thronfolger, geboren 1827.
5. Hossayn, geb. 1838.
Nâçir, geb. 1855.
7. Muṣṭapha, geb. 1846.
Mohammed, geb. 1856.
6. Çâlah, geb. 1844.

Durch die römischen Ziffern haben wir hier die Regierungsfolge der Bey's, durch die arabischen die Successionsrechte der zur Thronfolge berufenen Prinzen angedeutet, nach welchen dem jetzigen Bey zuerst sein Bruder 'Alyy, diesem wieder sein Bruder Ṭayib, diesem jedoch nicht sein Bruder Ṭâhar, sondern sein Vetter El Amyn folgen würde. Die Zahl der jüngeren Prinzen ist außerordentlich groß, da nicht nur der Thronfolger 'Alyy außer den erwähnten noch zwei Söhne (Jssmâyl, geb. 1860, und Alymed, geb. 1865) besitzt, sondern auch noch zwei verstorbene Brüder des regierenden Herrschers, die Prinzen Mimum und der im Jahre 1867 vergiftete El 'Adel, Kinder hinterlassen haben, von denen mir zwei bekannt sind, nämlich Mohammed, geb. 1858, Sohn des Ersteren, und Mahmud, geb. 1866, Sohn El 'Adel's. Alle diese Prinzen erscheinen zu gänzlicher politischer Unbedeutendheit herabgedrückt, welche übrigens ihren geistigen Fähigkeiten durchaus entspricht, mit einziger Ausnahme vielleicht des Prinzen El Amyn, dem man eine höhere Begabung zuschreibt, welche er jedoch, um nicht das Mißtrauen der Regierung zu erwecken, unter dem Gewand der Frivolität und eines leichtsinnigen Lebenswandels zu verbergen bemüht ist. Wie gerechtfertigt dieses Mißtrauen sei, beweist das Schicksal des im obigen Stammbaum angeführten Prinzen Mohammed ibn 'Othmân, welcher fast sein ganzes Leben lang im Gefängniß gehalten wurde, erst in seinem vierzigsten Jahre eine prekäre Freiheit erhielt, die er jedoch bald darauf wieder verlor, um in diesem Jahre sein trauriges Leben als Gefangener zu beschließen.

Unter den drei Fürsten, deren Regierungszeit unsrer Generation angehört, und deren Herrschaftsweise den hauptsächlichsten Einfluß auf die Erzeugung der heutigen traurigen Zustände ausgeübt hat, befand sich gleichfalls nur ein einziger, dem man eine höhere Begabung zuschreiben konnte.

Dieser Fürst war der von 1837—1855 regierende Bey, Ahmed Pascha, ein Herrscher, welcher, ähnlich wie Mohammed 'Alyy in Aegypten und Sultan Mahmud II. in Constantinopel, sich Mühe gab, die gesunkene Civilisation seines Landes durch Reformen neu zu heben und dem erlöschenden Leben des Islams neuen Odem einzuhauchen. Allerdings blieben diese Reformen, ähnlich wie die der zwei genannten orientalischen Herrscher, meistentheils äußerliche, auf die Oberfläche des Staatslebens beschränkt. Die zwei Hauptelemente der Civilisation eines Staates, die Bildung seiner Bürger und die Hebung des nationalen Wohlstandes, wurden mit der dem Islam eigenthümlichen fatalistischen Gleichgültigkeit vernachlässigt, dagegen suchte man durch die rein äußerliche Nachahmung gewisser europäischer Einrichtungen das Ideal der Civilisirung zu verwirklichen, ohne zu berücksichtigen, daß diesen Einrichtungen hier zu Lande noch die solide Basis, das heißt die national-ökonomische Grundlage fehlte, ohne welche sie eher ein Uebel als ein Heil für den Staat zu werden drohten. Wenn zum Beispiel Ahmed Bey die europäischen Staaten in der Errichtung einer ganz nach modernem Muster exercirten und uniformirten stehenden Heeresmacht nachahmte und die Zahl dieser Armee nach dem höchsten Maaßstab, welcher zu jener Zeit in Europa vorgekommen war, das heißt nach dem Maaßstab von zwei vom Hundert festsetzte, wenn er seinen Hof nach europäischem Vorbild ummodelte und im großartigsten modernen Styl neu organisirte, so hätte diesen Einrichtungen ein ganz andrer national-ökonomischer Zustand zu Grunde liegen müssen, als der, welcher sich in Tunisien vorfand. Ein stehendes Heer kann unter gewissen Bedingungen in halbbarbarischen Ländern als ein civilisatorischer Factor angesehen werden, indem es einen großen Theil der Unterthanen an Disciplin und Ordnung gewöhnt, auch ein verfeinerter, Handel und Industrie beschäftigender Hof kann eine Wohlthat für den Staat

werden, aber doch nur unter der Bedingung, daß die Mittel zur Erhaltung dieser beiden Einrichtungen nicht die Kräfte des Landes übersteigen. Diese Kräfte und jene Mittel standen aber in Tunis so sehr im Mißverhältniß, daß der nationale Wohlstand, statt sich zu heben, nur noch tiefer sank und der Grund zu jenen Uebeln gelegt wurde, welche heutzutage beinahe unheilbar geworden sind.

Die Summen, welche die Armee und der Hof Ahmed Bey's erheischten, waren so bedeutend, daß die Steuereinnehmer dieselben nur durch die grausamste Erpressung einzutreiben vermochten, so daß die Lebenskräfte der Industrie, des Handels, des Ackerbaus untergraben wurden. Man kann keinen schlagenderen Beweis für diesen letzteren Satz anführen, als die Thatsache, welche mir durch glaubwürdige Bewohner dieses Landes verbürgt wurde, daß die Zahl der bebauten Felder in Tunisien, einem Lande, welches 3580 Quadratmeilen mißt, zu Ende der Regierungszeit Ahmed's auf 10,000 Mischya's (eine Mischya ist gleich neun Hektaren oder $35^1/_4$ preußische Morgen) gesunken war, während man berechnet hat, daß das Land über 100,000 Mischya's des furchtbarsten Bodens besitzt.

Ahmed Bey ermangelte jedoch nicht mancher vortheilhafter Eigenschaften und Grundsätze, welche verhinderten, daß das Uebel, zu dem seine Regierung allerdings den Grund legte, schon bei seinen Lebzeiten zu jener Höhe gelangte, auf welcher wir es heute erblicken. Er kümmerte sich nämlich selbst um die Regierung, litt keinen andern Einfluß, gestattete nicht jene großartigen Unterschlagungen öffentlicher Gelder, welche seitdem an die Tagesordnung gekommen sind, oder suchte sie wenigstens mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern, was ihm freilich, so verderbt waren die allgemeinen Zustände, nicht immer gelang, kurz, er zeigte sich in jeder Beziehung als Selbstherrscher. Ein Fürst, welcher

selbst regiert, ist aber für einen halbbarbarischen Staat, wie Tunis, ohne Zweifel das größte Glück, was ihm widerfahren kann, denn die demoralisirten, gewissenlosen Großen, welche unter schwachen Fürsten zu herrschen pflegen, bereiten dem Lande so unsägliche Leiden, daß selbst der grausamste Despot, mit ihnen verglichen, gerecht erscheint. Nebenbei besaß Ahmed den in seinem Falle durchaus richtigen Grundsatz, die Contrahirung jeder Anleihe bei ausländischen Capitalisten zu vermeiden, und auch bei inländischen nur in den äußersten Fällen zu diesem gefährlichen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, ein Mittel, welches bei dem hohen Zinsfuß, den exorbitanten Commissionsgebühren, welche hier üblich sind, dem Staat eine unerträgliche Last für den Preis eines vorübergehenden unbedeutenden Vortheils auflädt. Es stände besser um dieses Land, wenn seine Nachfolger hierin seinem Beispiel nachgeahmt hätten.

Ahmed Bey hinterließ jedoch trotz seiner Vorzüge seinen Nachfolgern eine traurige Erbschaft, ein durch übermäßige Steuern erdrücktes Land, ohne Industrie, Handel, mit einem gelähmten Ackerbau, ja, er hinterließ ihnen noch einen andern Fluch in der Menge der an seinem Hofe erzogenen, zu den höchsten Staatswürden erhobenen, durch seine Freigebigkeit bereicherten Mamluken, Menschen, welche niemals ein anderes Verdienst ausgezeichnet hatte, als die Schönheit ihres Knabenalters, durch welche sie bei einem hiefür empfänglichen Fürsten zur höchsten Gunst gelangt waren. Aber wie groß auch diese Gunst sein mochte, so weit ging Ahmed's Schwachheit gegen seine Lieblinge doch nicht, diesen einen weitgehenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gestatten. Wohl hatte er sie zu Vezieren, Ministern und Großwürdenträgern erhoben, wohl hatte er sie aus dem Raube des Landes bereichert, aber er erlaubte nicht, daß sie die Befugnisse ihrer Aemter überschritten und sich in Staatsgeschäfte in eingehender Weise

mischten, die in einem absoluten Staate nur den Fürsten und dessen Minister blos insofern, als sie seine willenlosen Werkzeuge sind, angehen, auch widerstand er, so viel er konnte, der unrechtmäßigen Bethätigung der Bereicherungslust dieser habgierigen Menschen.

Kaum war jedoch Ahmed Bey todt, kaum hatte sein gutmüthiger, aber schwacher Nachfolger, Mohammed Bey, die Erbschaft angetreten, als sich diese ganze zügellose Bande der Mamluken, welche ihres Herrn starke Hand nicht mehr im Zaum hielt, wie eine Schaar raubgieriger Wölfe auf den Staatshaushalt stürzte, die Unterthanen nun doppelt auszuziehen anfing, alle Geschäfte in die größte Unordnung brachte, und jenen finanziellen Ruin beschleunigte, welcher heutzutage das in die Augen fallendste Leiden dieses unglücklichen Landes bildet. Der hervorragendste, aber auch der für das Land verhängnißvollste unter diesen Mamluken war und ist noch immer der Chasnadâr Muçtafa, ein Mann, welchen der Leser in einem spätern Capitel in seiner Eigenschaft als Privatmann kennen lernen wird und mit dessen officiellem Einfluß wir es in diesem allein zu thun haben. Mohammed Bey soll eine Zeitlang gezaudert haben, ob er diesen ersten Minister seines Vorgängers beibehalten solle oder nicht; aber der schlaue Grieche wußte die Gunst des neuen Fürsten durch das wohlberechnetste Mittel, nämlich durch eine ansehnliche Geldsumme (man spricht von 12 Millionen Piaster) zu gewinnen, welche er ihm in der unterwürfigsten und anspruchslosesten Weise, als einen Ueberschuß der Staatskassen, überreichte, während er sich die Miene gab, als stünde er bereit, sein Amt niederzulegen. Eine solche Handlung gab ihm so sehr den Schein der Uneigennützigkeit und zugleich den eines geschickten Finanzmanns, daß der freudig überraschte Herrscher nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihn zu ersuchen, in seinem Amte zu verharren. Der Chasnadâr ließ sich nicht zweimal

bitten, er blieb nicht nur während der nur vierjährigen, übrigens durchaus unbedeutenden Regierung Mohammeds am Staatsruder, sondern er wußte dasselbe auch dann zu behalten, als dieser den Haremsfreuden allzu ergebene Fürst in Folge seiner Ausschweifungen, wie Einige behaupten, an Kummer über seine politischen Mißgriffe, wie Andre vorgeben, starb und ihm sein wo möglich noch schwächerer und charakterloserer Bruder, Mohammed eç Çâdiq, folgte.

Ein Fürst, welcher wie der letztgenannte, das heißt der gegenwärtig regierende Bey, lediglich seinen Vergnügungen, über welche die Fama eben keine erbaulichen Gerüchte verbreitet, lebt und sich um Staatsgeschäfte nicht im Geringsten kümmert, mußte natürlich einem Minister herzlich willkommen sein, der es darauf abgesehen hatte, sich selbst per fas et nefas, ja, wenn es sein mußte, durch den Ruin des ihm anvertrauten Staates zu bereichern. Wie dieser Ruin eingeleitet und in erschreckender Weise beschleunigt wurde, davon möge uns die weiter unten folgende Auseinandersetzung der Finanzen des Landes einen Begriff geben, eine Auseinandersetzung, welche wir der Besprechung aller übrigen Verwaltungszweige deßhalb vorausschicken, weil die heutzutage in Europa angeregte tunisische Frage wesentlich eine finanzielle, weil das in die Augen fallendste, vielleicht auch das größte Leiden dieser Regentschaft die Schulden sind, verbunden mit der Unmöglichkeit, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Der Bankrott eines Staates ist natürlich immer ein großes Unglück, in einem schwachen Staate aber ist er es doppelt, namentlich dann, wenn die Gläubiger, wie dieß in Tunis der Fall ist, Ausländer sind, deren Schutzmächte die Gewohnheit besitzen, ihre Forderungen durch Gewaltmittel zur Geltung zu bringen. Ob aber Tunis dem Bankrott nur nahe stehe, oder ob es in Wirklichkeit schon tief in demselben stecke, darüber wollen wir den Leser selbst urtheilen lassen, indem wir ihm zuerst eine

Uebersicht der Schulden und erst dann, nachdem wir die Summen der Passiva aufgezählt haben, diejenigen der diesen ungeheuren Verpflichtungen gegenüber unverhältnißmäßig geringen Activa des Staates vor Augen führen.

Bis zum Jahre 1863 besaß die Regentschaft keine ausländischen Schulden. Das Deficit im Staatsbudget, welches durch die Raubsucht der Mamluken bei Weitem mehr, als durch die allerdings nicht geringe Verschwendung des regierenden Bey's, sowie schon vor ihm durch die kostspieligen Haremsfreuden seines Vorgängers von Jahr zu Jahr gewachsen war, wurde durch die Ausgabe von Schatzscheinen (arabisch Teskere) gedeckt, was nach dem hier herrschenden Wuchersystem nur zu sehr hohen Zinsen geschehen konnte. Die Regierung sah sich deßhalb veranlaßt, ihre innere Schuld in eine äußere zu verwandeln und eine Anleihe aufzunehmen, welche unter höchst günstigen Bedingungen mit einem Pariser Hause abgeschlossen wurde. Der Chasnadâr hätte jedoch nicht seinen Vortheil dabei gefunden, wäre das Anleihen nur für den Belauf der an die Teskerebesitzer zu zahlenden, durchaus nothwendigen Summe gemacht worden; was wäre ihm da übrig geblieben, um seine Habsucht zu befriedigen, welche einige fünf oder sechs (noch Andern 10) Millionen in Gestalt einer Commissionsgebühr für sich selbst beanspruchte. Deßhalb wurden statt der zwanzig Millionen Franken, die man wirklich nöthig hatte, vierzig aufgenommen, deren Verzinsung und Amortisation eine jährliche Summe von über 4 Millionen erheischte, und als Garantie für die Zinszahlung die Kopfsteuer, welche alle arbeitsfähigen Männer der Regentschaft mit Ausnahme der Städtebewohner zahlen, verpfändet. Die Kopfsteuer war damals auf 72 Piaster (etwa 44 Franken) auf den Mann erhöht worden und wurde so drückend gefunden, daß die Revolution vom Jahre 1864 hauptsächlich wegen ihr ausbrach und die lächerliche sogenannte Constitution des

Bey nur den Prätext bildete. Als in Folge dieser Revolution die Kopfsteuer auf den früheren Betrag von 36 Piaster wieder herabgesetzt wurde, fügte die Regierung als Supplement-Garantie für die Couponzahlung obiger Anleihe noch die in Natur zahlbaren Zehnten hinzu.

Die Revolution hatte die Staatscassen völlig geleert, obgleich sie für die tunisischen Großen eine Quelle der Bereicherung bildete, denn alle mit Bekämpfung derselben betrauten Generäle und Beamten benutzten diesen Vorwand, um von den armen Unterthanen, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, große Summen zu erpressen; ganze Stämme wurden ausgeplündert, in vielen sogar die Frauen aller ihrer Schmucksachen mit Gewalt beraubt und die Oberhäupter so lange im Gewahrsam gehalten, bis sie sich durch ungeheure Lösegelder loskauften. Namentlich der jetzige Kriegsminister General Sâruq, gleichfalls ein griechischer Mamluk, soll in dem Feldzug gegen die Rebellen den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen gelegt haben; seinem Beispiel folgten alle übrigen großen und kleinen Würdenträger, und der erste Minister erhielt natürlich von all' den erpreßten Geldern den Löwenantheil in Gestalt einer großartigen Bestechungssumme, welche ihn bestimmte, seine Untergebenen nach Belieben schalten zu lassen, aber in die Staatscassen floß von diesen erpreßten Geldern auch nicht ein Kupferstück. Um diese Cassen wieder zu füllen, wurde die zweite Anleihe, diejenige vom Jahre 1865 abgeschlossen und zwar für eine Summe von 36 Millionen, welche gleichfalls wieder das Budget mit einer jährlichen Zahlung (für Zins und Amortisation) von nahezu 4 Millionen gravirte. Als Garantie dieser Zahlung wurden die Steuern auf die Olivenärndte, sowie auf die Einfuhr (Duanen) gegeben.

Die Regierung hatte sich also nun zu einer jährlichen Zahlung von 8 Millionen Franken verpflichtet und die wichtigsten Quellen ihrer Einkünfte verpfändet. Dennoch wäre vielleicht

der Zustand kein verzweifelter gewesen, denn sicheren Quellen zu Folge betrugen die Staatseinkünfte am 1. Januar 1866 noch 16 Millionen Franken, hätte nur der erste Minister auf der gefährlichen Bahn, die er betreten, innegehalten. Aber wie es scheint, war die Verlockung zu groß, sich selbst durch weiteres Verschulden des Staates zu bereichern und so wurden neue Teskere's in Masse ausgegeben, welche binnen einem Jahre die Summe von 20 Millionen erreichten. Diese schwebende Schuld zu consolidiren, sollte im Jahre 1867 eine 3te Anleihe mit mehreren Frankfurter Häusern, repräsentirt durch ein Pariser Haus, contrahirt werden, welche wegen der Creditlosigkeit der Regierung nicht zu Stande kam. Auf diese 3te Anleihe hatte jedoch die Regierung bereits einen Vorschuß von 4 Millionen von einem der besagten Häuser erhalten, und als Garantie sämmtliche Stadtzölle (Octroi's), das Product sämmtlicher in Pacht gegebenen Steuern, die Zehnten auf die Cerealien und sämmtliche Ausgangszölle verpfändet. Der Betrag der garantirten Staatseinkünfte (die Ausgangszölle allein gab der Chasnadâr auf $2^1/_2$ Millionen Franken jährlich an) war allerdings hinreichend für die Sicherstellung der Zinszahlung der ganzen Anleihe vom Jahre 1867, wäre sie zu Stande gekommen; da dieß aber nicht der Fall war, so hielt sich die Regierung durch diese Verpfändung ihrer Einkünfte nicht gebunden, worin sie dann freilich in ihrem Recht gewesen wäre, wenn sie nicht den obenerwähnten Vorschuß von 4 Millionen angenommen hätte. Für diesen Vorschuß mußte jedoch die Verpfändung gültig bleiben.

Die Rücksicht auf diese noch nicht gelöste Verpflichtung setzte jedoch der erste Minister gänzlich außer Augen, indem er die bereits verpfändeten Ausgangszölle als Garantie für die Consolidirung einer dringenden Platzschuld von Neuem verpfändete.

Inzwischen wurde die finanzielle Lage des Staates durch

Cholera, Mißärndte, Hungertyphus, sowie durch die im Herbst 1867 ausgebrochene neue Revolution, an deren Spitze der Prinz Sfayydy el 'Adel Bey stand, dermaßen verschlimmert, daß nun selbst die bisherigen schwachen Einkünfte nicht mehr bezogen werden konnten, oder wenn etwas von ihnen eingebracht wurde, so lieferte doch das offenkundige Elend dem ersten Minister einen Vorwand, um die Staatscassen den Gläubigern gegenüber für leer zu erklären oder auch, wenigstens zeitweise, wirklich leer zu lassen, und fast alles eingegangene Geld in seine eignen Taschen zu stecken. Zugleich schlug der Chasnadâr eine andere Politik ein. Die Schwäche des französischen Agenten zu jener Zeit verdoppelte den Muth des englischen und italienischen Consuls und es wurde denselben ein Leichtes, die auswärtigen Anleihen, welche alle bis jetzt unter französischem Schutz standen, von der Regierung gänzlich ignoriren zu machen und alle etwa noch vorhandenen Mittel den inneren Schulden, d. h. den Schatzscheinen oder Teskere's, deren Besitzer sich unter englischen und italienischen Schutz gestellt hatten, zuzuwenden. Diese Platzschulden waren inzwischen durch Agio, Zinsen u. s. w. auf 40—50 Millionen angewachsen. Der erste Versuch zur Befriedigung dieser Gläubiger wurde unter der Aegide von italienischen Häusern in Tunis und unter dem besondern Schutz des englischen Consuls, dessen Schutzbefohlene, die Maltesischen Geschäftsleute, sich dabei um namhafte Summen betheiligt hatten, gemacht. 12 Millionen Franken Teskere's wurden in neue Obligationen (innere Schuld) convertirt, die mit 12% verzinslich und zu 3 Raten in 3, 5 und 9 Jahren rückzahlbar sein sollten. Durch diese neue consolidirte Schuld, welche man die erste Conversion nennt, lud sich die Regierung eine jährliche Zinszahlung von 1,320,000 Franken, die Amortisation gar nicht einmal zu rechnen, auf. Als Garantie hierfür verschrieb sie den betreffenden Häusern, unter deren Patronage die Consolidation vorgenommen wurde, die Ausfuhrsteuer

auf Oel, Wolle, Seife und Datteln, grade diejenigen Steuern, welche sie früher schon zweimal verpfändet hatte. Als ein Beleg zu dem Leichtsinn, mit welchem die Regierung hierbei Verpflichtungen einging, möge der Umstand dienen, daß sie allen Denjenigen, welche die Teskerebesitzer zur Theilnahme an der ersten Conversion zu bewegen wußten, eine Commission von 5% garantirte, welche sich durch anderweitige fraudulöse Speculationen noch viel höher steigerte, so daß man berechnet hat, daß von dem ganzen ersten Conversionsanleihen zwei Millionen durch Commissionsgebühren verloren gingen.

Natürlich erhoben die Besitzer der älteren Pfandrechte gegen diese Beeinträchtigung ihrer Interessen Widerspruch. Da dieser Widerspruch aber erfolglos blieb, so ermuthigte dies die anderen Teskerebesitzer, sowie die tunisische Regierung, welche sich um jeden Preis vor den einheimischen Gläubigern Ruhe verschaffen wollte, zur Veranstaltung einer zweiten Consolidation von 10 Millionen Franken Teskere's der schwebenden Schulden. Dießmal wurden schlauer Weise auch noch französische Häuser dazu genommen, welche die Verwaltung der ihnen verpfändeten Steuern mit übernahmen. Unter diesen Steuern befanden sich jedoch abermals solche, welche schon früher verpfändet waren, wie man sich aus folgender Liste derselben überzeugt, die uns zugleich ein Bild von der großartigen Veräußerung des öffentlichen Guts geben kann.

1) Die Stempelgebühren.
2) Die Zehnten auf die Olivenärndte.
3) Alle Ausgangszölle, welche nicht der ersten Conversion verpfändet sind.
4) Die Pachtgelder der Getreidemärkte.
5) Ein Theil des Einkommens des Fruchtmarkts.
6) Ein Theil des Ertrags des Tabakmonopols.
7) Ein Theil der Steuer des Belad el Dscharyd.
8) Das Product der Fischereipacht.

9) Die Pacht der Einkünfte der Provinz Sfâqeſſ.
10) Der Ertrag der Salzverpachtung in Tunis.
11) Das Pachtrecht für Wein- und Branntwein-Fabrikation.

Schließlich noch einige 10 Nummern, welche die Pachtungen der Einkünfte kleiner Städte, Seehäfen oder auch ganzer Stämme als Sicherſtellung anwieſen.

Ein Supplementarvertrag erweiterte dieſe zweite Converſion um 10 Millionen, ſo daß ſie nun im Ganzen ein Capital von 20 Millionen mit einer Zinszahlung von 2,400,000 Franken darſtellte.

Dieſer andern Hälfte der 2ten Converſion wurden folgende Staatseinkünfte verpfändet:

1) Sämmtliche Steuern der Provinz Sſuſſa.
2) Der Pachtzins der Schwämme und Polypen-Fiſchereien.
3) Die Einkünfte von der Provinz Miſtyr (Monaſtyr).
4) Die Einkünfte von folgenden Stämmen:
   a) Faràſchyſch,
   b) Wartân,
   c) Mâdſchir,
   d) Ußlatiya,
   e) Dſchenduba,
   f) Aulâd Sſa'yd,
   g) Biſerta und Raſſ el Dſchebel,
   h) Aulâd Bayr,
   i) Bâdſcha,
   k) Qayak.

Endlich wurde eine dritte Converſion von Anfangs acht, ſpäter 15 Millionen Franken veranſtaltet und derſelben als Garantie der Ertrag der Verpachtung des Kalks, der Kohlen, der Lederfabrikation, des Gypſes, der Backſteinfabrikation und die Steuer der Pacht von Dſcherba, die Ausfuhrſteuer der Wolle, der rothen Mützen, der Häute der Stämme Nafat und Sſuaſſa und die Steuern von $6^2/_3$ Procent auf die

Hausmiethe in Tunis, sowie die Einkünfte der Dâr el Dscheld gegeben, lauter Einkünfte, welche schon früher mehrmals verpfändet worden waren.

Inzwischen war jedoch die Unzufriedenheit der Obligationsbesitzer der äußeren Anleihen, welche seit 2 Jahren keine Coupons gezahlt bekamen und die ihre Aussicht auf spätere Zahlung durch die sich häufenden neuen Anleihen wesentlich vermindert sahen, auf's Höchste gesteigert worden, so daß sie die französische Regierung darum angingen, sich ihrer Sache anzunehmen. Dieß geschah auch Anfangs wirklich energisch durch den neuen Consul, Vicomte de Botmillot, welcher den Bey dahin zu bringen wußte, seine Zustimmung zur Bildung und Bevollmächtigung einer gemischten Steuercommission zu geben, die alle Staatseinkünfte verwalten sollte. Es ist bekannt wie dieß Project an dem Widerstand der übrigen Consuln scheiterte, wie der Bey auf deren Vorstellungen sein Wort zurücknahm, wie darauf der französische Consul seine Flagge einzog und erst dann die Verbindung mit der Regierung wieder anknüpfte, als ihm die von ihm verlangte Genugthuung zu Theil geworden war. Diese Genugthuung war jedoch eine solche, daß es klar wurde, daß die französische Regierung einstweilen noch nicht die Absicht hegte, die Gläubiger mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln zu unterstützen. Die ganze Satisfaction bestand nämlich in bloßen diplomatischen Förmlichkeiten oder wenn man will Spiegelfechtereien; der Bey erklärte sich bereit, das französische Project anzunehmen, ja er nahm es officiell an, aber die französische Regierung erklärte ihrerseits, von dieser Annahme keinen Gebrauch machen zu wollen; der erste Minister mußte dann ehrenhalber noch den Consul um Verzeihung bitten, was allerdings für ihn eine bittre Pille gewesen sein mag, aber er hatte die Genugthung, daß alle finanziellen Anschläge und Pläne Frankreichs wenigstens vor der Hand unausgeführt blieben.

Dieß geschah im April des Jahres 1868 und seitdem hat die tunisische Frage auch keinen Schritt weiter gethan. Eine diplomatische Commission in Paris soll sich zwar mit ihr beschäftigen, aber über deren Arbeiten verlautet seit jener Zeit auch nicht das Geringste. Unterdessen fährt jedoch der Chasnadâr auf dem einmal betretenen Wege der Nichterfüllung seiner Verpflichtungen und des Schuldenmachens in schreckenerregender Weise fort und verpflichtet täglich den Staat zu Zahlungen, welche allen Verhältnissen desselben spotten, stellt Teskere's über Teskere's aus, verwendet aber alle wirklich eingehenden Staatseinkünfte theils zu seinem eignen Vortheil, theils mit Hintansetzung seiner wahren Verpflichtung, welche doch die ältesten Gläubiger zuerst berücksichtigen sollte, zur Befriedigung (freilich nur ratenweiser und momentaner Befriedigung) grade der neuesten Creditoren, um so den Besitzern der Conversionspapiere in Aussicht später zu veranstaltender neuer Conversionen mehr Vertrauen einzuflößen. Da der tunisischen Regierung keine andere Ressource mehr übrig bleibt, als die Ausstellung neuer Schatzscheine oder Teskere's, und da der Cours dieser Teskere's in Folge der Creditlosigkeit des Staates auf ein Minimum gesunken ist, so sind ganz ungeheure Ziffern in Teskere's dazu nöthig, um einen verhältnißmäßig nur sehr geringen Werth in baarer Münze zu repräsentiren. Vor zwei Monaten waren die Schatzscheine der tunisischen Regierung nur etwa 3 — 4 Procent werth, jetzt (Anfangs 1869) sollen sie gar auf $1\frac{1}{2}$ Procent herabgesunken sein, so daß, wenn der Staat eine Summe von 15,000 Franken nöthig hat, er für eine Million Teskere's ausstellen muß. Da die Bedürfnisse der Regierung und der sie ausplündernden Großen aber immer im Steigen begriffen sind, da ferner die vielen kleineren europäischen Gläubiger des Hofes und der Armee, wie Schneider, Schuhmacher, Lieferanten u. s. w. von Zeit zu Zeit mit kleinen Abschlagszahlungen abgespeist

werden müssen, so sieht man sich täglich zur Ausgabe auf kolossale Summen lautender Teskere's genöthigt. Ich wage es kaum die Ziffer niederzuschreiben, welche die Summe der von der Regierung im J. 1868 ausgegebenen Schatzscheine darstellt. Diese Ziffer soll sich nach den durchaus glaubwürdigen Mittheilungen, welche mir zwei der ersten Bankiers von Tunis machten, auf die ungeheure Summe von 160 Millionen Franken belaufen, eine neue schwebende Schuld, welche so groß sie auch scheinen mag, dennoch der Regierung nicht mehr als 3—4 Millionen einbrachte. Da mit allen Teskere's ein fortlaufendes Interesse von 12 % verbunden ist, so wurde im vorigen Jahr allein das Budget um weitere 20 Millionen jährlicher Zinszahlungen gravirt.

Die Regentschaft Tunis besitzt also jetzt (Anfang 1869) eine Schuldenlast von etwa 275 Millionen, sage zweihundert fünfundsiebenzig Millionen Franken, welche mit etwa 35, sage fünfunddreißig Millionen, jährlich zu verzinsen und zu amortisiren wäre, wovon man sich aus folgender Zusammenstellung überzeugen kann.

Namen der Anleihe.	Nominelle Summe.	Zahl der Obligationen.	Zinsfuß.	Jährliche Zinszahlung.	Rückständige Schuld.
Anleihe v. 1863	39,346,000	78,692 à 500	7%	4,200,000	6,300,000
Anleihe v. 1865	36,958,000	73,586 à 500	7%	4,000,000	6,000,000
Anleihe v. 1867	nicht z. Stande gekommen, darauf als Vorschuß erhalten:				4,000,000
Erste Conversion 1867	12,000,000	24,000	12%	1,320,000	500,000
Zweite Conversion 1867, erste Hälfte.	10,000,000	20,000	12%	2,400,000 mit Amortisation.	1,200,000
id. zweite Hälfte	10,000,000	20,000	12%	2,400,000 mit Amortisation.	Die Renten wurden nur zum 4. Theil gezahlt.
Dritte Conversion.	8,000,000	18,000	12%	2,000,000 mit Amortisation.	
Teskere's 1868	160,000,000		12%	19,200,000	
	Circa 275 Millionen.			Etwa 35 Millionen.	

Da aber die gesammten Staatseinkünfte selbst in den besten Jahren und nach den günstigsten, von Vielen für hyperbolisch gehaltenen Angaben höchstens 26 Millionen betrugen, so ist der thatsächliche Bankrott offenbar, dessen officielle Erklärung freilich wohl niemals stattfinden wird, dessen Existenz aber schon jetzt durch die 2jährige Nichtzahlung der Coupons hinlänglich dargethan erscheint. Leider ist es sehr schwer, wo nicht unmöglich, einen genauen Begriff von den Einkünften dieses Staates zu bekommen. Der erste Minister hat sich nämlich stets geweigert, hierüber Aufschlüsse zu geben und auch in andrer Weise ist es unmöglich, sichere Angaben zu erhalten, so daß die Schätzungen nur annähernd sein können. Diejenige, welche wir hier geben, ist dem Werke eines Herrn Cubisol entlehnt, welcher lange französischer Viceconsul in der Goletta war und dem Viele eine richtige Kenntniß der Ressourcen der Regentschaft zuschreiben, während Andere seine Angaben für durchaus übertrieben erklärt haben.

Jährliche Einkünfte der Regentschaft Tunis nach Cubisol.

	Franken
1) Besteuerung der öffentlichen Märkte (Arba)	5,708,340.
2) Verschiedene Pachtgelder	2,755,900.
3) Eingangszölle	894,040.
4) Besteuerung der Dattelpalmen im Dscharyd und in Qâbess	1,550,000.
5) Zölle von den Olivenpflanzungen im Sahel, Sfakess, Dscharba und Qâbess	1,550,000.
6) Zehnten von der Olivenärndte von Tunis, Sfolaymân, Mansil, Biserta, Sarhuan, Teburba und Rass Dschebel	1,067,500.
7) Gebühren des Throns von besagter Olivenärndte	279,000.
8) Gebühren für Beaufsichtigung der Pflanzungen	186,000.

9) Zehnten von der Weizen- und Gerstenärndte	1,302,000.
10) Kopfsteuer von 36 Piaster auf 700,000 Einwohner	6,696,000.
11) Verpachtung der Domänen	496,000.
12) Investiturgebühren von 24 Qâyid's und 36 Schaychs	4,491,000.
Summa	26,916,680.

Obgleich diese Uebersicht der Staatseinkünfte für die zuverlässigste gilt, so können wir ihr doch keinen unbedingten Glauben beimessen. So finden wir hier zum Beispiel die Einnahme der Kopfsteuer, als dieselbe schon wieder auf 36 Piaster per Kopf herabgesetzt worden war, noch auf nahezu sieben Millionen Franken berechnet, während nach den sehr zuverlässigen Papieren eines hiesigen Bankhauses, deren Einsicht mir gestattet wurde, diese Steuer selbst zu der Zeit, als dieselbe noch auf 72 Piaster per Kopf festgesetzt war, niemals mehr als fünf Millionen einbrachte, also jetzt, da sie auf die Hälfte vermindert ist, nur dritthalb Millionen einbringen dürfte. Allerdings sollte die Steuer, wenn sie regelmäßig einginge, selbst jetzt noch die von Cubisol erwähnte Summe einbringen, aber es steht unzweifelhaft fest, daß diese hohe Einnahmesumme niemals anderswo, als auf dem Papier vorhanden war. Dieses große Mißverhältniß zwischen dem officiellen Steueranschlag und dem thatsächlichen Steuerergebniß rührt vor allen Dingen von dem fehlerhaften Modus des Eintreibens und den vielen Mißbräuchen her, welche dabei vorzukommen pflegen. Die Kopfsteuer muß nämlich in der ganzen Regentschaft, mit Ausnahme von Sfussa und einigen andern wohlhabenderen und civilisirteren Städten und Districten, vermittels der Gewalt der Waffen durch eine das ganze Land durchziehende Heeresmacht eingetrieben werden, an deren Spitze gewöhnlich der Thronfolger steht, welcher deßhalb den Titel „Bey des Feldlagers“ (Bey el Mehalla(

führt. Nun zeigen sich aber die Kosten dieses alljährlichen Feldzugs so bedeutend, daß diese allein schon einen namhaften Theil der eingetriebenen Summen beanspruchen; ein andrer noch ansehnlicherer Theil geht durch Unterschlagung der Generäle, Obersten, ja des befehligenden Prinzen selbst, verloren, so daß sogar in guten Zeiten nur wenig in die Staatscassen zu fließen pflegt. In schlechten Zeiten aber, wie in den Hungerjahren 1867 und 1868, wenn selbst die grausamste Behandlung nichts von den gänzlich verarmten Unterthanen erpressen kann, erweist sich diese Quelle der Staatseinkünfte als rein illusorisch. Die gewöhnliche Ressource der Steuereintreiber, daß sie eine Anzahl Wucherer mit sich führen, welche den Arabern gegen Verpfändung ihrer künftigen Aerndten die zur Steuerzahlung nöthige Summe vorschießen, zeigte sich in den besagten Hungerjahren als eine höchst unergiebige Quelle, da die meisten Schuldner ihre aus früheren Jahren herrührenden Verpfändungen zuerst erneuern mußten und diese Erneuerung gewöhnlich ihre Aerndten für so lange Zeit zur Verfügung der Gläubiger stellte, daß ihnen selbst in der entfernteren Zukunft fast nichts zu veräußern übrig blieb, wenigstens nichts, was einen Wucherer reizen konnte. Ohne die Darleihen der Wucherer vermögen aber selbst in guten Jahren die hiesigen Steuerpflichtigen selten zu zahlen, um so mehr in schlechten. Daher kam es, daß die Armee, welche wie gewöhnlich das Land plündernd und nebenbei die Steuern eintreibend durchzog, so wenig baares Geld vorfand, daß sie, statt Werthgegenstände nach Tunis zu bringen, im Gegentheil noch der Regierung eine so namhafte Summe kostete, daß man ernstlich daran denkt, in der Zukunft die Feldzüge zur Steuereintreibung ganz einzustellen. Dennoch dürften wohl die Großen, welche an der Spitze dieses herumziehenden Feldlagers zu stehen pflegen, eine solche Einstellung ihrer Thätigkeit zu hintertreiben suchen, denn wenn diese Thätig-

keit auch den Staat, statt ihn zu bereichern, nur noch mehr ruinirt, so bringt sie den Großen doch manchen Vortheil; Pferde, Ochsen, Kameele werden geraubt, ganze Stämme ausgeplündert, ihr Hab und Gut verkauft und dabei geht für die eigentlichen Steuern dennoch kein Heller ein, nicht einmal genug, um die Kosten der Expedition und den Gehalt der sie befehligenden Großen zu decken, denn diese wissen es immer so einzurichten, daß der Staat ihnen sehr bedeutende Summen schuldig ist.

Auch von allen übrigen in der obigen Liste angeführten Steuern pflegt selbst in guten Jahren kaum die Hälfte, in schlechten natürlich gar nichts einzulaufen. Dennoch würde man irren, wollte man aus der Geringfügigkeit der vom Staat bezogenen Summen immer den Schluß ableiten, daß die Unterthanen in Wirklichkeit nicht mehr gezahlt hätten. Diese armen Leute haben im Gegentheil oft viel mehr gezahlt, als die Regierung von ihnen forderte. Jeder steuereintreibende Beamte besitzt nämlich das Recht, die von der Regierung geheischte Summe in seiner Forderung um einen gewissen Procentsatz (gewöhnlich sind es 15%) zu überschreiten und den Ueberschuß zu behalten; je nachdem sich jedoch der Beamte groß und mächtig fühlt, demgemäß steigert er auch den Mehrbetrag seiner Forderungen, so daß es vorkommen soll, daß oft das Doppelte von der regelmäßigen Steuersumme entrichtet wird. Die Regierung aber kann froh sein, wenn sie die Hälfte von ihrer Steuerquote bekommt.

Eine andere großartige Unterschlagung findet bei den Zollämtern in Betreff der Steuern für Export und Import statt. Diese Steuern sind, wie so viele andere, verpachtet, aber die Pächter wissen es gewöhnlich, man begreift durch welcherlei Mittel, so einzurichten, daß ihnen ein Theil, oft das Ganze der zu zahlenden Pachtsumme vom Minister geschenkt wird. Zum Vorwand dieser Schenkung dient der geringe

Ertrag der Steuern, aber dieser geringe Ertrag ist das Resultat des großartigen Schmuggels, den nicht selten der Steuerpächter selbst begünstigt, um so seine geheime Casse und die des Ministers zu füllen, während die officielle Casse leer bleibt und der Regierung einen Prätext liefert, die Zinsen derjenigen Anleihen, welchen diese Steuern zur Garantie dienen, nicht zu zahlen.

Schwieriger, sollte man glauben, müßten die Unterschlagungen in den Fonduq's (Caravanserai's) und auf den öffentlichen Märkten sein, denn nichts ist mehr den Blicken des Publicums ausgesetzt als diese Localitäten. Auf jedem Markt und in jedem als Verkaufsort dienenden Fonduq befindet sich nämlich ein Regierungsbeamter, welcher zwar nur den bescheidenen Titel Bawâb (Pförtner) führt, der aber in Wirklichkeit ein unter gegenwärtigen Umständen nicht ganz unwichtiger Finanzbeamter geworden ist. Diesem liegt es ob, von jedem zum Verkauf kommenden Gegenstand, und sei es eine Kameelladung Stroh oder Holzkohlen, einen ganz unverhältnißmäßig großen Steuerbetrag (oft über 50%) zu erheben. Da diese Steuer vor Aller Augen bezogen und regelmäßig einregistrirt wird, so sollte man denken, daß es schwer sein würde, ihren Betrag dem Staat zu entziehen und ihn in die Taschen einzelner Großen wandern zu lassen. Dennoch wird dies hier möglich, ja sehr leicht ausführbar gemacht und zwar durch die elastische Dehnbarkeit des Instituts der Teskere's, d. h. der obenerwähnten Schatzscheine. Der Begriff „Teskere", der eigentlich wörtlich und strenggenommen immer dasselbe bedeutet, erweist sich nämlich in Wirklichkeit als ein so elastischer, daß während zum Beispiel die Teskere's der Staatsgläubiger heut zu Tage nicht zwei Procent werth sind, diejenigen des ersten Ministers und seiner Sippschaft al Pari ausgezahlt werden. Dafür sind aber auch erstere auf den Finanzminister, dessen Cassen stets leer bleiben, letztere da-

gegen auf irgend eine sichere Steuerquelle, wie die öffentlichen Märkte, Fonduq's und viele andere ausgestellt. Die Schatzscheine in Tunis tragen keine Unterschrift, sondern nur das Siegel des Bey's, sie werden nicht ausschließlich wie europäische Schatzscheine auf die Staatscasse, welche die öffentlichen Einkünfte bezieht, oder vielmehr beziehen sollte, sondern oft auch auf irgend einen beliebigen Schuldner des Staats, d. h. Steuerpflichtigen, ausgestellt. Nun kennt aber der erste Minister diejenigen Steuerquellen nur zu gut, bei denen Geld zu hoffen ist, und läßt sich alle seine persönlichen Teskere's (denn er weiß es stets so einzurichten, daß der Staat ihm ungeheure Summen schuldet) auf diese sicheren Zahler ausstellen, während das gewöhnliche Volk und vor Allem die auswärtigen Staatsgläubiger nur solche Teskere's bekommen, welche auf die allerschlechteste Quelle, d. h. den Finanzminister (einen reinen Schatten, der eine Art von Strohmann oder Popanz und nebenbei eine Creatur des ersten Ministers ist) lauten. Die Teskere's des ersten Ministers und seines Sohnes werden auf allen Märkten von Tunis zuallererst ausgezahlt und verlieren nicht das geringste Disconto, da die Bawäb's in heilsamer Furcht vor dem großen Manne stehen. Mit den Schatzscheinen der übrigen weniger einflußreichen Großen soll es viel schlechter gehen, am Schlechtesten jedoch mit denjenigen der Prinzen des regierenden Hauses, welche oft zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen müssen und gleichwohl nichts durchsetzen, da ihr Einfluß eine reine Null ist; gar nichts aber soll in die officielle Casse des Finanzministers fließen; wozu auch? die Ansprüche an dieselbe sind so ungeheuer, daß selbst im Faß der Danaiden das Wasser länger weilen möchte, als in der Tunisischen Staatscasse das Geld, wenn es überhaupt hineinkäme.

Wie wenn ein große Fruchtbarkeit versprechendes Saatfeld alljährlich grade zur Zeit, wenn seine Früchte reifen, von

Heuschreckenschaaren abgefressen würde, so wird durch solche Zustände dem Staatshaushalt alle Lebenskraft entzogen. Je größer die Ansprüche an ihn in den letzten Jahren geworden sind, desto schwächer wurden seine Mittel, um diese Ansprüche zu befriedigen. Nach zuverlässigen Berechnungen, deren Treue mir durch einige der tüchtigsten Geschäftsmänner von Tunis verbürgt wurde, dürfte die gesammte Einnahme des Staats, welche nach Cubisol 26 Millionen betragen soll, in Wirklichkeit nicht mehr als 18 Millionen Franken ausmachen, natürlich nur in dem Falle, daß sie wirklich einginge. Es ist merkwürdig, daß, wenn wir dem Reisenden Peyssonel Glauben beimessen können, schon vor 150 Jahren die Einkünfte der Regentschaft Tunis etwa dieselben, ja größere waren wie in unsrer Zeit. Er schlägt sie auf 24—25 Millionen an. Zu jener Zeit betrugen die Staatseinkünfte Frankreichs nur 125 Millionen, heute sind sie auf 2000 Millionen oder, wie die Franzosen es nennen, zwei Milliarden gestiegen, also um das Sechzehnfache. Da nun der Werth des Geldes etwa in demselben Verhältniß gefallen ist, so müßte Tunis jetzt ein Einkommen von 400 Millionen besitzen, wenn es mit Frankreich in culturhistorischer und ökonomischer Beziehung vorgeschritten wäre, oder wenn es noch heute ein demselben Geldeswerth entsprechendes Einkommen, wie zu Peyssonels Zeit besäße. Aus solchen Ziffern spricht beredt der Verfall.

Dieser geringen Einnahme steht ein passives Budget von über 45 Millionen gegenüber, d. h. 35 Millionen für die Verzinsung der Staatsschuld und wenigstens 10 Millionen für Unterhalt des Hofes, der Armee, der Flotte, der Beamten u. s. w. Es ist wahr, man hilft sich dadurch, daß man die Armee nicht bezahlt, daß man die Schiffe der Flotte verpachtet, daß der Hof von Credit lebt und wenn er keinen findet, einige mißliebige Reiche, welche dem ersten Minister nicht gehörig den Hof gemacht haben, zu unfreiwilligen Schenkungen zwingt, oder gar,

wenn man das Glück hat, einen Anklagepunkt gegen sie zu besitzen, ihrer sämmtlichen Habe mitsammt ihres Lebens beraubt, wie dies zum Beispiel im Herbst 1867 der Fall war, als zwei Generäle, Ißmâyl esf Sfunny und Sfayydy Raschyd aus Sfussa im Verdacht standen, den rebellischen Prinzen Sfayydy el 'Abel Bey mit Geld unterstützt zu haben und auf Befehl des Fürsten erdrosselt wurden. Aber auch diese unrechtmäßigen Einnahmsquellen sind nicht unversiegbar. Die Finanzlage wird dadurch nicht im Mindesten gebessert und bleibt nach wie vor ein gordischer Knoten, der vielleicht nur durch den Alexanderhieb eines offen erklärten Staatsbankerotts zu zerhauen sein dürfte. Ob freilich die auswärtigen Mächte der Regentschaft dieses „benefice of the act" wie die Engländer die Erlaubniß, Bankerott zu machen, nennen, zugestehen werden, ist eine Frage, welche ich fast verneinen möchte, da die europäischen Gläubiger, welche meist die ihnen schuldigen Summen wirklich in baarem Gelde oder in Aequivalenten bezahlt haben, auf diese Weise ebenso schlecht wegkommen, d. h. mit demselben Procentsatz abgefunden würden, als die betrügerischen Teskerebesitzer, welche oft eine Million nominellen Capitals mit 15,000 Franks erworben haben. Man könnte überhaupt nur eine solche Form des Bankerotts hier zulassen, welche nicht den nominellen Credenzen der einzelnen Gläubiger, sondern den wirklich von diesen Gläubigern bezahlten Summen Rechnung trüge. Diese Form des Bankerotts ist in Tunis schon bekannt. So machte zum Beispiel vor einem Jahre die Gesammtheit aller tunisischen Prinzen officiell bankerott, aber die Procente, mit denen, die Gläubiger abgefunden wurden, waren je nach der Höhe der wahren, nicht der nominellen Credenz berechnet, so daß z. B. ein reeller Handwerker, dessen gelieferte Waare wirklich so viel, oder nahezu so viel werth war, als er forderte, 85 Procent erhielt, also fast nichts verlor, während ein

Wucherer, der einem leichtsinnigen Prinzen 200 Franken in baarem Gelde geliehen und dafür einen Schuldschein von 10,000 Franken erhalten hatte, sein wirklich ausbezahltes Capital, also nur 2 Procent der von ihm geforderten Summe bekam. Freilich hielt es schwer, in allen Fällen auf den wahren Ursprung der Credenz zurückzugehen und manche Ungerechtigkeiten mögen dabei vorgekommen sein. Ebenso große Schwierigkeiten würden sich bei der Erforschung des Ursprungs der Staatsschulden ergeben, aber auch diese Schwierigkeiten würden vielleicht zu überwinden sein, wenn man es nur vermiede, die Untersuchung einer inländischen Commission, die stets der Bestechung offen sein würde, anzuvertrauen. Es müßte eben ein Schiedsrichteramt gebildet und wo möglich aus den officiellen Repräsentanten aller in Tunis interessirten Mächte zusammengesetzt werden.

Nur auf diese Weise kann dem unglücklichen Lande geholfen werden, nicht aber auf diejenige, welche der erste Minister im letzten Jahre zu wiederholten Malen versucht hat. Er setzte sich nämlich mit mehreren vermeintlichen europäischen Finanzmännern in Verbindung und hoffte mit deren Hülfe eine Staatsbank zu gründen, sowie eine allgemeine Conversion aller Staatsschulden zu veranstalten, wobei jedoch die Rechte der am Meisten berechtigten älteren Staatsgläubiger vernachlässigt, dagegen die tunisischen, meist wucherhaften Platzschulden über Gebühr berücksichtigt werden sollten.

Glücklicherweise kam dieses Vorhaben nicht zur Ausführung und zwar nicht so sehr in Folge der Protestationen auswärtiger Mächte, welche Protestationen allerdings auch nicht fehlten, als in Folge des durchaus hohlen Bodens, auf dem der Credit der besagten Finanzmänner ruhte. Man entdeckte nämlich zu spät, daß man sich mit einem Consortium von Schwindlern eingelassen hatte, von denen zwei bereits wegen fraudulöser Speculationen strafrechtlich verurtheilt worden

waren, und die auch dießmal nichts Eiligeres zu thun wußten, als die Regierung, welche ihnen eine Anzahl Teskere's anvertraut hatte, durch Unterschlagung derselben zu betrügen und dann glänzend bankrott zu machen.

Diese Comödie spielte zu Anfang des Jahres 1868. Seitdem hat der Chasnadâr noch mehrmals dergleichen versucht oder wenigstens angestrebt, aber niemals mit Erfolg. In seiner Noth wandte er sich endlich im December 1868 an einen Mann, der schon öfter, obgleich ohne allen officiellen Charakter, in den hiesigen Angelegenheiten vermittelnd aufgetreten war, welcher das höchste Vertrauen des ersten Ministers besaß und der nun in Tunis die Rolle eines „deus ex machina" spielen sollte. Dieser vermeintliche Retter des Staats war eine jener zweifelhaften Persönlichkeiten, wie sie nur im Orient, hier aber auch oft auf's Glänzendste, Carrière zu machen pflegen, deren Charakter aus einem Gemisch von Charlatanismus, Großthuerei der Welt gegenüber und der gemeinsten Kriecherei vor Fürst, Minister und Hof, verbunden mit einer gehörigen Dosis von Schlauheit bei gänzlich mangelnder Ehrlichkeit zusammengesetzt ist. Seiner ursprünglichen Profession nach war er Arzt, d. h. einer jener italienischen Quacksalber, wie sie im Orient floriren, seiner Religion nach Israelit, und als solcher steckte er mit allen Wucherern von Tunis unter einer Decke. Dieser Mann hatte sich, nachdem er in Tunis ein Vermögen zusammengeschwindelt, nach Italien zurückgezogen, wo er sich Baron nannte und von wo aus er dem Tunisischen Hof, mit dem er seine Verbindungen fleißig unterhielt, Sand in die Augen streute und ihn glauben machte, als sei er in seinem Vaterland zu einer wichtigen politischen Stellung gelangt. Was Wunder also, wenn der Minister in ihm einen möglichen Retter des Staats erblickte und ihn nach Tunis zur Bildung eines neuen Finanzplans berief.

Der große Mann kam, begleitet von der obligaten An-

zahl sogenannter Finanzgrößen, die er aus Paris, London oder Gott weiß woher zusammengetrommelt hatte, im December 1868 auch wirklich in Tunis an. Aber wie es scheint, hatten die Finanzmänner, deren Taschen leer und schleuniger Füllung bedürftig waren, sich die hiesigen Zustände nicht so schlimm vorgestellt. Sie waren im süßen Wahn gewesen, als sei hier wirklich noch etwas zu stehlen, sahen sich aber enttäuscht, denn mit Teskere's, deren Ausstellung nichts kostet als Papier und Dinte, konnten sie zwar ihre Taschen füllen, aber, um sie zu befriedigen, waren so ungeheure Summen in Teskere's nothwendig, daß eine neue so massenhafte Emission derselben, wie sie ihr Fall erheischte, den Curs dieser Staatsscheine bis auf Null herabgedrückt, und ihnen gar keinen Gewinn übriggelassen haben würde. Die große Finanzcommission zog es deßhalb vor, sich vom Minister für ihre Reise auf wucherhafte Weise entschädigen zu lassen, abzureisen und den unglücklichen Staat, statt ihn zu retten, seinem Schicksal zu überlassen.

Doch genug von diesem unerquicklichsten Thema, den Tunisischen Finanzen, über die man Foliobände schreiben könnte, welche jedoch, fürchte ich, alle zu nichts führen würden. Wenn es nur in den übrigen Gebieten der Verwaltung besser aussähe, so würde ich mich freuen, dem Leser nach dem eben skizzirten traurigen Gemälde das Bild mehr befriedigender und erquicklicherer Erscheinungen vorführen zu können. Leider ist dieses jedoch nicht der Fall und deshalb will ich mich bei Besprechung der übrigen Verwaltungszweige so kurz wie möglich fassen. Was zuerst die äußern Angelegenheiten betrifft, so befinden sich dieselben ausschließlich in den Händen des ersten Ministers, welcher mit seinem Titel „Wasyr el kebyr" (Großvezier) auch den des Ministers des Aeußern vereinigt. Die ganze äußere Politik besteht hier, wie in allen kleinen und schwachen Staaten, darin, daß man die Eifer-

süchteleien der Großmächte in geschickter Weise zu nähren bestrebt ist, daß man dem englischen Consul mit Frankreich, dem italienischen mit England u. s. w. bange zu machen sucht, daß man aus seiner eignen Schwäche politisches Capital macht, daß man Jedermann schmeichelt und Jedermann verräth, daß man die schönsten Versprechungen giebt und nichts hält und daß man schließlich allen wirklich ernsten Forderungen der auswärtigen Mächte jene „Vis inertiae“ entgegensetzt, welche den orientalischen Staaten zur zweiten Natur geworden ist. Aber wie der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht, so dürfte auch diese diplomatische Spiegelfechterei nur so lange die Existenz dieses erbärmlichen Staates zu fristen vermögen, bis einmal einer Großmacht die Geduld ausgeht und sie das diplomatische Spinnengewebe des ersten Ministers, mitsammt der staatlichen Existenz dieser Regentschaft, mit einem Schlage zu Nichte machen würde, was vielleicht zu geringeren politischen Verwicklungen führen möchte, als man gewöhnlich anzunehmen beliebt.

Diese Katastrophe schien schon einmal nahe herbeigerückt und zwar vor vier Jahren, als ein großer Theil der Regentschaft der Rebellion anheimgefallen war und Frankreich und die Türkei sich um die anzutretende Erbschaft der Bey's von Tunis streiten zu wollen schienen. Damals wurde jedoch die äußere Katastrophe verschoben und der innere Verfall beschworen, und zwar geschah Letzteres, wie die kurzsichtigen Tunifer glauben, durch die Aufhebung der sogenannten Constitution, welche der Bey proclamirt hatte.

Diese Constitution besaß wenigstens das Verdienst, daß sie nicht, wie die moderne des Vicekönigs von Aegypten, die für so unreife Staaten, wie alle Länder des Orients, gänzlich ungeeigneten parlamentarischen Zustände nachzuäffen strebte. Sie sollte nur an Stelle der frühern Willkür geregelte gesetzliche Verhältnisse, einen unabhängigen Gerichtshof, die

Gleichheit aller Unterthanen ohne Berücksichtigung der Confession, vollständige Handelsfreiheit und Abschaffung jeglicher Privilegien, ein Handels- und Wechselrecht, die Sicherheit des Privateigenthums, eine durch einen Staatsrath geführte Controle der öffentlichen Gelder, und ähnliche vernünftige, eines civilisirten Staates würdige Einrichtungen einführen. Vor allen Dingen sollte die Justiz zu einer Würde und Bedeutung erhoben werden, welche bisher in moslimischen Ländern beispiellos gewesen war. Alle diese Reformen konnten nur von den einseitigsten moslimischen Fanatikern verdammt werden und würden gewiß nicht zum Vorwand der Rebellion ausgebeutet worden sein, hätte man nicht zu gleicher Zeit mit ihnen eine Verordnung ganz anderer Natur, nämlich ein neues Steuergesetz proclamirt, welches alle bisherigen dem Lande aufgelegten Lasten bedeutend vermehrte. So wurde zum Beispiel die Kopfsteuer von 36 auf 72 Piaster, also gerade um das Doppelte, erhöht. Diese Last, welche von den nomadischen Stämmen des Innern am Schwersten empfunden wurde, bildete die wahre Ursache, warum sich diese empörten; zum legalen Vorwand konnte sie ihnen freilich nicht dienen, da die einzige Beschwerde, welche Moslims das Recht haben, gegen ihre Regierung zu erheben, religiöser Natur sein muß; einer solchen Anforderung entsprach aber die Verleihung der Constitution vollkommen, denn diese konnte als im Widerspruch mit den Traditionen des Islam gedeutet werden. So wurde denn dieser Vorwand von allen Fanatikern ausgebeutet; die Rebellion kam, wie immer in moslimischen Ländern, auf vermeintlich religiöser Basis zu Stande, und, wenn sie auch schließlich besiegt wurde, so blieb sie doch insofern erfolgreich, als sie die Regierung zur Nichtausführung der Constitution bewog, denn officiell aufgehoben wurde letztere eigentlich niemals. Auf dem Papier besteht sie noch heutzutage fort; aber alle Reformen, welche sie eingeführt hatte, sind that-

sächlich abgeschafft; unter andern auch diejenige einer geregelten Justizverwaltung und so kommt es, daß nun in Bezug auf Gerechtigkeit der alte patriarchalische Zustand nach wie vor fortbesteht, demgemäß die kleineren Streitigkeiten von den Qâdhy's oder religiösen Richtern, alle wichtigeren Fragen aber von dem Bey in eigner Person abgeurtheilt werden. Auf diese Weise ist auch das Amt eines Justizministers jetzt unnütz geworden und diese Würde, welche mit dem Titel des Großsiegelbewahrers (Çâḥib eṭ Ṭâba') verbunden war, abgeschafft worden.

Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welches der Verfassung gemäß eingeführt werden sollte, ist niemals zu Stande gekommen, ebenso wenig die des Handels, Ackerbau's und der öffentlichen Arbeiten. Die letzteren Verwaltungszweige sind zwar dem sogenannten Minister des Innern anvertraut, da aber dieser sehr oft anderweitig beschäftigt ist, zum Beispiel im ganzen vorigen Jahre in diplomatischer Eigenschaft zu Paris weilte, so leiden diese Verwaltungszweige ebenso sehr, wie die innern Angelegenheiten, welche das specielle Fach des besagten Ministers bilden. Außer diesen und dem bereits erwähnten Finanzministerium, sowie dem der äußern Angelegenheiten sind noch zwei andere Ministerien vorhanden, das des Krieges und das der Marine. Letzteres ist jetzt zu einer reinen Sinecure geworden, seit die Dampfschiffe des Staates vermiethet und die ganze Flotte nur aus einer einzigen alten Fregatte besteht. Das Kriegsministerium, sollte man glauben, möchte wenigstens einige Thätigkeit entwickeln, da doch eine gewisse Heeresmacht vorhanden zu sein scheint, freilich zum größten Theil auf dem Papier, und in Wirklichkeit nur durch ein paar tausend verhungerter, gräßlich zerlumpter armer Teufel mit unbrauchbaren alten Gewehren und Säbeln repräsentirt; aber dennoch sollen die wirklichen Geschäfte des Kriegsministers sehr limi-

tirter Natur sein. Wie ich hörte, beschränkt sich seine ganze Amtsthätigkeit darauf, Bestechungssummen von Seiten derer in Empfang zu nehmen, die zum Militärdienst gepreßt werden sollen und die sich dieser Calamität nur durch bedeutende Geldopfer entziehen können.

Die Form der Conscription in Tunis ist nämlich so mangelhaft, daß sie der Willkür der Beamten den freiesten Spielraum gewährt. Wehe dem jungen Mann, der nicht mächtige Beschützer oder Geldmittel genug besitzt, um sich von der Militärpflicht zu befreien und zwar hilft es nicht viel, sich einmal frei gemacht zu haben; der Loskauf durch Bestechung (denn ein officiell autorisirter Loskauf findet nicht statt) muß jedes Jahr erneuert werden, so oft die Werbeofficiere ihre Rundreise durch die Provinzen zurücklegen. Auf diese Weise soll es vorgekommen sein, daß mancher junge Mann sich 5—6mal loskaufte, um zum siebenten Male, wenn seine Mittel nicht mehr ausreichten, ein Opfer der Werbeofficiere zu werden.

Diese schwere Last des zwangsweisen Militärdienstes trifft ausschließlich die städtische Bevölkerung; die Nomaden werden nicht zur regelmäßigen Truppe gezogen, vielmehr nur zur unregelmäßigen, blos bei gewissen Gelegenheiten requirirten, und zwar auch nicht alle Stämme, sondern meist nur solche, deren Lagerplätze im Norden der Regentschaft und in nicht allzugroßer Entfernung von Tunis sind. Besonders empfindlich wird diese Last dadurch, daß sie eine lebenslängliche ist, weil nur Alter, Tod oder Krankheit vom Militärdienst befreien kann. Uebrigens ist es in neuester Zeit, da alle Mittel zur Kleidung und Verköstigung der Truppen fehlen, oft vorgekommen, daß man die Soldaten gern desertiren ließ. Ich glaube, es wäre eine wesentliche Erleichterung für die Regierung, wenn die ganze Armee desertirte. Viel nützen kann sie auf keinen Fall. Einen auswärtigen Feind besitzt

glücklicherweise die Regentschaft nicht, sonst würde sie bald das Opfer selbst der kleinsten Macht werden, welche ihr Duodezheer gegen sie führen würde. Der einzige Zweck, der bei dieser Armee denkbar ist, wäre der, die Araber des Innern in Ordnung zu halten, ein Zweck, welchem sie in der letzten Rebellion jedoch nur halb entsprach, denn dieselbe wurde viel mehr durch Nachgeben des Bey auf der einen und Verrath unter den Rebellen auf der andern Seite, als durch die Heeresmacht beseitigt.

Dieses tapfere Heer besteht nominell, was die regelmäßige Truppe betrifft, aus 5 Infanterie- und 2 Artillerie-Regimentern, jedes zu 3000 Mann, einer Eskadron Cavallerie zu 500 und etwa 1000 Marinesoldaten, zusammen einige 22,000 Mann, von denen jedoch gegenwärtig nicht die Hälfte bei den Fahnen ist. Die unregelmäßige Truppe besteht aus 6000 Kurugliya (Nachkommen der Türken), als Infanterie, 2000 Suawua und 4500 Sspaḥiya (Reiter). Auch von diesen irregulären Soldaten, die im Frieden fast keinen Dienst versehen, ist wenig mehr als die Hälfte wirklich vorhanden. Die Truppen werden von der Regierung verköstigt (d. h. sie erhalten schlechtes Schwarzbrod und ungeläutertes Oel als Zuspeise) und gekleidet; gewöhnlich aber findet man es bequemer, sie in den entsetzlichsten Lumpen gehen zu lassen. Ihren Sold, der gering genug ist und für den Gemeinen nur 3—4 Piaster (etwa 15 Groschen) monatlich beträgt, ist zur reinen Mythe geworden. Sogar die Officiere haben in den letzten drei Jahren keinen Gehalt bezogen, obgleich auch der ihrige nach sehr bescheidenem Maaßstab bemessen ist. Der Molâçen (Lieutenant) bezieht nämlich nominell $22\frac{1}{2}$ Piaster (etwa $3\frac{2}{3}$ Thaler) monatlich, der Yüsbâschy (Hauptmann) $37\frac{1}{2}$ Piaster (etwa 6 Thaler), der Oolâschy (Major 2ter Klasse) $87\frac{1}{2}$ Piaster (etwa 15 Thaler), der Bimbâschy (Major 1ster Klasse) wenig mehr, der ʿAlây Amyn oder Qâymâqam

(Oberstlieutenannt) 125 Piaster (etwa 21 Thaler), der Amyr 'Alay (Oberst) 250 Piaster (etwa 41 Thaler), der Lywa (Generalmajor) 550 Piaster (etwa 90 Thaler), der Faryq (Generallieutenant) 1060 Piaster (etwa 175 Thaler). Die Gehalte der Unterofficiere sind: für den Schauschbâschy (Feldwebel) 12 Piaster (2 Thaler) monatlich, für den Schausch (Sergeant) 8 Piaster ($1^1/_3$ Thaler) und für den Onbâschy (Corporal) 6 Piaster (1 Thaler). Da die Regierung selbst den Officieren Wohnung, Kleidung und Kost liefert oder vielmehr sich zu liefern verpflichtet hat, so dürften diese geringen Gehalte dennoch nicht unzureichend erscheinen, und die tunisische Armee befände sich ganz wohl, würde nur der Sold wirklich bezahlt, die Kleidung geliefert und wäre die Kost in Folge der Betrügereien der Lieferanten, der hohen und niedern Beamten nicht gar so schlecht.

Der effective Stand der Armee mag gegenwärtig (1869) etwa 10,000 Mann betragen. Für diese geringe Mannschaft ist eine ganz ungeheure Anzahl von Officieren vorhanden, theils solcher, die bei der regulären oder irregulären Truppe angestellt sind, theils solcher, welche zum sogenannten Generalstab gehören. Außer diesen führen noch alle Mamluken des Bey, die in Wirklichkeit nur Pagendienste versehen, militärische Titel, deren geringster der eines Lieutenants ist, und schließlich werden die höheren militärischen Würden, namentlich die Generalstitel noch an Civilbeamte verliehen, welche nie einen Säbel geführt und nie einen Schuß Pulver gerochen haben. So giebt es zum Beispiel gegenwärtig in Tunis 21 Generallieutenants, wovon nur 10 Militärs, 37 Generalmajore, wovon nur die Hälfte in der wirklichen Armee dient.

Was endlich die militärische Erziehung betrifft, so besteht im Serail des Bardo neben der eigentlichen Pagenschule, die gar nichts lernt und nur dem Vergnügen des Bey dient, noch eine sogenannte polytechnische Schule, wo die Jüng-

linge etwas, d. h. einige Worte Französisch kauderwelschen lernen und nebenbei einige schwache Begriffe von Mathematik erhalten. Kein Wunder, daß bei einem so mangelhaften Unterrichte nur untüchtige Officiere hervorgehen, und daß die Armeeschule sich eben so illusorisch erweist, wie alle andern auf dem Papier sich prächtig ausnehmenden öffentlichen Anstalten dieses Landes.

Viertes Capitel.

Eine Audienz beim Bey von Tunis.

Ehrenvolle Stellung der Consuln in Tunis. — Fahrt nach dem Bardo. — Der Palast. — Oeffentliche Gerichtssitzung. — Empfang im Innern des Palastes. — Seltsames Vorzimmer. — Antichambriren. — Der Saal der Spiegel. — Die Person des Fürsten. — Nothwendigkeit und Wichtigkeit der officiellen Dolmetscher. — Der erste Minister. — Der erste Dragoman. — Beendigung der Audienz. — Der Thronsaal.

Wenn schon Audienzen bei europäischen Monarchen eine gewisse erwartungsvolle Neugierde erwecken, da sich die bewegliche Phantasie die Höhen des irdischen Lebens überall mit glänzenden Farben und markirten Schattirungen auszumalen gefällt, so ist dieses bei orientalischen Herrschern noch in erhöhtem Grade der Fall. Die sprichwörtliche Pracht des Orients, der beinahe abgöttische Nimbus, mit welchem die Verehrung des Volkes dessen Monarchen umgiebt, die mysteriöse Unnahbarkeit dieser allerhöchsten Personen für die große Mehrzahl der Menschen, das Alles sind Beweggründe, welche die Einbildungskraft Desjenigen mächtig anregen, dem der Zufall einen Zutritt in die nähere Umgebung dieser Fürsten zu gewähren verspricht. Eine solche Neugierde sollte auch mich, obgleich ich kein Neuling in ähnlichen Dingen war, am Morgen des 31. October 1868 erfüllen, als ich mich anschickte, in den Wagen des liebenswürdigen Generalconsuls Tulin zu treten, welcher gekommen war, mich zur Audienz beim Bey abzuholen. Mein gefälliger Begleiter hatte sich heute in den vollen Schmuck des officiellen Pomps geworfen. Auf seiner goldgestickten Uniform glänzten die Orden vieler Potentaten, und

seine Brust schmückte das Großkreuz des Nischân Iftichar von Tunis, durch dessen Verleihung der Bey den hiesigen Generalconsuln den Rang von wirklichen Botschaftern einräumt. In der That besitzen die Consuln am Hofe von Tunis eine so bevorzugte Stellung, wie sie kaum den höchsten diplomatischen Vertretern an andern Höfen zu Theil wird. Obgleich ihr europäischer Titel nach unsern diplomatischen Traditionen sie auf eine bescheidenere Stufe zu verweisen scheint, so sind sie doch in Wirklichkeit den Gesandten, ja selbst den Botschaftern an civilisirten Höfen nicht nur gleich, sondern in manchen Beziehungen überlegen, denn die Verträge sichern ihnen eine Machtstellung, eine privilegirte Bevorzugung, wie sie die Vertreter fremder Mächte in Europa seit dem Mittelalter nicht mehr eingenommen haben. Ihnen steht in der That die Stellvertretung ihrer Monarchen in allen wesentlichen Zweigen der souveränen Machtausübung zu, in so weit dieselbe sich auf deren im Ausland lebende Unterthanen geltend machen kann, und letzteres ist im Orient in einem Grade der Fall, wie es sich Derjenige, welcher nie den civilisirten Erdtheil verlassen hat, kaum vorzustellen vermag. Die Consuln bilden in Wirklichkeit für ihre Nationalen die höchste Administrativ- und Justizbehörde und wenn ihnen auch, wie selbstverständlich allen Beamten überhaupt, die legislative Macht abgeht, so besitzen sie doch eine Vollmacht der Auslegung der Gesetze von solcher Tragweite, daß sie beinahe als ein Ersatz für den Mangel dieses Vorrechts der souveränen Macht erscheinen kann.

Diesem hohen Rang gemäß pflegen denn auch die Vertreter europäischer Mächte am hiesigen Hofe mit einer ehrenvollen Auszeichnung empfangen zu werden, wie dieselbe selbst den am Höchsten gestellten Eingebornen, die Prinzen des regierenden Hauses nicht ausgenommen, nie zu Theil wird. Ein recht schlagender Beweis hiervon sollte mir heute ge-

geben werden, indem der Bey, sowie er erfuhr, daß der Consul mit mir im Palaste des Bardo angekommen sei, auf der Stelle die öffentliche Gerichtssitzung, welche er eben abhielt, abbrach und sich in den Audienzsaal zu unserm Empfange begab. Durch ein so öffentliches Andentaglegen der Bevorzugung der Consuln von Seiten des Fürsten erhalten die Unterthanen einen recht lebhaften Eindruck von der Würde und Wichtigkeit dieser diplomatischen Agenten. Denn bei jeder öffentlichen Gerichtssitzung pflegt das Volk in Schaaren nach dem Palast des Bey zu strömen und darf unbehindert bis in dessen nächste Nähe dringen, da in dieser Beziehung noch streng die alten orientalischen Traditionen aufrecht erhalten werden, wonach die Person des Herrschers an gewissen Tagen für jeden, selbst den ärmsten seiner Unterthanen zugänglich sein soll.

So erweist sich auch in dieser Einzelheit, wie im Allgemeinen, der Orient als das Land der Gegensätze und der anscheinenden Widersprüche. Die Person des Souveräns, sonst durch dicke Palastmauern und durch eine dreifache Kette von hohen und niedern Beamten, welche den Zutritt zu ihr wehren, von den Unterthanen abgetrennt, zeigt sich an diesem Tage Allen zugänglich, und selbst der Aermste kann es wagen, wenn ihn der Zufall oder sein Geschick grade auf den Pfad des Fürsten stellt, sich diesem zu nähern und sein Anliegen mündlich vorzutragen. Hat freilich der Herrscher auf seinem Thron im Gerichtssaal Platz genommen, ein Umstand, welcher die Eröffnung der Gerichtssitzung verkündigt, so müssen selbstverständlich Alle verstummen, deren Amt es nicht ist, die Anklagen oder die persönlichen Umstände der schuldigen oder streitenden Parteien auseinanderzusetzen. Denn die Justiz des Bey beschränkt sich keineswegs auf diesen oder jenen Zweig der richterlichen Gewalt, sondern gilt als oberste Instanz in allen Zweigen der Jurisprudenz.

Hierin ist ohne Zweifel ein großer Vorzug zu erblicken, für ein moslimisches Land natürlich allein, denn in unsern civilisirten Staaten hat sich fast überall der Richterstand eine Selbstständigkeit errungen und einen hohen moralischen Standpunkt einzunehmen gewußt, welcher es fast unmöglich erscheinen läßt, daß eine willkürliche oder ungerechte Beeinflussung sich bei seinen Beschlüssen geltend machen kann. Im Orient ist letzteres aber leider noch der Fall; sowohl die in Polizeifällen entscheidenden Qâyid's (Administrativbehörden) als die Qâdhy's, die eigentlichen Richter, sind nicht nur solcher Beeinflussung von Seiten der Großen des Landes ausgesetzt, sondern unglücklicherweise selbst der Bestechung zugänglich, und das Amt eines Qâdhy's erfreut sich deßhalb keineswegs eines unbescholtenen Rufes; bei dem Souverän fallen jedoch alle untergeordneten Rücksichten weg. Sein Richterspruch bewährt sich in den meisten Fällen wirklich als unparteiisch und gerecht, so gerecht, wie es bei einem Menschen überhaupt möglich ist, welcher auf so summarische Weise urtheilt, wie es die Traditionen des Orients mit sich bringen.

Die Procedur bei diesen öffentlichen Gerichtssitzungen ist überaus einfach. Vor dem Throne, auf einem freien Raume, stehen die klagenden und verklagenden Parteien; erstere Partei bilden in schweren Criminalfällen immer die Anverwandten des Mißhandelten oder Ermordeten. Ihr Platz ist zwischen dem obersten Richter, dem Bey, welcher zu seiner Seite stets den ersten Minister und einige Adjutanten hat, und den Bänken der Rechtsconsulenten, der Schohûd 'Odûl (wörtlich übersetzt, Zeugen und Richter), welche den Fall zu Papier gebracht haben und deren Amt es ist, ihn dem Fürsten auseinanderzusetzen. Außerdem hat jedoch noch jeder Zeuge oder neue Ankläger freien Zutritt bis in die nächste Nähe des Souveräns. Bei Alledem ist die Procedur so einfach, daß selten ein Fall vorkommt, der nicht in einer halben

Stunde statuirt, abgehandelt und entschieden wäre. Eigentliche Todesurtheile sind selten, da eben auch die schweren Criminalfälle bei dem sanften und durchaus harmlosen Charakter der Tunisер zu den Seltenheiten gehören. Leider pflegt jedoch bei der moslimischen Justiz zwischen Mord und Todtschlag nicht unterschieden zu werden, und ein unzurechnungsfähiger Betrunkener, der in halbbewußtlosem Zustand einen Menschen erschlug, verfällt ebensogut der Todesstrafe, wie der schlau prämeditirende Mörder, nach dem alttestamentarischen, in den Qorân mitaufgenommenen Grundsatz „Aug' um Aug', Zahn um Zahn", nach jenem halbbarbarischen Grundsatz, welcher nur das angestiftete Unheil in seinen materiellen Folgen, nicht aber den eigentlichen Grad von moralischer Schuld berücksichtigt.

Diesen Uebelstand beleuchtete vor etwa 6 Monaten (im Sommer 1868) recht schlagend ein trauriger Vorfall, der sich in der Umgebung des ersten Ministers zutrug. Ein in jeder Beziehung als trefflich geschilderter junger Mann, welcher bereits eine hohe militärische Würde errungen hatte, und deren für durchaus würdig galt, hatte sich bei dem vom Qorân verbotenen Getränke, dem Wein, mit dem Stallmeister des Ministers gezankt; die beiden Betrunkenen waren sich in die Haare gerathen; der Officier hatte in der Hitze des Streites einen Dolch gezogen und seinem Gegner eine Wunde beigebracht, welche, wäre sie unbedeutend gewesen, ihm höchstens eine disciplinarische Strafe zugezogen haben würde. Da sie sich aber zu Beider Unglück als tödtlich erwies und die Verwandten des Getödteten das Blutgeld nicht annehmen wollten, sondern auf der vollen Vergeltung bestanden, so konnte der Bey nicht anders, als ihn zum Tode verurtheilen.

Doch, wie erwähnt, dergleichen Fälle gehören zu den Seltenheiten. Manchmal wird der Bey mit Anklagen ganz anderer Natur behelligt, mit Anklagen, welche, wenn sie bei

uns überhaupt vorkämen, einen Richter in große Verlegenheit setzen dürften. So soll es z. B. sehr oft vorkommen, daß irgend ein Beduine vom Bey verlangt, derselbe möge ihm seine Ehehälfte, welche ihm von einem andern Araber entführt oder, wie man hier in Betracht der gänzlichen Willenlosigkeit der Frauen sagt, gestohlen wurde, wieder verschaffen. In solchen Fällen erweist sich die summarische orientalische Justiz als höchst probat. Der Fürst pflegt nämlich ganz einfach einen 'Amrâ (Befehl) an den Stamm des Entführers zu erlassen, daß dieser die Entführte herausgeben müsse; diesen 'Amrâ schickt er durch einen Hamba (berittenen Gensb'armen) fort, welcher den Auftrag hat, die Frau nach Tunis zu bringen, wo sie der Bey ihrem Gatten wieder zustellt. Manchmal sind es verhältnißmäßig unbedeutende Anklagen und Streitfragen, welche vor das höchste Tribunal des Fürsten gebracht werden, obgleich dieselben immer noch größere Wichtigkeit besitzen, als diejenigen, welche von dem Richter in erster Instanz abgeurtheilt werden. Letztere sollen eigentlich nur die ernsteren Fragen vor den Richterstuhl des Souveräns gelangen lassen und die unbedeutenderen selbst definitiv entscheiden, obgleich eigentlich jedem Unterthan das Berufungsrecht an den Fürsten frei steht. Nicht immer erweisen sich jedoch die Qâyid's und Qâdhy's unparteiisch genug, um die berechtigten Fälle bis zu dem höchsten Tribunal gelangen zu lassen, und dieses bildet auch wieder eine Hauptbeschwerde gegen den viel verrufenen Richterstand.

Der gewöhnliche Gerichtssitz ist jetzt ein an den Ussṭ-ud-Dâr (innern Hof oder Patio) des Palastes angränzender großer Saal, in den das Volk an Gerichtstagen schaarenweise eindringt; freilich findet nur etwa ein vierter Theil der Gekommenen in demselben Platz. Die andern füllen den Ussṭ-ud-Dâr oder die andern weitläufigen Räumlich-

keiten des Bardo, so heißt der officielle Residenzpalast der Bey's von Tunis.

Der Bardo, etwa eine halbe deutsche Meile in nordwestlicher Richtung von Tunis entfernt, bildet eine kleine Stadt von Palästen, Wachthäusern, Wohnungsgebäuden, Werkstätten und Basars mit eigenen Mauern und Thoren. Er soll an zweitausend Einwohner enthalten. In ihm haben nicht nur die sehr zahlreichen Mitglieder der regierenden Dynastie ihre officielle Residenz, sondern er beherbergt auch noch an hundert Beamtenfamilien und außerdem befindet sich hier die Militärschule, aus welcher fast alle hohen Beamten hervorzugehen pflegen. Als zur Audienz bei dem Fürsten berufen, durften wir im Wagen mitten in das Innere dieser Palaststadt eindringen. Dieselbe ist nicht nach einem einheitlichen Plane oder in einem einzigen Style erbaut, sondern jedes Jahrhundert, jeder regierende Fürst hat hier durch einen neuen Anbau oder Umbau ein Andenken hinterlassen, so daß die höchste Buntheit der Erscheinungen die Folge dieser Mosaikarchitektur bildet. Keines dieser vielen Gebäude ist in einem rein zu nennenden Style errichtet. Einige zeigen sich überaus einfach, selbst dürftig, andere architektonisch geschmückt, jedoch in einem Style, von dem es zweifelhaft ist, ob man ihn schön nennen und in welche Kunstrichtung man ihn verweisen soll. Dennoch ist der Eindruck des Ganzen kein ungünstiger und jedenfalls ein origineller, obgleich derjenige eine Enttäuschung erfahren würde, welcher sich etwas ächt Orientalisches zu sehen verspräche. Die Architektur bildet eben eine Mischung von orientalischem und europäischem Renaissancestyl.

Mehr orientalisch als europäisch nimmt sich freilich die Einfahrt aus. Hier fahren wir durch eine Reihe von Bogengängen, an deren Seiten ganze Reihen jener nischenartigen Buden angebracht sind, welche einen arabischen Sſuq oder Basar bilden. Ein Basar in den Vorhallen einer fürstlichen

Residenz ist etwas jetzt nur noch dem Orient Eigenthümliches; in Europa bestand diese Sitte jedoch im Mittelalter gleichfalls, mußte aber fallen, als das Leben der Höfe sich von der Oeffentlichkeit immer mehr abzusondern anfing. Da jedoch eine solche Absonderung in Tunis eigentlich niemals stattfand, da außerdem die Residenz eine kleine Stadt bildet, deren Einwohner natürlich das Bedürfniß eines Marktes empfinden, so erscheint die Anwesenheit dieser Kaufhallen im souveränen Schlosse etwas Erklärliches, ja Nothwendiges.

Durch diese Einfahrt gelangten wir in einen großen, von Arcaden umgebenen innern Hof, wo sich eine zahlreiche Volksmenge herumtrieb, welche theils Geschäfte, theils Interesse an der öffentlichen Gerichtssitzung, theils bloße Neugierde hierhergeführt hatte. Hier verließen wir den Wagen und zwar war es eine besondere Gunst, daß wir überhaupt so weit fahren durften, eine Gunst, welche nur hochgestellten officiellen Personen, wozu die Regierung die Consuln rechnet, eingeräumt zu werden pflegt. Zu Fuß erreichten wir dann einen andern innern Hof, den sogenannten Löwenhof, welcher seinen Namen von acht marmornen Löwen herleitet, die hier zur Seite einer schönen breiten Treppe aufgestellt sind, die zu den Gemächern des Fürsten führt. Der Hof wird von Arcaden umringt, die streifenweise weiß und schwarz angestrichen sind, und recht gut jene zweifarbigen Mosaiken nachahmen, wie wir sie an italienischen, namentlich toskanischen mittelalterlichen Bauten sehen. Auf den beiden Längenseiten dieses Hofes befinden sich öffentliche Gerichtssäle, von denen jetzt jedoch nur noch der eine, der zur Rechten des Eintretenden, seinem Zwecke entspricht. Dieser Saal, dessen Wände von oben bis unten mit den kostbarsten bunten Marmortafeln und Fragmenten mosaikartig ausgetäfelt sind, war es, in welchem sich eben der Bey befand, um öffentlich Recht zu sprechen. Da jedoch der übrigens recht ansehnliche Raum nicht die Menge

aller Neugierigen faßte, so kam es, daß diese den Hof selbst überschwemmte und wir nur mit Mühe uns den Weg bis zu der Löwentreppe bahnen konnten, welche zu dem eigentlichen Wohngebäude des Fürsten führt. Oberhalb dieser Treppe beginnt eine geräumige von Arcaden überwölbte Halle, welche vielleicht in ihrer Ausschmückung am Reinsten den orientalischen Stempel bewahrt hat. Die Arcaden und die Decke der Halle zeigen sich nämlich mit jenen feinen, einem Spitzengewebe ähnlichen Stukkverzierungen überdeckt, welche wir in der Alhambra in Granada bewundern und die dem maurischen Baustyl auch noch heutzutage angehören, obgleich natürlich die Ausführung weit hinter jenem Vorbilde aus der Glanzzeit des Maurenthums zurücksteht. Die Araber nennen diese Art von Deckenschmuck Noqsch Ḥadyd, d. h. ungefähr „ein scharfausgeprägtes Gemälde", eine höchst richtige Benennung, wenn man sich erinnert, daß diese scharfmarkirten Gypsfiguren im ursprünglichen Alhambrastyle bunt bemalt waren.

Da die schöne Sitte des Antichambrirens gleichfalls ihren Weg bis zu den orientalischen Höfen gefunden und hier eine höchst anständige Entwicklung errungen hat, so wurden wir zu dem löblichen Zweck, Antichambre zu machen, in einen im ersten Stockwerk gelegenen Saal geführt, welcher in seiner Nacktheit und Dürftigkeit seltsam gegen die Pracht der übrigen Gemächer abstach. Aber der Orient erweist sich nun einmal als das Land der scharfausgeprägten Widersprüche, der oft grabezu lächerlichen Inconsequenzen, welche dem Eingebornen zwar gar nicht bemerkbar werden, auf den Europäer aber immer einen höchst disharmonischen Eindruck hervorbringen. So zeigte sich auch dieser Saal, in nächster Nähe pomphafter Gemächer gelegen und selbst einen Theil des Palastes, ja der eigentlichen Wohnung des Fürsten bildend, so erbarmungsvoll dürftig, wie es bei uns kaum das Wohnzimmer eines bankrotten Kaufmanns oder eines überschuldeten

Landjunkers sein dürfte. Die Möblirung erwies sich als europäisch und zwar im Styl der ersten Jahre unseres Jahrhunderts und bestand eigentlich nur aus einer Unzahl alter Lehnsessel, welche, da sie hermetisch von großen Leinwandüberzügen verhüllt wurden, unter diesen Hüllen eine gewisse Pracht ahnen ließen, eine Ahnung, deren Täuschung mir offenbar wurde, als ich der Neugierde soweit nachgab, einen Zipfel des Ueberzugs in die Höhe zu heben und entdeckte, daß diese Sessel im Vorzimmer eines Monarchen mit äußerst zerlumptem, altem, gelbem Seidendamast überkleidet waren.

Indeß das Antichambriren sollte uns heute in nur mäßigem Grade zu Theil werden. Ich glaube, wir mußten nur einige zwanzig Minuten warten, grade die Hälfte der Zeit, die ich beim ersten Minister, und den vierten Theil derjenigen, die ich bei dessen Sohne, dem sogenannten General Sayydy Mohammed, in der Antichambre zubringen mußte. Nochmals wurden wir in die große Halle beim Löwenhof geführt und dann öffnete sich vor unsern Blicken ein länglicher, mittelgroßer Saal, dessen Wände sich von einer Unzahl großer und kleiner Spiegel bedeckt zeigten und der auch der Spiegel wegen von den Europäern den Namen „salle des miroirs“ erhalten hat. Am äußersten Ende dieses Saales stand aufrecht ein kräftiger, etwa fünfzigjähriger Mann von vortheilhaftem Aeußern, mit regelmäßigen, etwas starken Zügen und grauwerdendem kurzgehaltenem Vollbarte, in levantinisch-moderner, d. h. europäisirter Uniform, mit einigen vier oder fünf Ordenssternen auf der Brust. Als wir, Complimente schneidend, die ganze Länge dieses Saales durchmessen hatten und bei der hohen Persönlichkeit, welche, wie meine Leser errathen werden, der Bey selbst war, angelangt waren, erwartete ich, diesem nun vorgestellt zu werden, aber davon war am hiesigen Hofe ebensowenig die Rede, wie an allen andern moslimischen Höfen, welche ich bis jetzt besucht hatte.

Obgleich nämlich diese Höfe sich in einem gewissen Grad europäisirt und wenigstens das äußere Gewand der Civilisation angelegt haben, so wird doch die orientalische Etiquette in den Hauptzügen noch aufrecht erhalten. Hiezu gehört auch die Sitte, daß alle Gespräche vermittels eines Dolmetschers geführt werden, obgleich der Bey wissen mußte, daß ein solcher in unserm Falle sehr gut zu entbehren war, und daß der mich begleitende Consul, in Tunis geboren, geläufig den hiesigen arabischen Dialect sprach. Ja, dieses Festhalten an der alten, steifen Etiquette wurde mir noch besonders dadurch veranschaulicht, daß der Bey, nachdem er auf seine Frage, ob auch ich arabisch rede, eine bejahende Antwort erhalten hatte, dennoch gleich wieder zum Dolmetscher seine Zuflucht nahm und mir gar nicht Gelegenheit gab, meine Sprachkenntniß vor ihm an den Tag zu legen, ein Umstand, welcher mir übrigens nicht unwillkommen war, da mir unter allen arabischen Dialecten der algierische der vertrauteste ist und grade dieser das Unglück hat, hier in Tunis, dessen Bewohner sich einbilden, das beste Arabisch zu reden, für roh und ungebildet zu gelten.

Die Conversation wurde also von unsrer Seite französisch, von Seite des Bey's arabisch geführt, wobei ich den Vortheil hatte, seine Worte zweimal zu vernehmen, ein Umstand, welcher bei einer diplomatischen Verhandlung vielleicht günstig erschienen wäre, indem er dem Antwortenden mehr Zeit zum Ueberlegen seiner Worte gelassen hätte, aber bei unserm nur aus Gemeinplätzen zusammengesetzten Gespräch nur langweilig war. Uebrigens bot einigen Ersatz für die Unbedeutendheit des Gesprächs, durch die sich meine hiesige Audienz durchaus nicht von ähnlichen in Europa unterschied, das sprechende Wohlwollen und die in die Augen fallende herzliche Gütigkeit, mit der der Fürst seinen Gast empfing. Der vornehme Orientale besitzt eine Feinheit des Tacts und

eine edle Natürlichkeit der Manieren, verbunden mit einem hohen Anstand, worin ihn die gewiegtesten Höflinge und Diplomaten Europa's nicht erreichen. Ein Europäer, welcher mit dem Orient noch nicht vertraut wäre, könnte versucht werden, das zarte Interesse, welches der hohe Herr an seiner Person zu nehmen scheint, für mehr als bloße Form zu halten. Obgleich mich eine langjährige Erfahrung von Menschen und Dingen im Orient natürlich vor einer solchen Lächerlichkeit bewahren mußte, so konnte ich doch nicht umhin, mich einen Augenblick dem angenehmen Eindruck des so überaus freundlichen Empfanges hinzugeben, welcher mir zu Theil wurde. Ein solcher Empfang, sagte mir der Consul, sei seit etwa einem Jahre keinem Europäer mehr zu Theil geworden, ein Umstand, auf den ich übrigens weit entfernt war, mir das Geringste einzubilden, da ich mir sehr gut denken konnte, warum man mich besser empfing, als diejenigen Europäer, welche dem Bey in diesem letztverflossenen Jahre ihre Aufwartung gemacht hatten. Diese Europäer waren eben meist Gläubiger der Regierung oder auch schwindelhafte Finanzmänner gewesen, deren langer Rede kurzer Sinn immer nur das Wort „Geld" und wieder „Geld" bildete. Daß ein von Finanznoth schwerbedrängter Hof solche Postulanten, wenn auch anständig, aber doch nicht mit übergroßer Herzlichkeit empfing, wird man natürlich finden. Ich war seit langer Zeit wieder der erste Europäer, der einen bloßen Höflichkeitsbesuch machte, der auch nicht ein Glas Wasser vom hiesigen Hofe verlangte, und dieser Umstand hatte zur Folge, daß ich hier nur lachende Gesichter und freundliche Mienen antraf.

Aber nicht nur wohlwollend und herzlich sollte der Empfang sein, welcher mir zu Theil wurde, sondern auch entschieden ehrenvoll, wie ich bald aus einem Umstand merkte, der mir Anfangs nicht aufgefallen war. Neben dem Bey befand sich

ein schöner, etwa sechzigjähriger, weißbärtiger Mann mit interessanten, jedoch etwas leidenden Zügen, welcher an unserm Gespräch Theil nahm und der, als der Fürst selbst Platz genommen und auch uns zum Sitzen eingeladen hatte, gleichfalls sich auf einen Sessel niederließ, eine Vergünstigung, welche sonst Niemand im Saale gestattet wurde. Dieser Mann war Niemand anders, als der allmächtige erste Minister, Muçtapha Chasnadâr, der, an einer schmerzlichen Krankheit leidend, heut zum ersten Male wieder am Hofe erschien, um unsrer Audienz beizuwohnen. Muçtapha bildete in der anspruchslosen Einfachheit seiner äußeren Erscheinung einen seltsamen Contrast gegen seinen Herrn. Obgleich mit allen Orden Europas und des Orients geschmückt, so trug er doch keinen einzigen, und statt seiner glänzenden Ministeruniform nur einen einfachen, ziemlich schlechtgemachten, grauen Paletot von altmodischem europäischem Schnitt. Sein Benehmen, dem Fürsten gegenüber, der nur durch seine Augen sieht, nur hört, was er ihn vernehmen läßt, nur durch seine Vermittelung handelt, der ihm die größte Freiheit und Ungezwungenheit gestattet, athmete einen überaus feinen Tact, der den gebornen Diplomaten beredt offenbarte, und zeigte sich, von Kriecherei, wie von Familiarität gleichweit entfernt, als ein Gemisch ehrerbietiger Vertraulichkeit und unterwürfiger Zuthulichkeit.

Ein wahres Muster orientalisch diplomatischer Manieren bildete auch der hochgestellte Beamte, welchem heute das Amt eines Dolmetschers zufiel. Derselbe war ein geborner syrischer Christ, ich glaube maronitischer Abkunft, Namens Elyass Musally, welcher jetzt als Director des Ministeriums des Aeußern fungirt und den hier auch bei Civilisten üblichen und überhaupt auf alle hohen Beamten anwendbaren Titel eines Generals führt. General Elyass stand während der ganzen Audienz, seines hohen Ranges ungeachtet, aufrecht da.

Sein Benehmen dem Bey gegenüber verkündete ein ähnliches Gemisch von zweierlei Gefühlsstimmungen, wie dasjenige des ersten Ministers, nur daß bei ihm die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit bei Weitem vorwalteten. Der feine, im Arabischen wie im Französischen gleichgewandte Syrer gab meine einfachen Worte mit einem orientalischen Redefluß wieder, welcher meine Bewunderung erregen mußte; denn während er streng jene übertrieben blumenreichen Floskeln und jenen sogenannten orientalischen Redeschwulst vermied, welcher heutzutage selbst an einzelnen moslimischen Höfen für ein Zeichen von geringer Bildung gilt, und es in der That auch ist, denn nichts ist leichter uud schülerhafter, als pomphafte Hyperbeln zu ersinnen, so verstand er es doch, in seiner übrigens recht getreuen Uebersetzung meine Worte in ein so elegantes, geschmeidiges und gefälliges Gewand zu kleiden, daß ich es fast als einen Vortheil erkennen mußte, daß meine Rede nicht unmittelbar, sondern erst durch dieses verschönernde Medium an das fürstliche Ohr gelangte. Dazu die unnachahmbare, halb aufrechte, halb gebückte ächte Höflingsstellung des Generals, sein feiner leichthin lächelnder Mund, seine ehrfurchtsvoll niedergeschlagenen Augen: es war ein Schauspiel, welches jeden europäischen Höfling vor Neid hätte bersten machen können. Elyass ist ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, dessen Aeußeres, wenn auch nicht grade von der Natur vernachlässigt, doch gewöhnlich erscheinen würde, wäre nicht das beredte Spiel seiner ausdrucksvollen Züge, welches den schlauen Diplomaten und gewiegten Hofmann offen verkündet.

Außer diesen Persönlichkeiten befanden sich noch vier andere im Audienzsaale, welche ich Anfangs ihrer eigenthümlichen Haltung zu Folge, für Hoflaquaien anzusehen versucht war. Sie standen nämlich mitten im Saal, steif und kerzengrade, die Arme senkrecht hinabgestreckt, in Reih und Glied

da, in einer Positur, wie man sie an unsern Höfen kaum bei Laquaien sieht, welche an der Wand aufgestellt sind, um auf jeden Wink des Herrn zum Dienst herbeieilen zu können. Wer beschreibt jedoch mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß diese anscheinenden Laquaien nichts Geringeres seien, als vier Generäle, welche man uns zu Ehren hier aufgestellt hatte, eine neue Auszeichnung, welche unsrer Audienz zu Theil wurde. Dieß waren übrigens wirkliche oder wie man hier anscheinend pleonastisch sagt „militärische Generäle" (da wie gesagt auch Civilisten, sogar Juden und Kaufleute, diesen Titel führen); sie trugen auch nicht das Gewand der Reform, den europäischen Paletot, wie der Bey, sein Minister und General Elyass, sondern die sogenannte Zuavenuniform, welche ursprünglich arabische Kleidung, die eine Zeitlang ganz von Hof und Armee verbannt war, man jetzt wieder eingeführt, d. h. den Franzosen nachgeäfft hat. Diese vier tapferen Krieger nahmen nicht am Gespräch Theil, sondern verharrten während der ganzen Audienz in ihrer militärischen steifen Haltung, als ob sie statt Kaffee eiserne Ladstöcke zu sich genommen hätten.

Uebrigens dauerte unsre Audienz nicht lange. Die Art und Weise, wie sie beendigt wurde, war auch wieder ächt orientalisch oder vielmehr tunisisch, denn dergleichen findet selbst nicht in Constantinopel statt. Dort nämlich, ebensogut wie an unsern Höfen, pflegt der Monarch selbst die Audienz abzubrechen und den zarten Entlassungswink zu geben, welcher dem Aufwartenden sagt, daß er sich zurückziehen müsse. Hier aber fand nichts von Alledem statt. Als wir etwa zwanzig Minuten mit dem Bey die gewöhnlichen, bei Audienzen üblichen Phrasen ausgetauscht hatten, setzte mich der Consul plötzlich durch die Frage in Erstaunen, ob ich nun gehen wolle? Ich glaubte nicht, daß dieß von mir abhinge, wurde jedoch eines Andern belehrt, und so erhoben wir uns, mit

denselben höchst einfachen Ceremonieen Abschied nehmend, welche unsern Eintritt bezeichnet hatten, wobei man hier nicht einmal die selbst am kleinsten deutschen Hofe übliche Förmlichkeit beobachtet, nach rückwärts schreitend abzutreten, um dem Fürsten bis zuletzt nur das Gesicht zuzuwenden.

Als wir uns von der Audienz zurückgezogen hatten, stand uns noch eine kurze Zusammenkunft mit dem ersten Minister bevor, zu welcher wir in einen ziemlich schmucklosen Nebensaal geführt wurden. Bald erschien der Chasnadâr Muçtapha, der hier nicht mehr, wie bei der vorangegangenen Audienz, die zweite Rolle spielte, sondern im vollen Glanz seiner hohen Amtswürde prangte. Auch er unterhielt sich, einige kurze arabische Sätze abgerechnet, meist durch Dolmetscher mit uns, da sowohl er wie sein Fürst keiner europäischen Sprache mächtig ist.

Nun stand uns noch die Besichtigung der Prunkgemächer des Schlosses bevor, ein Vergnügen, auf welches ich übrigens gern verzichtet hätte, denn eine geschmacklose Nachahmung europäischen Luxus', wie sie uns hier geboten wurde, pflegt nirgends einen guten Eindruck hervorzubringen; in orientalischen Palästen erwartet man sie aber am Wenigsten. Der Thronsaal erwies sich als ein großer, länglicher viereckiger Raum, dessen eine Längenseite ganz von Fenstern eingenommen wurde, vor welchen wenigstens ein Dutzend geschmackloser, europäischer Consolen standen und auf jeder Console eine Pariser Pendeluhr und ein Paar falsche Blumensträuße in Glasglocken, eine Geschmacklosigkeit, wie man sie kaum in einem französischen Kaffeehaus erbärmlicher findet. Die andere Längenseite nahmen die in Oel gemalten Porträts in Lebensgröße fast aller europäischen Monarchen ein, zum größten Theile die Geschenke dieser Monarchen selbst und recht gut ausgeführt; das von Ludwig Philipp dem vorletzten Bey, Ahmed Pascha, geschenkte Porträt dieses Königs besaß wohl unter

Allen den größten Werth, da es auf einem so täuschend getroffenen Gobelin ausgeführt war, daß ich es gewiß für ein Oelbild gehalten hätte, wäre ich nicht darauf aufmerksam gemacht worden. Die eine Breitenseite des Saals nimmt ein gewöhnlicher europäischer Thron, die andere die Eingangsthüren ein.

Die übrigen Gemächer zeigten gleichfalls durchaus nicht den orientalischen Stempel. Auch in ihnen waren Oelporträts in Masse aufgehäuft, und zwar meist solche von früheren Bey's und ihren Ministern oder von europäischen Herrschern und Prinzen souveräner Häuser. Sehr seltsam nahm sich unter diesen von Epauletten und Ordenssternen funkelnden Conterfei's ein Gemälde aus, welches einen katholischen Heiligen vorstellte. Es war übrigens sehr schlecht ausgeführt und wahrscheinlich auf einem Trödelmarkt in dem bilderreichen Italien erstanden worden. Ich konnte mir nicht denken, wie es hierherkam, erfuhr jedoch, daß es ein Geschenk der Republik San Marino sei und den heiligen Marinus, ihren Schutzpatron, vorstellen solle. Hierher war es durch Vermittlung des oben schon erwähnten Doctor Lumbroso gekommen, welcher sich das Generalconsulat dieser Republik verschafft und dem Bey sogar den prachtvollen großen Orden dieses Kleinstaates überreicht hatte, ein Schwindel, welchen in dem ordenssüchtigen Tunis das beste Gelingen krönte und der Gnadengeschenke und Orden in Masse abwarf, denn der Bey wurde natürlich nicht über das Duodezformat des fraglichen Staats aufgeklärt, sondern glauben gemacht, er habe es mit einer höchst respectabeln Macht zu thun.

Fünftes Capitel.

Besuche bei tunisischen Großen.

Allmacht des ersten Ministers. — Seine Abkunft und Jugend. — Sein Reichthum und vornehme Wahlverwandtschaft. — Mein Anliegen beim Minister. — Das Museum seines Sohnes. — Antichambriren. — Das Personal des Ministeriums. — Ehrfurchtserdienste selbst der höchsten Beamten. — Audienz beim Minister. — Moralität moslimischer Beamten. — Der Aufbruch des Ministeriums. — Der Sohn und die Gemahlin des ersten Ministers. — Der Candidat mehrerer Akademien. — Besuch beim General Chayr-ed-Dyn. — Der civilisirteste Moslim in Tunis. — Seine Reformpläne. — Unmöglichkeit ihrer Durchführung. — Chayr-ed-Dyn's freiwilliger Rücktritt. — Sein Werk über die Civilisationsfähigkeit des Orients. — Eindruck seiner Persönlichkeit.

Erweist sich schon in unsern civilisirten Staaten der Einfluß, welchen hochgestellte Personen auf die Menge ausüben, als ein bedeutender, so ist dieses in halbbarbarischen Ländern doch in noch höherem Grade der Fall und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Umgebung der Großen in letzteren eine ungleich zahlreichere ist, als in ersteren. Von der größeren oder geringeren Bildung der Vornehmen, von ihrem mehr oder weniger fortgeschrittenen Culturstandpunkt, von ihrer Bereitwilligkeit, gemeinnützige Zwecke zu verfolgen, oder ihrer apathischen Versunkenheit in egoistische Gefühle, wird unzweifelhaft der Fortschritt oder Rückschritt, das geistige und materielle Wohl oder Wehe ganzer Volksschaaren überall, namentlich aber im Orient, in nicht zu unterschätzendem Grade beeinflußt. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt das Leben der Vornehmen eines jeden Landes ein culturhistorisches Interesse für dessen Bewohner und diejenigen, welche sich dieselben zum Studium machen, und so wird auch der Einblick in das Leben tunisischer Großen, welchen wir dem Leser

zu verschaffen bestrebt sein wollen, nicht als eitle „Frivolität" erscheinen, wenn wir auch leider die Begriffe „Eitelkeit" und „Frivolität" nur gar zu oft auf unserm Rundgang durch ihre Paläste als einzig waltende Mächte antreffen werden.

Nähern wir uns zuerst der nach dem Bey am Höchsten gestellten Person im Lande. „Nach dem Bey" haben wir gesagt, und diese Worte besitzen im officiellen Sinne auch ihre Richtigkeit, aber in der Wirklichkeit erscheinen sie nur als eine leere Form. Denn die fragliche Persönlichkeit, welche Niemand anders ist, als der Chasnadâr Muçtapha, gilt in Wirklichkeit bei allen Tunisern für den thatsächlichen Herrn des Landes, so ganz hat der Bey alle Zügel seiner souveränen Macht dessen Händen überlassen, so ganz tritt in allen öffentlichen Fragen die Person des nominellen Herrschers zurück gegen die seines übermächtigen Günstlings. Sein officieller Titel „Waşyr el kebyr wa Waşyr el charadschiya", d. h. erster Minister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, scheint zwar an und für sich schon die Befugniß zu einer nicht geringen Machtentwickelung anzudeuten, aber er ist in der That durchaus nicht erschöpfend. Denn die Vorsteher der andern Ministerien, dem Anschein nach die Collegen Muçtapha's, stehen ihm an Bedeutung so außerordentlich nach, daß sie nur als seine Creaturen und Executoren seines allmächtigen Willens angesehen zu werden pflegen. Selbst der Bey erscheint zuweilen in diesem Licht, namentlich in der Ausübung der einzigen Machtbefugniß, welche er sich vorbehalten hat, das heißt der richterlichen Gewalt, wovon das im vorigen Capitel angedeutete Urtheil desselben ein Beispiel lieferte, welches den zur Zeit der That völlig unzurechnungsfähigen Todtschläger eines Kutschers des ersten Ministers zum Tode verurtheilte, und zwar, wie man allgemein annimmt, auf besonderen Wunsch des hohen Beamten, während der Fürst selbst geneigt gewesen sein und nach Einigen schon das Versprechen gegeben haben

soll, Gnade zu üben. Was Wunder, wenn die Araber den Bey zuweilen „Chadym el Chasnadâr", d. h. den Diener des ersten Ministers, nennen? Dieser Titel „Chasnadâr", welchen der Allmächtige führt, sollte seiner wörtlichen Uebersetzung nach, welche „Schatzmeister" lautet, uns glauben machen, daß ihm neben seinen andern Aemtern auch dasjenige eines Finanzministers obläge. Dem ist jedoch nicht so. Es giebt einen eignen Finanzminister, und Chasnadâr ist ein leerer Titel, etwa wie einzelne unsrer Oberhofchargen, ein Titel, welchen außer Muçtapha noch der jetzige Marineminister, Mohammed Chasnadâr, führt; aber wenn auch die Bedeutung eines Finanzministers nicht in seinem Titel liegt, so besitzt doch Muçtapha ganz die Wichtigkeit eines solchen. Der nominelle Finanzminister ist eine bloße Puppe, und kein Kupferstück kann im Lande ausgegeben werden, ohne daß Muçtapha es will.

Die Geschichte Muçtapha's ist die gewöhnliche orientalischer Würdenträger, wie sie namentlich in der Türkei früher die Regel bildete. In seiner Kindheit war er Sklave und zwar soll er von Seeräubern an der griechischen Küste aufgegriffen worden und an Sultan Mahmud den Zweiten verkauft worden sein. Jedenfalls ist er griechischer Abkunft; seine Verwandten, welche, seit er zu Amt und Reichthum kam, sich ihm schmarotzerisch aufgedrungen haben, sind alle Griechen und führen, wenn ich recht gehört habe, den Familiennamen Calchias oder Calchas. Von Constantinopel gelangte der junge Sklave in Form eines großherrlichen Geschenkes an den damaligen Bey nach Tunis, wo sein vortheilhaftes Aeußere ihn bald dem regierenden Fürsten werth machte und er von Stufe zu Stufe in kürzester Zeit zu hohen Würden stieg. Unter Ahmed Bey stand er dermaßen in Gunst, daß dieser den damals noch sehr jungen Mann nicht nur zu seinem Minister machte, sondern ihm auch seine eigene Schwester zur Frau gab, ja, was noch nie dagewesen war, ihm, dem Fremden,

dem gewesenen Sklaven, den Rang eines Prinzen des regierenden Hauses verlieh. Muctapha wußte sich nicht nur während der beinahe zwanzigjährigen Regierung Ahmeds in seiner hohen Stellung zu halten, sondern, was schwerer war, auch unter dessen beiden Nachfolgern; ja, er gelangte sogar unter jedem neuen Fürsten zu erhöhter Bedeutung und mächtigerem Einfluß, denn während er unter dem selbstregierenden Ahmed eigentlich mehr den Titel, als die Macht eines Ministers besessen hatte, übt er unter dem jetzigen Bey in beinahe absoluter Weise die höchste Staatsgewalt aus.

So durch hohen Rang über alle übrigen Unterthanen gestellt, im Besitz der souveränen Gunst und beinahe der souveränen Gewalt, konnte es nicht fehlen, daß Muctapha auch in Besitz großer Reichthümer gelangte. Man kann ihn ohne Uebertreibung den reichsten Mann der Regentschaft nennen; auch scheint sein Vermögen auf soliderer Basis zu ruhen, als das der Uebrigen; so war er der Einzige, welcher während der letzten Jahre des Mißwachses, der Hungersnoth und des finanziellen Elends niemals seine Zahlungen einstellte, während selbst der Bey und die Prinzen in dieser Zeit nur vom Schuldenmachen lebten. Den Grund zu seinem Reichthum legten ohne Zweifel die großartigen Schenkungen seines ersten Beschützers, aber vermehrt wurden seine Schätze doch gewiß um das Vierfache durch die Mittel, welche ihm die Verwaltung der Staatseinkünfte an die Hand gab. Ein Minister, welcher sich bereichert, gilt, nach unsern europäischen Begriffen, selbstverständlich für einen ungerechten Haushalter des öffentlichen Gutes, um nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen, aber im Orient ist dieß so ganz gäng und gäbe, daß Niemand daran Anstoß nimmt. Muctapha ist ein kluger Mann und die öffentliche Meinung schreibt ihm unter Anderm auch die kluge Vorsicht zu, außer seinen großen Reichthümern im Lande, noch bedeutende Capitalien in fremden Banken als Sicher-

stellung für einen möglichen Umschlag des Glückes angelegt zu haben.

Ein solcher Umschlag des Glückes hätte auch ohne Zweifel schon stattgefunden, wäre nicht die beinahe beispiellose Anhänglichkeit des Bey an seinen ersten Minister, an welcher alle die zahlreichen Intriguen der Eingeborenen und selbst die offene Feindseligkeit einiger europäischen Mächte und ihrer Stellvertreter scheiterten. Denn Muçtapha erfreut sich zu seinem Unglück eben nur bei dem Herrscher und einer kleinen Schaar von Getreuen der Gunst und Beliebtheit, bei der großen Mehrzahl der Eingebornen ist er entschieden verhaßt, und manchen europäischen Mächten geradezu ein Dorn im Auge, so namentlich derjenigen Macht, welche in den letzten zwanzig Jahren in Tunis am Herrischsten aufgetreten ist und ohne Muçtapha's kluge Diplomatie die Regentschaft in der That, wenn auch nicht officiell, zu einer ihrer Provinzen gemacht hätte. Daß diese Macht Frankreich sei, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Schon zu wiederholten Malen hat der französische Consul offen vom Bey die Absetzung Muçtapha's verlangt, einmal sogar aus dieser Absetzung die Bedingung des weitern Fortbestehens des diplomatischen Verkehrs zwischen Frankreich und Tunis gemacht, aber immer scheiterte seine gewiß nicht geringe Macht an der Anhänglichkeit des Bey, welcher sich so an Muçtapha gewöhnt hat, daß er ohne ihn gar nicht wüßte, was er thun und lassen sollte. „Ich bin mit Muçtapha alt geworden und ich will, daß nur der Tod uns trennen soll", das war die Antwort, welche der Bey dem Stellvertreter „der großen Nation" gab, und dieser mußte sich mit irgend einer andern, rein formellen Genugthuung begnügen, während seine wahre Forderung, die Absetzung Muçtapha's, unerfüllt blieb.

Ob das Verbleiben Muçtapha's am Staatsruder für die Regentschaft grade als wünschenswerth anzusehen sei, ist eine

Frage, die ich in dem Falle verneinen möchte, als sein Nachfolger, der einzige bedeutende und in europäischem Sinne civilisirte Mann des Landes, der General Chayr-ed-Dyn, sein würde. Jeder andere Nachfolger würde jedoch nur Muçtapha's Verwaltung in ein vortheilhaftes Licht stellen, denn in seiner klugen Diplomatie dürfte ihn wohl so leicht keiner der andern tunisischen Großen erreichen. Die Verwaltung der äußeren Angelegenheiten scheint mir übrigens auch das Einzige, worin Muçtapha Ausgezeichnetes leistet; die Administration des Innern und der Finanzen dagegen ist unter seinem Ministerium entschieden in den bodenlosesten Verfall gerathen, doch dürfte sich diese schwerlich unter einem Nachfolger bessern, welcher nicht unsre europäischen Begriffe über Ehrlichkeit und Verwaltungstreue mit an's Staatsruder brächte, und einen solchen sehen wir nirgends, als in der Person des genannten Chayr-ed-Dyn.

Was mich zu dem ersten Minister brachte, war eine Angelegenheit, himmelweit verschieden von Staatsgeschäften oder von jenen Finanzvorschlägen und Geldforderungen, mit denen der vielgeplagte Würdenträger in neuester Zeit so oft von Seiten der Europäer behelligt wird. Es war lediglich ein wissenschaftliches Interesse, was mich hierher führte. Ein wissenschaftliches Interesse bei einem tunisischen Minister, werden meine Leser denken, das klingt wie ein sonderbarer Widerspruch. Und dennoch war es so. Der älteste Sohn Muçtapha's, der General Mohammed, besitzt nämlich das Monopol der Nachgrabungen nach Alterthümern in der ganzen Regentschaft, und da er, obgleich selbst nur halbgebildet, dennoch den Ehrgeiz empfindet, für einen Mäcen der Wissenschaften zu gelten, so hat er in den letzten Jahren von diesem Monopol einen ziemlich weitgehenden Gebrauch gemacht. Das Resultat hiervon bildet ein kleines Museum von Alterthümern, jetzt in einem Gartenhaus des Schlosses der Manuba aufge-

stellt, unter denen sich einige interessante Basreliefs und Mosaiks aus der karthagischen Zeit, namentlich aber viele phönicische Inschriftstafeln befinden, welche, da sie unedirt sind, meine Wißbegierde vor Allem erregen mußten.

Schon im vorigen Winter (1867—1868) hatte ich einen fruchtlosen Versuch gemacht, diese archäologischen Schätze einer genauen Besichtigung zu unterziehen. Aber leider war dieser Versuch an dem unaufgeklärten und unwissenschaftlichen Widerstand gescheitert, welchen einige Subalternbeamten des Chasnadâr meinen Plänen entgegensetzten. Ja, es wollte fast scheinen, als hege der Besitzer des Museums eine Art von thörichter Eifersucht in Bezug auf das Bekanntwerden seiner Alterthümer und als seien seine beiden Secretäre, welche mich bei dem flüchtigen Besuch, der mir dem Museum zu machen gestattet war, begleiteten, von ihm beauftragt, mich von jeder genaueren Kenntnißnahme, von jeder wissenschaftlichen Notiz, namentlich aber von jedem Copiren der zahlreichen, hier befindlichen phönicischen Inschriften abzuhalten. Damals hatten mich diese guten Leute fast wie ein wildes Thier, welches bewacht werden muß und von dem man sich versieht, daß es jeden Augenblick gefährlichen Schaden anrichten kann, mißtrauisch und voll wachsamem Polizeispioneneifer in dem Museum herumgeführt; so oft ich einen Bleistift aus der Tasche zog, um irgend etwas zu notiren, Zeter geschrieen, und wenn ich es gar wagte, was ich wirklich einmal that, eine Inschrift zu copiren, waren mir die eifersüchtigen Wächter in den Arm gefallen, um ja zu verhindern, daß außer ihrem Herrn noch irgend Jemand in der Welt einen Begriff von den hier vorhandnen Antiquitäten zu geben im Stande sei.

Um diesen unerfreulichen Zustand der Dinge nicht noch einmal zu erleben, hatte ich dießmal mächtigere Hebel in Bewegung gesetzt und mich an den Vater des Museumsbesitzers, den Chasnadâr, selbst gewandt, damit dieser seinem Sohn,

wie man im orientalischen Style sagt, befehle, mir das Museum zugänglich zu machen. Um mich jenem allmächtigen Minister zu nähern, zu diesem Zweck hatte ich hauptsächlich die obenerwähnte Audienz beim Bey nachgesucht und zwar auf den Rath des Consuls, der mir erklärte, daß es kein besseres Mittel gebe, um mit dem Chasnadâr zusammenzukommen, als wenn man den Bey zu sprechen verlange, da der argwöhnische und eifersüchtige Staatsmann niemals einen Europäer mit seinem Herrn allein reden lasse, sondern immer dabei zu sein suche. Diese kleine List war auch vollkommen geglückt. Meine Audienz beim Fürsten hatte mir die Gelegenheit verschafft, seinem Vezier meine Sehnsucht nach der genaueren Besichtigung des Museums der Manuba auszudrücken und die Folge davon bildete unser heutiger Besuch, welcher eigentlich dem durch seinen Vater mürbe gemachten Sohne galt, mit welchem ich Rücksprache über meine Benutzung des Museums nehmen sollte, während nur eine bloße Höflichkeitsform vor dem Beginn des wichtigeren Besuches den mich begleitenden Consul und mich auf einige Minuten zum Minister selbst führte.

Diese wenigen Minuten mußten freilich durch ein dreiviertelstündiges Antichambriren theuer genug erkauft werden und zwar befand sich der Wartesaal, wohin man uns zu diesem löblichen Zweck führte, in einem tiefgelegenen Erdgeschoß und war in der That eine Art von Kellerloch, dem man zwar in neuester Zeit die Ausstattung eines Wohnzimmers gegeben, das aber ganz die feuchtdumpfige Luft seiner früheren Bestimmung bewahrt hatte. Aber nach hiesigen Begriffen waren wir noch sehr bevorzugt, daß man uns überhaupt ein Zimmer, und sei es selbst ein Kellerloch, zum Aufenthalt angewiesen, denn das zahlreiche übrige Publikum, welches die Ankunft des großen Mannes erwartete, mußte sich mit dem Aufenthalt in der Hausflur zwischen der äußern

und innern Thür, im Hofe, auf der Thorschwelle, oder in dem an den Eingang gränzenden Theil des Gartens begnügen. Dieses Personal bestand zwar aus allen möglichen buntscheckigen Elementen; da waren Qâyids von Provinzen des Innern in goldgestickten Uniformen, Schaychs von arabischen Stämmen im blauen wallenden Burnus, zerlumpte Beduinen aus der Wüste, Officiere aller Rangstufen und Waffengattungen, mit großen und kleinen Orden behängt, namentlich ein Heer von Civilbeamten im Costüm der Reform, dazwischen trieben sich die zahlreichen Diener des Ministers herum, worunter nicht weniger als sechs Eunuchen, welche letztere von Allen, selbst den Höchstgestellten, mit tiefem Respect behandelt wurden; aber im Ganzen konnte man doch unter diesen Aufwartenden zwei vorherrschende Classen von Individuen unterscheiden, nämlich eine Anzahl Militärs und die Ministerialbeamten, welche beide die officielle Umgebung des ersten Ministers bilden und immer um ihn sind, so oft er nicht in seinem Harem weilt, welche ihn auch überallhin begleiten, wohin er sich in Staatsgeschäften oder unter dem Vorwand derselben begiebt. Die Militärpersonen, einige fünfundzwanzig an der Zahl, mögen wohl zum Theil durch geschäftliche Gründe in der Nähe des Ministers festgehalten werden, aber die meisten derselben sind doch so zu sagen nur zum Staat da, da es orientalischen Großen gefällt, immer einen zahlreichen uniformirten und mit Orden geschmückten Hof um sich zu haben. Unter diesen letzteren traf ich einen Bekannten, einen erst neunzehnjährigen Oberst, mit dem Commandeurkreuz des Nischân Iftichar geschmückt, welcher seinen für sein Alter lächerlich unpassenden militärischen Titel hiesiger Sitte gemäß gewissermaßen geerbt hatte, denn wenn ein hoher Officier stirbt und seine Familie in Gunst steht, so läßt man fast immer den Titel des Vaters auf den Sohn übergehen und säße dieser auch noch auf den Schulbänken. So kannte ich

einen zwölfjährigen Hauptmann, einen vierzehnjährigen Major u. s. w. Außerdem führen auch noch alle Pagen des Bey hohe militärische Titel, welche mit ihrer wirklichen Beschäftigung (wenn sie überhaupt eine haben) in komischem Widerspruch stehen. Die Beschäftigung meines Bekannten, des Obersten, bestand lediglich darin, einen Theil des Gefolges des Chasnadâr zu bilden, jeden Morgen nach der Manuba zu kommen, sich zu erkundigen, ob der Minister heute sichtbar sei oder nicht, im Bejahungsfalle bei ihm zu bleiben oder ihn zum Bey nach dem Bardo zu begleiten; und für diese schwere Arbeit erhielt er den Gehalt eines Obersten, allerdings seit einigen Jahren nur auf dem Papier; da er aber vermögend war, so störte ihn die Geldfrage nicht und er freute sich als ein wahres Kind, was er war und noch ist, der glänzenden Uniform und der Orden, welche ihm die liebenswürdige officielle Laune octroyirt hatte.

Der andere Theil des officiellen Publicums, welches den Nimbus des ersten Ministers bildet, besteht aus einigen zwanzig Ministerialbeamten, darunter ein Director, mehrere Räthe, Secretäre des Ministeriums des Aeußern, der speciellen Branche des Chasnadâr, ein erster Dragoman mit Generalsrang, einige fünf oder sechs anderer, die Referenten der übrigen Ministerien, ferner noch einige gewöhnliche Schreiber, Depeschenträger, Couriere, Executoren u. s. w. Alle diese Leute werden, trotz ihres oft sehr hohen Ranges, von Seiten ihres Chefs, des Ministers, mit einer Rücksichtslosigkeit behandelt, welche an Geringschätzung gränzt und es nach unsern Begriffen gewiß ist.

Für geringschätzend nämlich müssen wir die Art und Weise bezeichnen, wie man dieselben Thürsteherdienste versehen läßt. Das ganze Personal des Ministeriums ist eigentlich beständig auf den Füßen; wenigstens drei Viertel seiner Zeit vergeht im Warten und Herumstehen zwischen Hof und Garten,

zwischen Hausthür und Thor, ähnlich wie bei uns in luxuriösen Häusern der Portier, Jäger und Livreebedienten auf der Thürschwelle zu hausen pflegen. Schon als ich meine Audienz beim Bey hatte, war es mir aufgefallen in den Gängen des Bardo, unter seinen Arcaden, zwischen seinen Vorhöfen und Vorzimmern eine Anzahl schwarzer Gestalten unstät, wie irrende Geister, umherhuschen zu sehen, welche im Vorübergehen an den offenen Thüren neugierige und beinahe sehnsüchtige, wenn auch nur höchst flüchtige Blicke in das Innere der Gemächer hinein warfen und namentlich auf der Person des Chasnadâr ruhen ließen, die aber, kaum erblickt, auch wieder verschwunden waren, um bald aus einer Ecke des Hofes, hinter einer Säule, einem Pfeiler, aus einer Nische wieder von Neuem aufzutauchen und so, Irrlichtern gleich, die Hofräume und Corridore des ganzen Palastes zu durchhuschen. Diese schwarzen Spukgeister waren dieselben Ministerial-Beamten, welche ich heute auf der Hausflur in der Mamuba dasselbe Spiel treiben sehen sollte. Nach meinen europäischen Begriffen konnte ich mich durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, daß man das Personal eines Ministeriums wie Livreebediente an der Hausthür stehen lasse, und äußerte dieses auch dem uns im Vorzimmer aufsuchenden General Elyass, demselben, welcher beim Bey für uns interpretirt hatte, dessen eigentliches Amt aber dasjenige eines Unterdirectors des auswärtigen Ministeriums ist. Er meinte, man ließe die Beamten auf solche Weise warten, damit sie stets bei der Hand seien, wenn der Minister sie brauche. Als ich ihm auseinandersetzte, daß letzterer Zweck in eben so practischer und gewiß viel würdigerer Weise erreicht würde, wenn jene Beamten, ähnlich wie die ihrem Range entsprechenden Ministerialräthe und Secretäre in Europa, in ihren Bureaux die Aufträge ihres Chefs erwarteten, wo sie zu gleicher Zeit sich nützlich beschäftigen könnten, während jetzt

doch ihre Zeit durch zweckloses Thürstehen verloren gehe, gab er mir einen sehr guten Grund, warum dies nicht geschehe, den nämlich, daß keine Bureaux vorhanden seien; es existirt nämlich keine Localität für das Ministerium. Dieses ist überall da, wo sein Chef sich grade aufhält. Im Sommer ist es einen Tag in dem Lustschloß des Chasnadâr bei Karthago, den nächsten Tag, wenn der Minister zum Bey geht, in dem Palast der Goletta; im Winter wandert es zwischen der Manuba und dem Bardo hin und her und im heiligen Monat Ramadhân, wenn der Bey in die Stadt kommt, nomadisirt es zwischen dem Palast in Tunis und dem Stadthaus des Chasnadâr. Daß auf solche Weise keine regelmäßige Geschäftsordnung möglich ist, leuchtet ein. Auch scheinen alle Geschäfte lediglich auf dem Minister zu beruhen, er ist nicht nur der Chef, sondern gewissermaßen das Ministerium selbst, seine Beamten sind nur höchst untergeordnete Diener, welche Schreiber- oder Botendienste versehen und die auch dieser Stellung gemäß behandelt werden, obgleich sie dem Range und Titel nach höhere Stufen einnehmen.

Wahrhaft komisch war es, zu sehen, wie nun, als der Minister endlich aus seinen Gemächern hervorging, dieses ganze Heer von Beamten herbeistürzte, sich hinzudrängte, um sich, wenn er vorbeiging, auf seinem Wege zu befinden und mit demuthsvollen Geberden sich ihm näherte, um ihm die Hand zu küssen. Glücklich derjenige, welcher die Rechte des Chasnadâr erwischen konnte und doppelt glücklich der, welchem die innere Seite dieser Rechten dargeboten ward, denn das gilt nach arabischen Begriffen für eine besondere Gunst, die innere Seite der Hand, was wir die flache Hand nennen, küssen zu dürfen.

Zuerst kam der Chasnadâr in das uns angewiesene Wartezimmer, um sich von uns begrüßen zu lassen. Aber einige Sollicitanten hatten dafür gesorgt, daß er uns nicht

gleich seine Aufmerksamkeit widmen konnte. Denn diese guten Leute überfielen ihn an der Thür des Vorzimmers, brachten ihn dort zum Stillstand und trugen ihre Angelegenheit vor, welche, wie gewöhnlich, auf die Geldfrage hinauslief. Wären diese Menschen Araber gewesen, so hätte man sie wohl mit Schimpfworten oder Stockprügeln davon gejagt; da sie aber Europäer waren und noch dazu den Beamten eines Consulats bei sich hatten, so mußten sie mit höflichen Worten abgespeist werden. Der Chasnadâr hörte also ihr Gesuch an, welches ein völlig unberechtigtes war und darauf hinaus lief, von dieser Regierung, welche selbst kein Geld hat, eine Geldunterstützung zu irgend einem industriellen Unternehmen zu erlangen, und obgleich er gewiß keinen Augenblick daran dachte, darauf einzugehen, so hütete er sich doch, eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Eine directe Verneinung liegt nicht in der Gewohnheit orientalischer Diplomatie. Statt dessen wird die Sache auf die lange Bank hinausgeschoben; man antwortet „Kommen Sie ein anderesmal wieder, jetzt haben wir keine Zeit", ist dabei sehr höflich und ein Neuling kann sich wirklich, wenn er naiv ist, noch dem Glauben hingeben, als wolle man sein Gesuch in Erwägung ziehen. So ging es auch hier. Nachdem der Minister sich eine Viertelstunde mit den Industriellen, denen die Mittel zur Industrie fehlten, und die sie von ihm haben wollten, unterhalten hatte, erinnerte er sich plötzlich, daß ein wichtiges Geschäft ihn beim Bey erwarte, vertröstete die Sollicitanten auf einen späteren Tag, den er sich wohl hütete festzusetzen, und entließ sie dann voll Huld und mit gnädigem Lächeln.

Dann erst kam der Minister zu uns; da weder der Consul noch ich Geschäfte mit ihm hatten, sondern unser Besuch eine bloße Form war, so konnte er die ganze Liebenswürdigkeit seiner Manieren entwickeln. Sein Wesen hat ohne Zweifel etwas außerordentlich Gewinnendes. Dabei ist der Ausdruck

seiner Züge ein so gutmüthiger, wohlwollender, ein Ausdruck, welcher nur edle Menschenliebe zu athmen scheint, daß man sich fragt, ob das wirklich der Mann sei, welchem man vorwirft, daß er seiner eigennützigen Zwecke wegen das von ihm verwaltete Land an den Abgrund des vollkommensten Ruins gebracht habe.

Um übrigens diesen, sowie andere orientalische Große richtig zu beurtheilen, müssen wir uns nicht auf den Standpunkt unsrer europäischen Rechtsanschauungen stellen, sondern den Mittelpunkt in Erwägung ziehen, aus dem sie hervorgegangen sind und in welchem sie sich bewegen. Dieser Mittelpunkt ist aber ohne Zweifel der des tiefsten moralischen Verfalls. Ehrliche Menschen giebt es zwar auch am Hofe von Tunis (und hier ist nur vom Hofe die Rede, denn die Bürgerschaft steht in moralischer Beziehung viel höher) und ich selbst kenne einen oder zwei selbst unter hochgestellten Personen, welche ich allen Grund habe für ehrlich zu halten, aber das sind solche Ausnahmen, daß der ächte orientalische Hofmann kaum begreift, wie sie existiren können. Die Regel ist, daß jeder kleine oder große Beamte per fas und nefas aus seinem Amte so viel herauszuschinden sucht, als ihm nur immer möglich ist. Das öffentliche Wohl, welches ihm anvertraut wurde, scheint für ihn nur dazu da zu sein, um vernachlässigt und beeinträchtigt zu werden. Der unsichere Rechtszustand in orientalischen Ländern und der Mangel einer Garantie für den Besitz haben ohne Zweifel dieses Raubsystem der Beamten künstlich erzeugt und hervorgerufen, denn an und für sich besitzt der Orientale, der zum herrschenden Volke gehört, d. h. der Moslim, eine ehrlichere Natur, als viele Europäer, als der Grieche, der Armenier oder der Jude, wie man auf allen Basars von Tunis bis Constantinopel in Erfahrung bringen kann, wo man die Betrüger nur unter Christen und Juden findet. Allerdings mag auch der Umstand, daß viele

der hohen Beamten an orientalischen Höfen christlichen oder jüdischen Ursprungs sind, ihre Unehrlichkeit erklären, und diese Erklärung dürfte uns vielleicht bei der Person des ersten Ministers von Tunis, der ein geborner Grieche ist, genügen. Auch in Bezug auf die geborenen Moslims, welche hohe Stellungen einnehmen, kann gewiß das schlechte Beispiel, welches jene hochgestellten Renegaten geben, ihre Unehrlichkeit theilweise erklären, aber diese Erklärung genügt bei ihnen nicht. Wir müssen den Grund noch in einem andern Motiv suchen und dieses ist eben die obenerwähnte Unsicherheit des Besitzes. Sie wissen, daß ihnen heute der Bey Alles nehmen kann, was sie erworben oder zusammengeraubt, Alles, außer dem Gelde, das sie verscharrt oder im Ausland angelegt haben. Darum schlagen sie auch ihren Besitz im Lande um nichts an und das ganze Bestreben der höheren Beamten geht dahin, Gelder im Ausland anzulegen, das der niederen, Gelder dem Schooß der verschwiegenen Erde anzuvertrauen. Da aber die Gelder im Ausland im Vergleich mit dem hiesigen Procentsatz nur geringe und die vergrabenen natürlich gar keine Zinsen abwerfen, so gehört ungefähr die vierfache Summe dazu, um einem Beamten für den Fall seiner Absetzung ein sorgenfreies Leben zu sichern, als wenn das Geld im Lande angelegt wäre. Daher die maßlosen Ansprüche, die übertriebenen Forderungen dieser raubsüchtigen Beamten. Nebenbei wissen sie, daß Ehrlichkeit hier ungeschätzt und unbelohnt bleibt. Sie erinnern sich des Falles, daß der vorige Bey, welcher ausnahmsweise einen ehrlichen Verwalter seiner Privatgüter hatte, der die Einkünfte des Fürsten verdoppelte und für sich nichts nahm, diesem selben Manne, als er krank, mittellos und hülfsbedürftig war, auf dessen Bitte um Unterstützung antwortete: „Wie kannst Du arm sein, da Du doch der Verwalter meiner Güter warst?"

Es gehört also ein ganz besonders hoher Grad von mo-

ralischer Würde dazu, wenn ein Mensch mitten in einer so tiefgesunkenen Umgebung dennoch ehrlich bleibt. Solcher Männer giebt es allerdings einen oder den andern, zu deren sehr kleiner Zahl jedoch der erste Minister gewiß nicht gehört.

Nachdem wir einige höfliche Redensarten mit dem Minister ausgetauscht hatten, erfolgte die komischste Scene von allen, nämlich der Aufbruch des Ministeriums von der Manuba nach dem Bardo. Der Chasnadâr stieg in einen bequemen und, da es regnete, ja goß, wohlgeschlossenen Wagen und rollte davon. Aber sein Wagen war auch der einzige, der sich innerhalb des Gartenraumes, in dessen Mitte die Villa liegt, befand. Das ganze übrige Personal mußte einige dreihundert Schritte im strömenden Regen zu Fuß zurücklegen und zwar laufend, da sie nicht nach ihrem Chef im Palast ankommen durften. Erst vor dem Gartenthore fanden die wohlhabenderen unter ihnen ihre Fuhrwerke, jedoch der größte Theil der Schaar mußte die viertel Stunde bis zum Bardo auch wieder im Galopp ihrer Füße hinter sich bringen. So watete denn das Ministerium im Sturmschritt durch den endlosen Koth (und was der Koth in Tunis heißen will, das ahnen Wenige, die nicht hieher kamen) und die vielen Pfützen, welche die Landstraße zählt, während ihm beim Bardo noch ein viel größeres Wagstück bevorstand, denn dessen Umgebung gleicht beim Regen einem kleinen Sumpfe, in welchem ein Flamingo besser zu Hause wäre, als die Ministerialräthe, welche ihn aber gleichwohl durchwaten müssen und zwar, wie gesagt, sehr eilig, um ja nicht zu spät anzulangen. Dann bekommen sie Gelegenheit, ihre nassen Kleider in der Zugluft der Gänge des Palastes zu trocknen und können noch froh sein, wenn diese heftig genug weht, damit sie trocken werden, ehe der Minister sie ruft.

Hätte diese Schaar von Ministerialbeamten aus gewöhnlichen, halbzerlumpten und halbbarbarischen Arabern bestanden, so würde der komische Effect dieser Flucht im Regen, durch

Koth, Pfützen und Sumpf verloren gegangen sein. Aber es waren sehr feingekleidete und zwar bis auf das rothe Fes ganz europäisch costümirte, geschniegelte, frisirte, parfümirte Herren mit lackirten Stiefelchen, weißen Battisthalsbinden und Glacéhandschuhen und diese salonmäßig geputzte Schaar eine so nahe Bekanntschaft mit dem Tunifer Gassenkoth machen zu sehen, hatte gewiß etwas sehr Belustigendes. Ein großer Theil dieser Beamten ist nämlich nicht einheimischen Ursprungs, sondern Franzosen, Italiener, Griechen, Armenier, Kopten, sogar ein Engländer ist darunter, alle in Paris erzogen, oder vielmehr auf der Schule gewesen, denn gelernt scheint Niemand etwas zu haben, wenigstens versicherte mir der Consul, daß kein Beamter des Ministeriums im Stande sei, eine Depesche ohne orthographische Fehler zu schreiben. Selbst der erwähnte General Elyaff, der noch der gebildetste Mann des Ministeriums ist, soll es noch nicht so weit gebracht haben.

Nun stand mir noch das wichtigere Geschäft bevor, nämlich der Besuch beim Sohne des Ministers, oder vielmehr der Besuch seines Museums, zwei Besuche von sehr verschiedenem Interesse, von denen jedoch der letztere leider nicht ohne den ersteren möglich war. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich eine Stunde müßigen Antichambrirens ersparen können, welche es dem Ministersohne gefiel, wir aufzuerlegen. Es scheint, daß in diesem Lande das Antichambriren bei absteigender Rangstufe zunimmt: beim Bey dauerte es nur 20, beim Minister etwa 40, bei seinem Sohne aber volle 60 Minuten, eine Vermehrung dieser Fegfeuerqualen, welche wahrscheinlich das ersetzen soll, was demjenigen, welcher sie auferlegt, an Höhe des Ranges abgeht. Zum Glück jedoch für den Consul und mich gesellte sich während dieser Stunde, in welcher wir sonst vielleicht vor Langeweile gestorben wären, ein Mann zu uns, dessen Bekanntschaft für mich von dem höchsten Werth und Interesse war und dessen plötzliches Eintreten in

das trostlose Wartezimmer, sowie der Umstand, daß er mich in meiner geliebten Muttersprache anredete, mich auf's Erfreulichste überraschte. Dieser Mann war ein deutscher Arzt, Dr. Nachtigall, welcher sich schon seit vier Jahren in der Regentschaft aufhält und von Menschen und Dingen hier sich mehr Kenntniß erworben, als mancher andere Europäer, welcher Tunis 40 Jahre lang bewohnt hat.

Dieser treffliche junge Mann war ursprünglich als Arzt der tunisischen Marine angestellt, wo ihn aber das scharfsichtige Auge des Chasnadâr bald entdeckte. Da dieser Minister in letzter Zeit selbst leidend, folglich eines geschickten Heilkünstlers bedürftig war und den meist sehr schwindelhaften, französischen Aerzten und Charlatanen, welche im Dienste des Bey stehen, nicht trauen mochte, so zog er den jungen Deutschen bald in seine Nähe und seit einigen Jahren nimmt auf diese Weise unser Landsmann eine der bedeutendsten Stellungen unter den Aerzten in Tunis ein. Seine Stellung in der Umgebung des Ministers und sein ärztlicher Beruf verschafften ihm vielfach Gelegenheit zu Einblicken in das häusliche Leben tunisischer Großen, wie sie dem gewöhnlichen europäischen Reisenden nie zu Theil werden. Namentlich jene unnahbarste Seite dieser Häuslichkeit, die Verhältnisse des schönen Geschlechts, wurde für ihn, als Arzt, ihres geheimnißvollen Schleiers entkleidet, und so konnten seine Mittheilungen hierüber manche Aufschlüsse gewähren, welche der Reisende sonst überall umsonst suchen würde, selbst bei den Eingebornen, denn von diesen kennt fast Keiner eine andere Häuslichkeit, als seine eigene, oft sehr beschränkte.

Einen Harem im Sinne der Vielweiberei, wie selbst heutzutage noch so manche Europäer dieses so vielfach falschverstandene Wort auffassen, besitzt nun freilich der Chasnadâr nicht, und darf ihn sogar nicht besitzen, da er sich in dem ausnahmsweisen Falle befindet, in welchem die fast mit

Gesetzeskraft auftretende strenge Sitte moslimischer Länder, dem Ehemann verbietet, eine zweite Frau zu nehmen. Er ist nämlich mit einer Prinzessin, mit einer Angehörigen des regierenden Hauses, Schwester des verstorbenen Pascha, Ahmed Bey, und Cousine des jetzigen Herrschers, verheirathet, einer Dame, welche nach Allem, was ich über sie hörte, manche hervorragende Eigenschaften besitzt, aber sie nur dazu zu gebrauchen scheint, um ihre Stellung nicht nur zur vollen Geltung zu bringen, sondern auch noch in jeder möglichen Beziehung auszubeuten. Ihren Mann soll sie vollkommen beherrschen und dieser sich ihr gegenüber noch als der unterthänige Sklave geberden, welcher er damals wirklich war, als ihr Bruder ihn aus dem Staube emporhob und zu seinem Schwager machte. Ihr Einfluß soll sich selbst auf den gegenwärtigen Bey ausdehnen, von dessen Gattin, einer geborenen Sklavin, sie mit dem tiefsten Respect behandelt wird. Diese allerhöchste Gemahlin, von ihrem einer andern Geschmacksrichtung fröhnenden Ehemann niemals besonders werth gehalten und jetzt, da ihre 55 Jahre wohl kein wärmeres Gefühl mehr aufkommen lassen, ganz vernachlässigt, führt in einem Winkel des Bardo eine bescheidene, vergessene Existenz, in deren Monotonie die Besuche ihrer vornehmen Cousine, der gebornen Prinzessin, der Gattin des einflußreichsten Mannes und der reichsten Frau in Tunis, eine willkommene Abwechslung bieten. Ja diese Gemahlin des Bey soll sich, wenn sie ein Anliegen an ihren Gatten hat, nicht selten des Einflusses der Prinzessin bedienen, um das zu erlangen, was der Fürst ihr vielleicht auf ihre directe Anfrage abschlagen würde. Dieser Einfluß wurde mir als so groß geschildert, daß die Dame sogar die Verfügungen über das Verlegen des Hoflagers zu regeln vermöge. Von ihrer Laune, heißt es, hinge es eigentlich ab, wo der Bey den Sommer, wo er den Winter zubringen, zu welcher Zeit er den Aufenthalt wechseln, und wie lange er in

jedem Schlosse verweilen solle. Da nämlich der Chasnadâr immer das Hoflager begleitet und seine Familie mitnimmt, welche er in einer seiner Villen installirt, deren er in der nächsten Nähe eines jeden herrschaftlichen Schlosses überall wenigstens eine, oft aber zwei oder drei besitzt, so hat seine Gemahlin allerdings ein gewisses Interesse dabei, daß der Hof nicht zu einer Zeit auf's Land gehe, wenn es ihr unbequem wäre. Ihr Einfluß beruht natürlich nicht auf einem etwaigen persönlichen Verhältniß zum Bey, der gegen das ganze weibliche Geschlecht vollkommen gleichgültig ist. Als nahe Verwandte soll sie ihn zwar zuweilen sprechen, aber ihr Einfluß stützt sich weniger auf diese Zusammenkünfte, sondern vielmehr auf ein feines Intriguenspiel, durch welches sie nicht nur alle Eunuchen und Dienerinnen der Gattinnen des Bey und seiner Brüder, sondern auch selbst die Günstlinge des Fürsten beherrschen soll.

Bei einer so bevorzugten Stellung wird es nicht Wunder nehmen, daß diese Dame große Prätentionen in Bezug auf Rang und Würde erhebt. Sie gilt in der That für die stolzeste Frau der Regentschaft. Die Gattin des englischen Consuls in Tunis, welche wie alle Consulsfrauen zuweilen Besuche bei den vornehmsten einheimischen Damen macht, erzählte mir, daß zwar die Gemahlin des Bey die Bescheidenheit und Höflichkeit selber sei, sich sogleich vom Sitz zu erheben pflege, wenn eine Consulsfrau eintrete, und dieselbe beim Scheiden bis an die Thüre begleite; daß es aber viel Mühe und ein geschicktes Manövriren erheische, um die Gemahlin des Chasnadâr zur Beobachtung derselben Höflichkeitsformen zu bringen. Die besuchende Europäerin, welche die Beobachtung solcher Formen in Anspruch nimmt und oft um der officiellen Stellung ihres Mannes in nichts zu vergeben, in Anspruch nehmen muß, sehe sich bei der Ministersgattin genöthigt, folgendes Strategem zu beobachten: Sie

müsse beim Eintreten zuerst ihr Augenmerk darauf richten, ob die Prinzessin Miene mache, aufzustehen; thue sie dieß nicht, so müsse die Consulsgattin an der Thür stehen bleiben, um jener zum Aufstehen Zeit zu lassen, dann sich so langsam als möglich in deren Nähe begeben, immer darauf achtend, ob die Ministersfrau auch wirklich stehen bleibe, aber stets bereit, ihren Rückzug anzutreten, wenn die hohe Dame sich's plötzlich wieder bequem machen wolle. Erst nach der beiderseitigen Begrüßung gestatte die Etiquette das Niedersitzen. Zu derlei kleinlichen Strategemen sehen sich oft Frauen von Geist und Charakter, welche solche eitle Formen an und für sich tief verachten, an orientalischen Höfen gezwungen, da die hier herrschenden Anschauungen der Art sind, daß man in jedem Nachgeben in Bezug auf das Ceremoniell einen für immer gültigen Verzicht erblickt. Ohne dieses strenge Bestehen auf den ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen würden sich die Consulsfrauen bald von solchen Damen, wie die Prinzessin, als halbe Sklavinnen behandelt sehen.

Die übrigen Europäerinnen, deren Gatten keine officiellen Stellungen bei den Consulaten einnehmen, welche entweder Kaufleute oder gar Beamte des Bey sind, sehen sich jedoch leider gezwungen, den ganzen Hochmuth der anspruchsvollen Dame zu befriedigen. Dieser Hochmuth soll so weit gehen, daß sogar oft der Handkuß von den Europäerinnen verlangt wird, eine ganz besondere Demüthigung nach orientalischen Begriffen, denn die Hand von Frauen pflegen nur Untergebene und Sklavinnen zu küssen; ein solcher Handkuß ist immer eine Huldigung, nie eine Höflichkeit, wie bei uns, da es hier niemals Männer sind, welche eine weibliche Hand küssen.

In ihrer eignen Haushaltung wird diese Dame beinahe als Gottheit verehrt, d. h. gefürchtet, denn im Orient sind diese beiden Begriffe in vielen Fällen synonym. Mein neuer Bekannter erzählte mir ein komisches Beispiel von der Art

und Weise wie dieser „heilsame Schrecken“ vor der allerhöchsten Frau oft von ihrem Gefolge aufgefaßt und veranschaulicht werde. Die Prinzessin, welche unter ihren sechs Eunuchen (die größere oder geringere Zahl dieser traurigen Subjecte dient nämlich zum Maaßstab der Vornehmheit oder der Prätentionen eines Hauses und die Ministersfrau besitzt deren deßhalb auch mehr, als irgend eine Dame in Tunis) auch drei ganz junge hat, welche erst vor Kurzem in Kairo gekauft wurden, fand es nöthig, daß einer derselben der ärztlichen Behandlung unsers Landsmannes übergeben werde. Sein Leiden war jedoch solcher Natur, daß die körperliche Verstümmelung des Patienten dem Arzt bei der Behandlung ansichtig werden mußte. Begreiflicherweise hegen diese armen Menschen gegen derartige Enthüllungen einen großen Widerwillen. Da die Kaste der Eunuchen sich hierin gleichsam als solidarisch ansieht, denn die Mängel des Einen enthüllen indirect auch die der Andern, so empfanden auch in diesem Falle alle übrigen Eunuchen der Prinzessin das Bedürfniß, dem Arzt einzuschärfen, daß er ja nichts von dem verlauten lasse, was die Erfüllung seines Berufs ihm offenbaren würde. Um dieser Einschärfung mehr Nachdruck zu verleihen, griff der oberste Eunuche, ein dicker sehr stattlicher Neger, zu dem, wie er glaubte, wirksamstem Mittel und drohte dem Arzt im Uebertretungsfalle mit der ganzen Wucht des Zornes der hohen Dame. „Lella“ (die gnädige Frau) sagte er, hat mich beauftragt, Dir anzuzeigen, daß, wenn Du über den kleinen Neger nur das Geringste ausschwatzen solltest, etwas Schreckliches mit Dir geschehen werde.“ Da der Arzt so neugierig war, wissen zu wollen, worin dieses Schreckliche bestehe, so stand der Neger nicht an, ihm anzudeuten, daß es das Kopfabschneiden sein würde. Schon seit mehreren Generationen wagt es zwar kein orientalischer Despot mehr, einem Europäer den Kopf abschneiden zu lassen, aber nach Ansicht der

Neger des Harems steht eine solche Macht selbst heutzutage noch nicht nur dem Souverän, sondern sogar einer seiner Unterthaninnen zu, wenn dieselbe eine so respecteinflößende, ja furchtbare Dame ist, wie die Gattin des Chasnadär.

Der älteste Sohn dieser hochgestellten Frau, der sogenannte General Mohammed, auch manchmal Prinz genannt, und nach Einigen sogar zu diesem Titel berechtigt, welchen ihm jedoch Andre verweigern, war eben jener Museumsbesitzer, der uns eine Stunde lang antichambriren ließ. Nachdem wir diese Stunde in Geduld ausgehalten hatten, wurden wir endlich zu dem kleinen Sohn des großen Mannes citirt. Sfayydy Mohammed ist ein kleines Männchen von der Höhe eines Schulknaben, mit sehr unvortheilhaftem Aeußern, beinahe schwarz und ziemlich schmutzig aussehend. Er empfing uns mit einer angenommenen Freundlichkeit und führte uns dann höchsteigen in seinem Garten umher und nach seinem Museum. Natürlich konnte ich in seiner Gegenwart mich nicht eingehend mit letzterem beschäftigen, aber es wurde mir in Aussicht gestellt, es später benutzen zu dürfen. Einstweilen blieb mir nichts übrig, als mit dem Besitzer Conversation zu machen, die ziemlich geläufig auf Französisch von Statten ging. Der junge Prinz hatte sich nämlich zwei Jahre in Paris aufgehalten und dort ungefähr so viel gelernt, als bei uns ein Gymnasiast der letzten Classe weiß. Diese große Gelehrsamkeit hat ihn ehrgeizig gemacht und ihm den Gedanken eingeflößt, Mitglied mehrerer europäischer Academien werden zu wollen, zu denen ihn ein archäologisches Werk, welches er zu schreiben beabsichtigt, wenn er Jemand gefunden haben wird, der ihm die Feder führt, den Weg bahnen soll. Einstweilen muß ein unglücklicher Franzose, der in seinem Dienste steht und eine schwache Idee vom Kartenzeichnen besitzt, für ihn einen neuen Plan von Karthago aufnehmen. Später werden dann auch wohl die phönicischen

Inschriften dran kommen, welche derselbe Franzose schon angefangen hat, mit dem Pantograph aufzunehmen, eine Art des Aufnehmens, welche übrigens bei vollkommner Unkenntniß der Sprache, namentlich bei verletzten Inschriftstafeln den Mißstand hat, daß alle zufälligen Einkratzungen im Stein ebenso wiedergegeben werden, wie die wirklichen Buchstaben, und auf diese Weise ein Chaos erzeugt wird, welches die Gelehrten zur Verzweiflung bringen dürfte. Da aber dieses Werk doch wohl erst in Jahren seine Vollendung erreichen dürfte, so gehört für den Candidaten der Academieen etwas mehr Geduld dazu, seine Ernennung zu erwarten, als er besitzt. In dieser seiner Ungeduld fiel Ssayydy Mohammed auf den Gedanken, mich zu ersuchen, ihn stehenden Fußes, mir nichts dir nichts, zum Mitglied mehrerer Academieen zu machen. Leider konnte ich aber solche Ernennungen nicht aus dem Aermel schütteln und das schien ihn sehr zu verstimmen. Er zwang sich zwar auch fürder zu einer gewissen Freundlichkeit, aber die Harmonie war doch offenbar gestört, und so verließen wir denn, etwas weniger in Gnaden stehend, als bei unsrer Ankunft, das ehrgeizige künftige Mitglied verschiedener Academieen, welches, wie ich nicht zweifle, wenn es sich Mühe giebt, von den „Schäfern der Tiber" oder andern sogenannten Academieen in Italien als Mitglied aufgenommen werden dürfte.

Bei meinem Nachhausefahren von dieser Audienz passirte mir eine kurzweilige Geschichte, welche das Sprichwort „wie der Herr, so der Diener" beleuchtend, ein Beispiel von den kleinen Kniffen geben kann, durch die sich die Bedienten moslimischer Großen oft Geld zu verschaffen wissen. Der Portier des Chasnadâr, eine ziemlich wichtige und von den Sollicitanten durch Schmeichelei verwöhnte Persönlichkeit, Namens Ssayydy el Hâdsch Ahmed el Qritly (d. h. der Cretaner oder Candianer) bat mich, ich möchte ihn doch in

meinem Wagen bis nach dem Bardo, an dem ich vorbeikommen mußte, mitnehmen. Unterwegs fing er plötzlich an, folgende Comödie in Scene zu setzen. Er schrak auf einmal zusammen, als habe ihn eine Schlange gebissen, griff sich dann krampfhaft in die Taschen, zog die Hände jedoch leer hervor und sah mich mit kläglichem Blicke an, der so viel sagen wollte, als fordere er mich auf, seinem peinlichen Zustand abzuhelfen. Ich hatte aber keine Ahnung, welcher Natur sein Leiden sei und frug ihn deßhalb ganz naiv, ob er sich etwa unwohl fühle. Jetzt erst erfuhr ich, daß sein Uebel lediglich finanzieller Natur und daß ich derjenige sei, den er zum Helfer in der Noth erwählte. Aber die Comödie, die er mir zum Besten gab, war gewiß die drei Piaster (etwa 15 Groschen) werth, welche ich mich genöthigt sah, dem Schlaukopfe zu schenken, um nicht den ganzen Weg hindurch nichts als Jeremiaden anhören zu müssen. Nochmals griff er sich in die Taschen und suchte nach dem abwesenden Geldbeutel (den er natürlich absichtlich zu Hause gelassen hatte, denn der Schlaukopf ist reich), fand ihn natürlich nicht und brach dann krampfhaft in folgende abgerissenen Sätze aus: „O, ich Unglückseliger! Meine Börse vergessen! Vielleicht gestohlen! Ueber hundert Piaster darinnen! Und jetzt, was mache ich? Will ein Bad im Bardo nehmen und kann's nicht zahlen! Was werden die Badeknechte sagen? O, welche Schande für mich!" u. s. w. Der Text seiner Comödie war freilich ein Bischen gar zu plump und auf sehr dumme Zuhörer berechnet, denn einmal kostet ein Bad nur einige Kupferstücke und dann sind die Moslims im Creditgeben unerschöpflich. Das Vergessen der Börse wäre also kein Hinderniß für das Bad gewesen. Dennoch ließ ich es als solches gelten und gab die paar Piaster, da der pantomimische Theil seiner Comödie allein schon so viel werth war.

Einige Tage nach diesem Besuch bei dem Manne, welchen

man den Repräsentanten der alten orientalischen Hof- und Staatsverderbtheit nennen kann, stand mir ein anderer bei dem Vertreter eines grundverschiedenen Elements bevor. Derselbe sollte dem General Chayr-ed-Dyn gelten, dem aufgeklärtesten, gebildetsten und zugleich ehrlichsten Großen von Tunis. Die Aneinanderreihung dieser günstigen Eigenschaftswörter bildet in diesem Falle nicht etwa eine Hyperbel, sondern hat nach Allem, was mir die glaubwürdigsten Leute in Tunis sagten, ihre volle Berechtigung. Wunder muß es uns freilich nehmen, wie Jemand, der am hiesigen Hofe erzogen wurde, solche Eigenschaftswörter verdienen kann. Denn General Chayr-ed-Dyn ist ebenfalls ein sogenannter Mamluk (wörtlich Sklave), und zwar ein geborener Cirkassier, der in seinem Knabenalter dem Bey Ahmed geschenkt wurde und an dessen Hofe eine ähnliche Carrière machte, wie sein College, der Chasnadâr. Aber während letzterer keinen anderen Gedanken hegte, als sich zu bereichern und durch Intriguen in Amt und Würde zu halten, zeichnete ein ganz andres Streben den jungen Chayr-ed-Dyn aus. Dieser mochte ungefähr im zwanzigsten Jahre stehen, als er in irgend einer Angelegenheit nach Paris geschickt wurde.

In Europa ging dem jungen Manne plötzlich ein neues Licht auf; der Geist unsrer Civilisation wirkte wie eine Offenbarung auf ihn und er bekam auf einmal ein Auge für alle die Vorzüge, welche wahre Bildung und geregelte Zustände einem Lande verleihen. Statt wie andere Moslims, welche nach Paris kommen, nur daran zu denken, sich in die Ausschweifungen und Wollüste der Weltstadt zu versenken, erfüllte ihn das Streben, jene Civilisation näher kennen zu lernen, um ihren Wohlthaten zugänglich zu werden. Hierzu fehlte ihm jedoch noch das Mittel, nämlich die Kenntniß einer europäischen Sprache, denn die Erziehung der Mamluken im Serail des Bardo beschränkt sich wie die der Araber im All-

gemeinen auf das Memoriren einiger Capitel des Qorân's. An die Ausgleichung dieses Mangels schritt nun der junge Mann mit ungewöhnlichem Eifer. In weniger als drei Monaten hatte es Chayr-ed-Dyn so weit gebracht, daß er französisch sprechen, lesen und schreiben konnte. Nun standen ihm alle Zweige des Studiums offen und er suchte sich von jeder nützlichen Wissenschaft eine Kenntniß, oder wenigstens eine Einsicht in deren Theorie zu verschaffen. Ich will nicht sagen, daß er ein gelehrter Mann wurde, dazu mochte seine erste Erziehung zu sehr vernachlässigt worden sein; aber wenigstens brachte er es zu einem richtigen Verständniß von der Gesammtheit derjenigen Culturmittel, welchen das Europa des neunzehnten Jahrhunders seine hohe Stufe der Civilisation verdankt.

Als ächter Patriot empfand er keinen heißeren Wunsch, als jene Culturmittel auch seinem Vaterlande zugänglich zu machen, ein Streben, wozu ihm seine bevorzugte Stellung bei Hofe von wesentlicher Hülfe sein konnte. In der That sollte ihm auch in Tunis ein weiter Wirkungskreis eröffnet werden, in welchem er Segensreiches für die wahre Reform dieses Landes wirken zu können hoffte. Er wurde zum Minister ernannt und zwar erhielt er das Portefeuille der Marine, ein Staatsinstitut, welches im tiefsten Verfall lag und durch seine verständige und vor allen Dingen uneigennützige Verwaltung in kurzer Zeit wieder zu einer gewissen Blüthe gefördert werden sollte. Sein größtes Verdienst in dieser Verwaltung bildete unzweifelhaft seine Ehrlichkeit, eine Eigenschaft, welche man bisher bei tunisischen Ministern umsonst gesucht hatte, welche gewöhnlich die frechsten Räuber und gewissenlosesten Unterschlager des öffentlichen Gutes sind. So hatte bisher auch jeder Marineminister die ihm anvertrauten Schiffe und Mannschaften nur als Mittel zur Bereicherung angesehen. Man erzählt sich unglaubliche Dinge von der

schamlosen Raubsucht der Vorgänger Chayr-ed-Dyns. Einer derselben ließ eine neu bemannte, mit Waffen, Utensilien und Möbeln in Europa ausgestattete Fregatte, welche der Regierung über eine Million gekostet hatte, ihres sämmtlichen transportablen Inhalts entleeren, ja sogar das Eisen der Geländer und Einfassungen abnehmen und verkaufte Alles für seinen eignen Geldbeutel. Die Mannschaft war nur auf dem Papier vorhanden, während der Minister die Löhnung für so und so viele Matrosen bezog und die wenigen Marinesoldaten und Seeleute, welche in der Goletta traurig vegetirten, unbeschuht und in Lumpen gekleidet von den schlechtesten Nahrungsmitteln eine kümmerliche Existenz fristen ließ. Als Chayr-ed-Dyn das Ministerium antrat, fand er nichts vor, als diese Trümmer einer Seemannschaft und die leeren Gerippe einiger Schiffe.

Sein Patriotismus und seine Einsicht in die Zustände civilisirter Nationen sagten ihm, daß vor Allem jene ungetreue Verwaltung des öffentlichen Gutes aufhören müsse. Selbst schon von Natur ehrlich, erkannte er, daß Ehrlichkeit der Beamten die elementarischste Bedingung geregelter Zustände und eines glücklichen Gedeihens des öffentlichen Wohls bilde. So zeigte er sich denn während seiner Verwaltung als ein gewissenhafter Diener des Staats, der kein Kupferstück zu einem andern Zwecke ausgab, als wozu es bestimmt war. Aber er ging in seiner Förderung des ihm anvertrauten Verwaltungszweiges noch viel weiter. Da die ganze Marine gleichsam neu creirt werden mußte und die sehr bedeutenden, hierzu nöthigen Geldmittel mangelten, so schoß sie Chayr-ed-Dyn selbst vor, ein Vorschuß, welcher ihm nie zurückbezahlt wurde. Er ließ sogar auf eigene Rechnung den Fahrweg vom Hafen nach Tunis wiederherstellen, so daß die ganze Stadt ihm zu Dank verpflichtet wurde.

So blühte denn der ihm anvertraute Verwaltungszweig

unter seinem Ministerium in überraschender Weise empor und jeder vernünftige Mensch in Tunis konnte nur den Wunsch hegen, daß bald ein weiteres Feld der Thätigkeit dem ausnahmsweisen Manne eröffnet werden möge. Aber leider bildete seine Verwaltung einen zu grellen Contrast gegen die der übrigen Minister, so daß sie alle mit Neid auf ihn blickten und sämmtliche Fäden der Intrigue in Bewegung setzten, um ihn zu stürzen. Dieß wäre ihnen auch ohne Zweifel bald gelungen, wenn nicht der erste Minister, der Chasnadâr, ein Familieninteresse dabei gehabt hätte, Chayr-ed-Dyn in seiner officiellen Stellung zu lassen. Letzterer war nämlich der Schwiegersohn des großen Mannes geworden, und dieser Umstand hatte den Chasnadâr dazu bewogen, bei des Marineministers Reformen, welche ihm, als einem Vertreter der alten unmoralischen Staatswirthschaft, natürlich antipathisch sein mußten, dennoch ein Auge zuzudrücken. Aber seine Vorliebe für den Schwiegersohn ging doch nicht so weit, um ihn vor anderweitigen Conflicten mit demselben zu bewahren. Zu solchen sollte Chayr-ed-Dyn's Stellung als Mitglied des Ministerrathes Anlaß geben. In diesem Rathe vermochte er nämlich nicht, seinen Tadel über die willkürlichen, nur selbstsüchtige Zwecke fördernden Maßregeln seines Schwiegervaters zu unterdrücken. So mißbilligte er offen alle die schwindelhaften und betrügerischen Anleihen, welche der erste Minister nur deßhalb mit gewissenlosen europäischen Finanzmännern combinirt hatte, um selbst dabei in Gestalt einer exorbitanten Commission (man spricht von 20—25 Procent) eine bedeutende Summe einzunehmen. Dergleichen Einsprüche konnten natürlich dem Chasnadâr nicht gefallen, er gab deßhalb willig den Intriguen gegen Chayr-ed-Dyn Gehör und dieser mußte vom Ministerium abtreten, obgleich man seinem Rücktritt aus Rücksicht den Schein einer freiwilligen Resignirung verlieh.

Seitdem lebt Chayr-ed-Dyn als Privatmann und sucht

das Wohl seiner Landsleute, in so weit es in seiner Macht steht, durch aufklärende Schriften zu befördern. In einem größeren arabischen Werke, welches verschiedene wissenschaftliche Branchen in populärer Form behandeln soll und von dem bereits zwei Bände erschienen sind, bestrebt er sich, nützliche Kenntnisse, namentlich über die Zustände in Europa zu verbreiten, welche letztere er seinen Landsleuten offen zur Nachahmung empfiehlt. Damit jedoch eine solche Empfehlung von Seite eines Moslims nicht auffalle und nicht als ketzerisch von den fanatischen Ulema's gedeutet werde, hat er seinem Werke eine größere Broschüre vorausgeschickt, welche vielleicht das Bedeutendste ist, was in unserm Jahrhundert im Orient geschrieben wurde.

Diese ziemlich umfangreiche Broschüre ist zu Anfang vorigen Jahres (1868) auch in's Französische übersetzt und von mehreren der gediegensten europäischen Zeitschriften auf die günstigste Weise besprochen worden. Diese Zeitungen wendeten freilich ihre Aufmerksamkeit mehr demjenigen Theile des Buches zu, welcher es sich zur Aufgabe stellt, die europäischen Zustände dem moslimischen Publicum als nachahmungswerth zu schildern. Was aber diese Zeitschriften gänzlich außer Augen ließen und was nach meiner Ansicht die verdienstvollste Seite des Werkes bildet, ist derjenige Theil desselben, welcher vom Standpunkt moslimischer Orthodoxie aus jene Nachahmung europäischer Cultur rechtfertigt. Denn europäische Zustände den Moslims zur Nachahmung zu empfehlen, das wäre nichts Neues; dergleichen ist schon vor zwanzig, ja dreißig Jahren in Constantinopel geschehen, aber solche Empfehlungen hatten eben deßhalb keine günstigen Folgen, weil die Verfasser derselben es vernachlässigten, die Empfindlichkeit islamitischer Orthodoxie zu berücksichtigen, weil sie sich eben ganz auf den europäischen Standpunkt stellten, weil sie mit den moslimischen Zuständen gleichsam tabula rasa machen und etwas gänzlich Neues, nicht

durch einen logisch motivirten Uebergang zugänglich Gemachtes an Stelle des Alten setzen wollten. Das waren oberflächliche Reformatoren, Reformatoren im Geiste von Sultan Mahmud dem Zweiten und Mohammed 'Alyy von Aegypten, deren Standpunkt als überwunden angesehen werden muß und deren Reform, eben weil sie der soliden Grundlage ermangelte, schließlich in eine bloße Costüm- und Kleiderreform ausartete. Ganz anders geht General Chayr-ed-Dyn zu Werke. Er stellt sich nicht auf den europäischen, sondern von Anfang an auf den moslimischen Standpunkt. Von diesem Standpunkt aus, dessen Aufstellung allein bei seinen orthodoxen Landsleuten Hoffnung auf Erfolg besitzen konnte, betrachtet er, zuerst seinen Blick in die Vergangenheit wendend, den hohen Culturgrad und die bevorzugte Stufe der Civilisation, auf welcher sich die Länder des Islam zu einer Zeit befanden, als Europa noch in der Nacht mittelalterlicher Verfinsterung schmachtete. Auf diese Weise nimmt er von vorn herein das geschmeichelte Nationalgefühl seiner Landsleute für sich ein und begegnet andrerseits dem Vorurtheil der Unwissenden, welche das, was wir Civilisation nennen, als etwas den Vorschriften des Qorâns Widersprechendes ansehen.

Den Verfall der moslimischen Cultur scheint er hauptsächlich der despotischen Form der Regierungen zuzuschreiben, welche seit dem Mittelalter alle orientalischen Staaten angenommen haben, eine Form, welche er als ursprünglich nicht im Islam begründet ansieht, denn nach seiner Ansicht, für die er vielfache Belege aus der Geschichte der ersten Chalyfen anführt, existirte zur Blüthezeit des Islams eine heilsame Controlirung der souveränen Gewalt; die obersten Richter und Rechtsgelehrten bildeten gleichsam eine Repräsentation des Volks, welche, wenn auch in dieser Eigenschaft niemals officiell anerkannt, doch in der That sich oft als eine solche geltend machte, gegen die Ungerechtigkeiten tyrannischer Fürsten

Einspruch that, dem von obenher Unterdrückten zu seinem Recht, dem vom Fürsten Beraubten zu seinem Eigenthum verhalf. Mag eine solche Auffassung der mittelalterlichen Geschichte auch etwas optimistisch erscheinen, so hat doch Chayr-ed-Dyn darin gewiß Recht, wenn er behauptet, daß der Verfall dann anfing, als die Herrscher sich nicht mehr von den Vorschriften des Gesetzes (des Qorân's) leiten ließen und als Niemand mehr es wagte, einen Fürsten zur Erfüllung seiner Pflichten zu ermahnen, wie das am Hofe der ersten Chalyfen oft von den bescheidensten und ärmsten Männern zu geschehen pflegte, deren Worte trotz ihrer niedrigen Stellung dennoch mit Ehrfurcht aufgenommen wurden, weil sie die Worte des Rechts und der Gerechtigkeit waren.

Hierauf untersucht der Verfasser die Ursachen, welche in Europa entgegengesetzte Resultate zur Folge hatten, welche diesen Erdtheil, der zu jener Zeit noch in Finsterniß schmachtete, als die Cultur des Orients blühte, nun zur civilisirtesten Staatengruppe gemacht haben, während die Reiche des Islam dem Verfall anheimgegeben sind. Als guter Moslim kann er in der christlichen Religion nicht einen Grund des europäischen Fortschritts erblicken und führt als Beleg hierzu solche Länder, wie Spanien und den Kirchenstaat an, in welchen grade die strengste Form des Christenthums zur Geltung gelangt war und welche die am Wenigsten fortgeschrittenen von Europa sind. Statt dessen erblickt er die Ursache des Blüthezustandes Europa's in den freien politischen Zuständen (die Religionsfreiheit vergißt er freilich), in der Pflege der Künste und Wissenschaften, in der Entwickelung des Handels und der Industrie, namentlich aber in der unparteiischen Handhabung der Gerechtigkeit, der ersten Bedingung eines geregelten öffentlichen Zustandes. „Alle diese Vorzüge", ruft er aus, „sind auch uns zugänglich. Ahmen wir darin den Europäern nach, entlehnen wir von ihnen ihre wissenschaftlichen Errungen-

schaften, mit einem Wort lernen wir von ihnen, so werden wir ohne Zweifel in einigen Generationen einen ähnlichen Grad der Cultur erreicht haben."

Während er aber diese Nachahmung Europa's anempfiehlt, vergißt er doch seinen Standpunkt als Moslim, der für Moslims schreibt, keinen Augenblick; er weiß, daß er hierin den eingefleischtesten Vorurtheilen seiner Landsleute begegnet, welche Alles als Ketzerei ansehen, was von Europa stammt; dabei kommt ihm seine Belesenheit in den alten arabischen Autoren sehr zu Statten. Aus diesen führt er eine Reihe von Aussprüchen berühmter Schriftausleger an, welche alle dahin gehen, daß es nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht sei, das Gute, ja selbst das blos Nützliche, überall nachzuahmen, wo man es auch finden möge. So sucht er alle Einsprüche gegen seine reformatorischen Vorschläge durch die Berufung auf Autoritäten zu nichte zu machen welche selbst von dem fanatischsten Moslim geachtet werden müssen. Schließlich geht er zu dem politischen Theile seines Werkes über, welcher der ausführlichste ist und in dem er die Wiederaufnahme der nun sistirten Verfassung empfiehlt.

Diese Schrift hatte ich eben in Händen gehabt, als mir der Vorschlag gemacht wurde, den Verfasser derselben kennen zu lernen. Natürlich griff ich mit Freuden zu einer Gelegenheit, welche mich mit dem ausgezeichnetsten Manne der Regentschaft zusammenbringen sollte. Wir fanden den General in seinem Stadthause zu Tunis, welches er erst vor Kurzem hatte bauen lassen und das noch nicht ganz vollendet war, dessen innere Ausschmückung namentlich noch Alles zu wünschen übrig ließ. Eine Geschmacksverirrung schien es mir freilich zu sein, daß dieser Palast durchaus im europäischen Style erbaut und auch bestimmt ist, demgemäß ausgestattet zu werden.

Dort saß General Chayr-ed-Dyn in einem völlig leeren Zimmer, in welchem sich außer dem seinigen nicht einmal

ein Sitz befand. Der General ist ein Mann in den Vierzigen, von wie es scheint, sehr kräftiger Körperbildung; ohne corpulent zu sein, ist er doch stark, sein Gesicht rund und voll, von einem kurzgeschnittenen Bart beschattet. Der Ausdruck seiner Züge hat etwas entschieden Männliches; sein Benehmen ist eher würdevoll als liebenswürdig; manche Leute fühlen sich sogar von ihm abgestoßen. Mir war seine Bekanntschaft deßhalb interessant, weil ich ihn für den einzigen Mann halte, welcher diesen Staat retten könnte. Er ist der Minister der Zukunft; möge diese Zukunft nur einmal verwirklicht werden. Aber trotz aller Vorzüge, welche ich ihm zuerkennen muß, so möchte ich ihn doch nicht als das Ideal eines gebildeten Mannes hinstellen. Es ist eben doch noch vieles Oberflächliche an ihm und dieses verrieth sich auch in seiner Conversation. So schien er namentlich auf Einzelheiten übertriebenen Werth zu legen, welche dem gebildeten Manne gleichgültig zu sein pflegen.

Sechstes Capitel.

Der Mittelstand in Tunis.

Verhältnißmäßige Unzugänglichkeit des Mittelstandes für die Europäer. — Eigenthümliche Begriffe über Wohlhabenheit. — Die maurischen Kaufleute. — Die Notare. — Die Schulmeister. — Müßiges Leben der Bürger. — Sy Çâlah und sein Oheim. — Die junge und die alte Gesellschaft. — Die Schrecken der väterlichen Gewalt. — Einladung zum Mittagessen. — Inneres eines tunisischen Bürgerhauses. — Der Oheim als Störenfried. — Luxus und Unbequemlichkeit des arabischen Lebens.

Der Mittelstand in einer moslimischen Stadt zeigt sich von allen in ihr vertretenen Standeselementen dem Europäer vielleicht am Schwersten zugänglich. Dieß ist nicht schwierig zu erklären; das Hofpersonal und die Großen werden durch ihre officielle Stellung, welche sie der Oeffentlichkeit anheimgiebt, schon von Amtswegen mit allen Consuln und durch sie auch mit ihren Schützlingen in häufige, oft tägliche Verbindung gebracht; sie empfangen, ja sie machen zuweilen Besuche; ihre Häuser und Villen stehen uns bei vielfachen Gelegenheiten offen, da das unnahbare Frauengemach bei ihnen stets ein abgeschlossenes, von der officiellen Staatswohnung getrenntes Gebäude bildet, während bei dem Mittelstande auch bei Tage Mann und Frau stets unter einem Dache bleiben, wenn ersterer es nicht vorzieht, etwas Abwechselung außerhalb seiner wegen der Anwesenheit der Frauen besuchlosen Behausung zu erstreben. Auch das Proletariat steht dem Europäer nicht so fern, wie der Mittelstand, namentlich nicht in einer Stadt wie Tunis, wo viele gemeine Araber angefangen haben, für Europäer zu arbeiten, ja selbst in deren Dienste getreten sind.

Beim Mittelstand dagegen fehlen die officiellen Berührungspunkte einerseits, andrerseits ist er nicht durch Armuth gezwungen, sein Brod im Dienste der Europäer zu suchen. Außerdem zeigen sich auch bei ihm die religiösen Vorurtheile noch am Mächtigsten und Beharrlichsten, so daß er wenig geneigt scheint, auf die allenfallsigen Versuche der Europäer, Bekanntschaft oder Freundschaft anzuknüpfen, einzugehen. Und doch ist auch hier, wie in andern Ländern gerade die Kenntniß des Mittelstandes interessant und für die Beurtheilung der Sitten der ganzen Bevölkerung von höchster Wichtigkeit. Daß mir eine solche Kenntniß nicht fehlen dürfe, wenn ich anders dieß Volk nicht blos nach seinen gesellschaftlichen Extremen beurtheilen wollte, war die Einsicht, welche mich dazu bestimmte, mein Möglichstes zu versuchen, um wenigstens mit einem oder dem andern vom Mittelstande von Tunis in Berührung zu treten.

Der Zufall sollte mich in Erreichung meines Wunsches über Erwarten gut bedienen. Der Fremdenführer, welchen ich in meinen Dienst genommen hatte, war ein Araber (ich hatte es lange mit den Juden, die freilich intelligenter sind, versucht, aber diese guten Leute hielten nichts für sehenswerth außer ihren Synagogen und den israelitischen Basaren, auch besaßen sie gar keine Berührungen mit den mir vorzugsweise interessanten Moslims) ein Araber aus Tunis, welcher zwar seinem Stande gemäß allerdings zum Proletariat gerechnet werden mußte, der aber, ein solcher Gleichheitssinn herrscht unter den moslimischen Glaubensgenossen, in nahem Bekanntschafts-, ja Freundschafts-Verhältniß zu einer Menge von Personen stand, deren sociale Stellung eine weit höhere war, als die seinige, ja welche nicht selten eine Stufe höher hinauf reichte, als der eigentliche Mittelstand. Dieses schätzbare Individuum, welches Iffmâyl (gewöhnlich in Tunis Sfmâyl ausgesprochen) hieß, und für meinen Dragoman galt, obgleich

das Dolmetschen nicht eben seine Sache war, wurde auf unsern Gängen durch Stadt und Vorstädte nicht selten von Gevattern Hans und Consorten (denn er war nebenbei mit der halben Stadt verwandt) angeredet und in freundlichster Weise eingeladen. Freilich erfolgte von Seiten der Mehrzahl bald ein mißtrauischer Rückzug, sowie man entdeckte, daß Jssmâyl und ich zur Zeit zusammengehörten und daß man durch eine Einladung des orthodoxen Moslim sich auch die des Ketzers auflud. Aber in einzelnen Fällen zeigten sich denn doch die Freunde meines Dragomans weniger vorurtheilsvoll.

Die erste Ausnahme von jener gewöhnlichen Regel des Mißtrauens bildete ein junger Mann von ziemlich offenem einladenden Aussehen, der, wie mir mein Führer sagte, einer der bessern Familien von Tunis angehörte und nach hiesigen Begriffen wohlhabend zu nennen war. Die Begriffe, welche die Tuniser über Wohlhabenheit hegen, sind allerdings eigenthümlicher Natur. Ein hiesiger wohlhabender Bürger besitzt oft alles Mögliche, Häuser, Felder, Gärten, Olivenpflanzungen, ein Geschäft, das seinen regelrechten, wenn auch sehr langsamen Gang geht, aber von baarem Geld ist bei ihm in vielen Fällen keine Spur zu finden. So war es auch mit meinem neuen Bekannten; derselbe galt sogar für besonders wohlhabend, er nannte ein schönes großes Haus in der Stadt, ein geräumiges Stallgebäude mit Remisen, einen Fonduq (Karawanserai), den er vermiethete, einige Olivenhaine, Felder, Villa's in der Umgegend sein, aber er befand sich stets in der größten Geldverlegenheit, konnte seinen Schneider nicht bezahlen, schuldete rechts und links kleine Summen und ein Paar Goldstücke schienen ihm ein Eldorado unbekannten Ueberflusses. Da es mir jedoch natürlich nicht um ein Geldgeschäft mit ihm, sondern nur um seine Bekanntschaft zu thun war, um an ihm den Typus seiner Classe zu studiren, so wird man

begreifen, daß mich seine finanziellen Verhältnisse weder abschreckten, noch überhaupt kümmerten, denn ich wußte, daß in Bezug auf gute Rathschläge bei allen Moslims doch Hopfen und Malz verloren sei.

Dieser junge Mann hieß Sſy Çâlaḥ (Sſy ist die Abkürzung von Sſayydy oder Sſydy, Herr, welchen vollständigen Titel man den Großen giebt, während die weniger Vornehmen ihn nur in der abgekürzten Form führen) und bewohnt in der Nähe der großen Infanteriekaserne im obern Theil der Vorstadt ein schönes, geräumiges Haus, von dem über die Hälfte leer stand und das übrige dünn bewohnt war, denn Sſy Çâlaḥ war der einzige Mann in der Familie, die außer ihm nur noch aus seiner Mutter und Schwester bestand. Da auf diese Weise aber, wenn auch nur wenige, doch immer Frauen im Haus waren, so durfte kein fremder männlicher Fuß hineingesetzt werden, und deßhalb empfing Sſy Çâlaḥ uns, ebenso wie seine übrigen Freunde, wenn er sich nicht mit ihnen in dem Barbierladen, dem gewöhnlichen Rendezvous des Moslims, traf, in der Hausflur oder vielmehr unter dem Thorbogen seines Hauses, wo einige Bänke angebracht waren und der somit ganz als improvisirter Gesellschaftsraum galt. Dieser Umstand bezeichnet recht die einfachen Bedürfnisse dieses Volkes. Sie besitzen zwar im Hause die luxuriösesten Gemächer, aber sie überlassen sie den Frauen und zwar nicht etwa aus Achtung oder Rücksicht für dieselben, denn die Frau steht nach ihren Begriffen zu tief, um Rücksichten für sie zu haben, sondern lediglich aus Geringschätzung des Comforts und ein Bischen glaube ich auch aus Faulheit, da es zu viel Umstände machen würde, die Frauen jedesmal zu entfernen, so oft man einen Besucher im Haus empfangen wollte. Letzteres findet nämlich in den seltenen Ausnahmsfällen statt, wenn ein Moslim es wirklich einmal über sich gewinnen kann, ein Fest, zu dem Männer kommen, im Hause

zu veranstalten. In diesen Fällen muß das sämmtliche weibliche Personal vorher entweder in ein Nachbarhaus gebracht oder in einem Dachstübchen des eigenen Hauses eingesperrt werden.

In jenem etwas zugigen Gesellschaftslocal, das heißt unter dem Thorbogen, pflegte also Sſy Çâlaḥ uns zu empfangen, und dort fanden sich auch fast täglich zahlreiche andere Bekannte von ihm ein, die allmählig gleichfalls die meinigen wurden. Diese Leute gehörten so ziemlich alle demselben Stande an, sie waren entweder, wie Sſy Çâlaḥ, Häuser- oder Güterbesitzer, oder Schulmeister, Advocaten, Gelehrte, oder auch Kaufleute. Unter letzterer Classe denke man sich ja nicht etwas Aehnliches, wie einen deutschen Kaufmann. Der moslimische Kaufmann ist erstens niemals Großhändler, er würde also richtiger vielleicht den Namen „Krämer" verdienen, wenn wir diese letztere Bezeichnung nicht hier für diejenigen aufsparen wollten, welche wirklich durch ihre pecuniären Verhältnisse auf ihren Handel angewiesen und demnach gezwungen sind, ihn etwas lebhafter zu betreiben, als die vornehmern Kaufleute. Letztere betreiben nämlich zweitens ihren Handel nicht als ein eigentliches Geschäft, von dem sie leben müssen; Gott bewahre, sie denken nicht daran, daß derselbe ihnen Vortheil abwerfen könne und sind schon zufrieden, wenn sie nur die Miethe ihres Ladens herausschlagen. Gewöhnlich besitzen sie genug anderweitige Mittel, um bequem leben zu können; da sie sich aber langweilen, so erwählen sie irgend einen Handelszweig, am Liebsten den mit Parfümerien, theils um eine kleine, zerstreuende Beschäftigung zu haben, hauptsächlich aber, um auf diese Weise ein Local zu bekommen, in welchem sie sich des Tages über aufhalten, ihre Freunde empfangen und ihre Söhne zwischen der Schulzeit des Morgens und der des Nachmittags sitzen lassen können. Denn der Sitte gemäß bringen alle Männer, und selbst die Knaben, ihre ganze

Tageszeit außerhalb des Hauses zu. Da bei diesen Kaufleuten also mehr der Laden, als das Geschäft Zweck ist, so fühlen sie sich durch den Besitz des ersteren schon hinlänglich befriedigt und denken nicht daran, dem letzteren eine weitgehende Entwicklung zu geben.

Besonders in den Nächten des heiligen Monats Ramadhân tritt dem Beobachter die passive Seite dieser sogenannten Handelsläden recht deutlich vor die Augen. In diesen Nächten sitzen die wohlhabenden Kaufleute oft bis zum grauenden Morgen in ihren Läden. Der Europäer, der noch ein Neuling im Orient ist, wird dadurch meist gänzlich irregeführt und verleitet, diesen Kaufleuten einen großen Handelseifer zuzuschreiben. Aber er versuche einmal in später Abendstunde in einem solchen hellerleuchteten, offenstehenden Laden etwas kaufen zu wollen. Unabänderlich wird ihm die Antwort zu Theil werden, daß dieß keine Stunde zu Geschäften sei. Begnügt er sich mit diesem Bescheid nicht und ist er neugierig zu erfahren, warum man denn den Laden erleuchte und offen lasse, wenn man nichts zu verkaufen beabsichtige, so wird ihm der ungeduldige Kaufmann entweder achselzuckend den Rücken wenden oder, wenn er besonders gut gelaunt ist, etwa Folgendes sagen:

„Willst Du denn, daß ich mich allein mitten unter den Frauen in meinem Hause langweilen soll? Dort kann ich keinen Menschen empfangen, hier aber bin ich für Jedermann zu Hause und deßhalb verbringe ich meine Ramadhânsnacht in meinem Laden."

Einer andern Classe des Mittelstandes, welche vielleicht um einen Grad höher steht, als die ebenbesprochene, weil sie aus studirten, oft in Theologie und Jurisprudenz nach moslimischen Begriffen gelehrten Leuten gebildet wird und diese im orthodoxen Orient eine hohe Achtung genießen, gehören die „Schohud 'Odûl" (rechtskundige Notare) an. Auch sie

besitzen ihre kleinen nischenartigen Buden, von oben bis unten mit bunten Strohmatten zierlich ausgedeckt, in denen sie sitzen, aber selten wirklich etwas thun, da ihre Zahl für die wenigen vorzunehmenden Proceduren eine so außerordentlich große ist, daß ein Viertel der wirklich vorhandenen Schohud 'Odûl genügen würde, um die nöthigen Geschäfte abzuthun. Da aber dieser Stand ein sehr bequemer ist und außerdem allgemeinen Respect einflößt, so erwählen ihn fast alle diejenigen Leute vom Mittelstand, welche aus ihrer Schulzeit genug Gelehrsamkeit übrig behalten haben, um in Rechtsfragen rathend auftreten zu können. Der Hauptgrund Vieler dieser Classe, warum sie bei einem so fast ganz negativen Berufszweig verharren, mag auch wiederum der sein, daß er ihnen Gelegenheit giebt, ein neutrales, öffentliches Local zu besitzen, das ihnen die gleichen Dienste leistet, wie obigen Kaufleuten der Laden.

Nur die Schulmeister sind hierin weniger glücklich. Sie haben nur ihre Schulen, und die Sitte besteht einmal nicht (aus welchem Grunde habe ich nie erfahren können), daß ein Schulmeister außerhalb der Schulzeit in seiner Schule sitze. Dadurch sind die Schulmeister auf's Vagabundiren, auf Besuche bei ihren Laden oder Notarbureaux besitzenden Freunden angewiesen und bringen ihre freie Zeit, d. h. den größten Theil des Tages, in Herumschmarotzen von einer Bude zur andern zu.

Aus diesem Grunde pflegte sich denn auch in der Hausflur Sîy Çâlah's eine besonders große Anzahl dieser Einbläuer des Qorâns einzufinden, welche daselbst immer mit einem gewissen Respect behandelt wurden, denn da Alles, was die Schulmeister wissen und lehren, sich auf den Qorân beschränkt, so kann es nicht fehlen, daß ein Strahl von dem Heiligenschein, welcher dieses vom Himmel gefallene Buch umgiebt, auch auf sie übergegangen ist. Uebrigens waren die

Schulmeister von allen Besuchern meines neuen Bekannten noch die einzigen, welche einen Theil ihres Tages einer wirklich nachweisbaren Thätigkeit widmeten, das heißt einem Berufszweig, der nicht ganz eine leere Sinecure bildete. Alle übrigen unter diesen Besuchern im Besondern, wie unter dem arabischen Mittelstand im Allgemeinen, schienen hauptsächlich jener angenehmen, aber für den Europäer auf die Dauer gewöhnlich langweiligen, ja unerträglichen Beschäftigung, das heißt dem süßen Nichtsthun, gewidmet.

Man sollte aus unsern europäischen Grundsätzen über das Nichtsthun, welche in dem Sprichwort „Müßigang ist Aller Laster Anfang" ihren Ausdruck finden, den Schluß ableiten, daß auch diese Stadtaraber, welche sich einer so systematischen Faulenzerei hingeben, moralisch durch und durch verderbt sein müßten. Dem ist jedoch nicht so. Grade die Laster, welche bei uns das Leben eines Müßiggängers zu kennzeichnen pflegen, Völlerei, Trunk und Spiel sind im tunisischen Mittelstande äußerst selten; Keuschheitssünden kommen zwar vor, aber auch ihnen wird durch den frühzeitigen Abschluß der Ehen erfolgreich vorgebeugt. Dagegen ist es unleugbar, daß dieses ewige Faulenzen einer Menge von Leuten, die im thatkräftigsten Alter stehen, und der Müßiggang grade derjenigen Classe, welche in anderen Staaten am Meisten zur Hebung der Völker auf eine höhere Culturstufe beigetragen hat und auch hier zu einer ähnlichen Leistung berufen sein müßte, daß diese Versunkenheit des Mittelstandes in ein beinahe beständiges Nichtsthun einen großen Theil der Schuld an dem culturhistorischen Rückschritt des Landes trägt. Mit einem thätigen, arbeitsamen Bürgerstand, mit einem geistig regsamen Gelehrtenstand würden die Länder des Islam selbst unter dem schlimmsten Despotismus gewiß nie auf eine so tiefe Stufe gesunken sein, wie diejenige ist, zu welcher sie heutzutage herabgestiegen sind, denn die Regierungsform,

welcher einige Schlauköpfe alle Schuld dieses Rückschritts in der Civilisation beimessen möchten, kann, so mangelhaft und fehlervoll sie auch sein mag, doch unmöglich den einzigen Erklärungsgrund hierfür abgeben, ebensowenig die Religion, denn beides, Regierungsform und Religion, waren zur Zeit der höchsten Blüthe des Maurenthums, damals als das arabisirte Spanien dem gesammten Europa in der Cultur bei Weitem voraus war, genau dieselben, wie heutzutage in den Landen des Islam.

Diese eine große Schattenseite der modernen Araber im Allgemeinen und des tunisischen Mittelstandes im Besondern findet sich jedoch glücklicherweise von mildernden Sittenzügen, von manchen unleugbar trefflichen Eigenschaften und vor Allem von einem tiefmoralischen Ernst und Hoheit ihres patriarchalischen Familienlebens begleitet. Von diesem Ernst und dieser Hoheit sollte ich im Hause meines neuen Bekannten einen recht lebhaften Eindruck erhalten. Sîy Çâlaḥ besaß einen Oheim, welcher, da er selbst noch sehr jung war und keinen Vater mehr hatte, die väterliche Gewalt über ihn beanspruchte und auch in den meisten Fällen ausübte. Ich sage nicht umsonst „beanspruchte", denn nach dem strengen Gesetz stand sie ihm nicht zu, einmal weil er nur ein mütterlicher Oheim war und diese in allen Fällen bei den Arabern wenig oder gar keine Autorität besitzen, dann weil Sîy Çâlaḥ, wenn auch kaum zwanzig Jahre alt, doch schon im vollen Besitz seines Familieneigenthums stand und nach hiesigem Gesetz keines Vormundes mehr bedurfte. Aber in Wirklichkeit besaß er einen Vormund und zwar in der Person seines Oheims, welcher ihm nur in den geringfügigsten Dingen selbstständig zu handeln gestattete und im Uebrigen sein ganzes Leben beeinflußte und regelte und zwar, wie ich mich bald überzeugte, nicht zum Nachtheil des jungen Mannes. Nun hätte sich letzterer zwar gegen diese allerdings nicht streng

gesetzgemäße Autorität auflehnen können, aber so groß ist die traditionelle Ehrfurcht vor den Familienältesten, daß er auch nicht daran dachte, obgleich er sonst nicht gerade sehr fügsamen Charakters sein mochte.

Seltsam war freilich die äußere Form, in welche jene Autorität sich im gewöhnlichen Leben kleidete. Schon in den ersten Tagen meiner Bekanntschaft mit Sſy Çâlaḥ bemerkte ich, daß er zuweilen eigenthümliche Blicke nach einer Gruppe von Männern hinüberwarf, welche unweit von unserm Versammlungsplatz unter dem Thorbogen eines andern Hauses saßen. Unter diesen befand sich ein langer, hagerer Mann mit schneeweißem Barte von sehr edlen Zügen und mit kräftigem, vom Alter ungebeugtem Körperbau, welchen Alle, die sich ihm nähern durften, mit dem größten Respect behandelten.

Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß dieß Sſy Çâlaḥ's Oheim sei. Drückte ich jedoch mein Erstaunen aus, warum der in nächster Nähe von seinem Oheim sitzende Neffe so ganz abgesondert von letzterem bleibe, warum er so gar nicht Miene mache, sich demselben zu nähern, oder nicht wenigstens von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort, einen freundschaftlichen Gruß zu dem Bruder seiner Mutter hinübersende, da hielt es viel schwieriger, richtige Auskunft zu erhalten. Erst auf wiederholtes Fragen erfuhr ich von Andern, nicht von dem Neffen selbst, daß die Ehrfurcht vor dem Familienhaupte oder demjenigen, welchen man als solches anzusehen pflege, bei den Arabern im Allgemeinen und bei meinem Bekannten im Besondern so groß sei, daß sie jeden Umgang zwischen den Aelteren und Jüngeren zur Unmöglichkeit mache. Der einzige Austausch von Worten zwischen Sſy Çâlaḥ und seinem Oheim fand bei der täglichen Begrüßung am frühen Morgen statt. Dann pflegte der junge Mann mit demüthiger Geberde vor den älteren zu treten, ihm die Hand zu küssen, ein Paar stereotype Begrüßungsformeln wurden gewechselt

und während des übrigen Tages nahm keiner mehr Notiz von dem andern, außer in den Fällen, die nicht selten waren, in welchen der Oheim dem Neffen eine kleine Predigt halten zu müssen glaubte.

Der junge Mann hätte allerdings, falls seiner verwandtschaftlichen Liebe häufigere Annäherungen wünschenswerth erschienen wären, den ganzen Tag in Gesellschaft seines Oheims zubringen können und dieß wäre sogar für sehr ehrbar und anständig gehalten worden. Aber die Sitte hätte ihm in diesem Falle einen so unausstehlichen Zwang auferlegt, er hätte zum Beispiel, ohne gefragt, den Mund nicht aufthun, er hätte nicht die kleinste Cigarette vor dem Bruder seiner Mutter rauchen, noch ein Täßchen Kaffee trinken dürfen (dieß Alles sind Dinge, welche nach moslimischen Begriffen gegen die Ehrfurcht, die man dem Aelteren zollt, verstoßen), so daß der arme junge Mann das langweiligste Leben von der Welt geführt hätte, denn gewiß ist nichts langweiliger, als wenn die Stunden des Müßiggangs, der ohnehin die Langeweile erzeugt, durch unerträgliche Ceremonien noch langweiliger gemacht werden. Sſy Çâlaḥ zog es deßhalb vor, für sich zu leben. Er besaß seinen eigenen Bekanntenkreis, von dem seines Oheims durchweg verschieden. Zu diesem gehörte seltsamerweise auch der eigne jüngere Bruder des Familienhauptes, der von dem älteren nicht als volljährig angesehen und deßhalb in die Region der jüngeren verbannt wurde.

Die moslimischen Bekannten dieser Familie waren gleichfalls in zwei völlig getrennte Lager geschieden. Die Freunde des Oheims verkehrten mit dem Neffen in derselben ceremoniösen etwas allzusteifen Manier oder vermieden und ignorirten ihn auch wohl gänzlich. Es schien sogar nach ihren Begriffen für unschicklich zu gelten, daß irgend Jemand beiden Lagern zugleich angehöre. Dennoch sollte diese Unschicklichkeit in meinem Falle zur Wahrheit werden. Eines Tages nämlich,

als ich dem Neffen meinen Besuch zugedacht, ihn aber nicht getroffen hatte, ließ mich der gegenübersitzende Oheim höflichst einladen, bei ihm Platz zu nehmen. Von diesem Augenblicke an gehörte ich halb der einen Gesellschaft, der älteren, zu der ich von Natur eher paßte, halb aber noch der jüngeren, die ihre frühere Bekanntschaft geltend machte, an. Dadurch kam ich in eine seltsame Collision. Sſy Çâlaḥ wagte sich nicht mehr in meine Nähe, so oft ich bei seinem Oheim saß. Der Oheim, dessen Name Sſy Yussuf war, ignorirte mich gänzlich, sowie er mich bei seinem Neffen sitzen sah. Gern hätte ich es mit beiden Parteien nicht verdorben, aber die Sache war schlechterdings auf die Dauer unmöglich. Was zu dem ersten Conflict Anlaß geben sollte, war ein kühner Plan von Seiten Sſy Çâlaḥ's, welcher eine große Lust, sich von der Autorität seines Oheims zu emancipiren, verrieth.

Dieser kühne Plan bestand zwar nur in der nach unsern Begriffen höchst unschuldigen Absicht, mich, sowie einen Belgier, meinen Bekannten, der mich zuweilen zu Sſy Çâlaḥ begleitet hatte, und dessen Frau zum Mittagessen einzuladen. Aber nach moslimischen Begriffen war dieser Plan beinahe eine Rebellion gegen die väterliche Autorität. Sſy Yussuf wußte seine Ausführung auch ein erstes Mal zu vereiteln, indem er seinen Neffen zwang, am anberaumten Tage wegen irgend einer bei den Haaren herbeigezogenen Geschäftsangelegenheit mit ihm auf's Land zu gehen, obgleich er sehr gut und vielleicht gerade weil er sehr gut von der Einladung unterrichtet war. Wir fanden also dießmal, was man auf französisch „visage de bois" nennt, d. h. statt eines Mittagsessens eine verschlossene Thür. Gerne hätten wir nun jede weitere Einladung vermieden, namentlich da wir befürchteten, noch einmal ein ähnliches „hölzernes Gesicht" anzutreffen. Aber das Ehrgefühl des jungen Mannes gestattete dieß nicht. Wir mußten, mochten wir es gern oder ungern wollen, unsre

Einwilligung geben. Der Tag wurde anberaumt, aber ich gebrauchte eine kleine Vorsicht, welche uns vor der Gefahr einer neuen Bekanntschaft mit dem „hölzernen Gesicht“ retten sollte, eine Art von Physiognomie, welche wir Europäer wenig lieben, welche aber die Moslims, selbst wenn sie dringend eingeladen waren, nicht im Geringsten stört.

Der Umstand, daß der Belgier in Ssy Çâlaḥ's Nähe ein Absteigequartier besaß, begünstigte meinen Plan. Nach diesem Quartier begaben wir uns, damit, falls Ssy Çâlaḥ seine Einladung wirklich aufrecht erhalten würde, was wir allerdings bezweifelten, er uns dort abholen könne, und fest entschlossen, falls die anberaumte Frist ohne sein Erscheinen verlaufen wäre, unser eigenes Essen kommen zu lassen. Der junge Mann fand sich nun allerdings zur rechten Zeit ein, er führte uns aber zu unserm Erstaunen nicht in sein Wohnhaus, sondern in ein ihm gehöriges großes Stallgebäude, an welches angebaut sich ein kleines Haus mit recht artig ausgeschmückten Zimmern und einem niedlichen Garten befand. Hier ließ er uns, es ist fast lächerlich es zu sagen, volle drei Stunden warten, ehe wir zum Essen gingen, eine Verzögerung, an welcher, wie mir bald klar wurde, nicht er, sondern wieder der Familienpopanz, der Oheim, Schuld war. Dieser mochte es sehr unverschämt von seinem Neffen finden, daß derselbe überhaupt Jemand einlud. Vielleicht auch wußte er dießmal gar nichts von der Einladung und deßhalb mußte mit Zubereitung des Essens gewartet werden, bis er sich entfernt hatte. Wir kamen jedoch dadurch in eine höchst genirte Lage. Wir waren offenbar ein Stein des Anstoßes und empfanden, da wir dieses merkten, keine größere Lust, als die, fortzugehen. Aber diese Absicht setzte unsern Wirth in die größte Bestürzung, und als ich später die großartigen Vorbereitungen, welche für uns gemacht worden waren, während wir brummig und übelgelaunt dasaßen, im Resultat sah, ward es mir auch sehr verständlich,

wie unangenehm ihm unser Rückzug hätte sein müssen, denn wer kann es gern sehen, wenn ihm die schon angekommenen Gäste grade im Augenblick durchgehen, wenn endlich alle mühsamen Anstalten zu ihrem Empfang vollendet sind? Daß diese Anstalten so umständlich sein würden, davon hatte ich indessen keine Ahnung. Ich erwartete vielmehr jeden Augenblick eine einfache Schüssel voll Kusskussu, wie ich das bei Arabern andrer Länder gewohnt war, ohne Weiteres vor uns hingestellt zu sehen und ahnte gar nicht im Entferntesten, daß ich es hier mit einer Art von pomphafter Pascha'sbewirthung zu thun haben sollte.

Endlich waren die drei Stunden unsres übelgelaunten Wartens abgelaufen und ein kleiner Negerjunge kam aus dem Wohnhause herüber und meldete uns, daß nichts mehr unserm Hinüberkommen im Wege stehe. Dorthin also, in dieses sonst von Frauen bewohnte, unnahbare Heiligthum sollten wir unsre Schritte lenken? Allerdings waren die Frauen sämmtlich entfernt und in das Haus des Oheims gebracht worden, nur hatte die bisherige Anwesenheit des Familienpopanzes die Ausführung dieses Manövers und folglich auch die Möglichkeit unsres Eintritts in das Wohnhaus verhindert.

Die architektonische Ausschmückung des Innern dieses Hauses setzte mich durch ihre Schönheit in Erstaunen. Es war ein Luxus von blendend weißem, schön polirtem Marmor, von Säulen und Arcaden, von Austäfelungen mit den geschmackvollsten glasirten Fließen, von Stukkverzierungen der Decken und Wände in den mannichfaltigsten Mustern, theils wie weiße Spitzen, theils wie bunte Teppichzeichnungen sich darbietend. Auch die übrige Ausstattung zeigte sich mit diesem Luxus in vollkommnem Einklang. Große mit Seidendamast bedeckte Divans zogen sich an allen Wänden hin. Künstlich geschnitzte und mit bunten Farben geschmückte, vielleicht auch ein Bischen überladene Etagèren und Consolen trugen jene

allerliebsten kleineren und größeren Kofferchen und Kistchen, mit Perlmutter und Schildpat ausgelegt, welche den Stolz der maurischen Häuser bilden, welche aber komischer Weise die modernen Tunifer geringer schätzen, als einige lumpige europäische Artikel, die sie sich für theures Geld verschafft haben und auf deren Besitz sie sich so viel einbilden, daß sie die Fremden hierauf allein aufmerksam machen zu müssen glauben.

In einem geräumigen, in drei Abtheilungen zerfallenden Zimmer, welches die Aussicht auf einen ganz mit Marmor ausgetäfelten, von Säulen umgebenen Hof bot, war der Mittagstisch in einer von Divans umgebenen Nische aufgeschlagen. Dort nahmen wir Platz und zwar außer unserm Wirth und uns nur noch der Qâyid eines Stammes aus der Umgegend von Tunis. Letzterer besaß noch wenig Fertigkeit, mit Messer und Gabel zu essen, denn dieses Manöver, welches am Hof und bei den Großen in Tunis theilweise eingeführt ist, sollte auch hier heute, der gewöhnlichen arabischen Sitte zum Trotz, in Ausführung gebracht werden. Der Qâyid aber hätte es gewiß vorgezogen, mit der ihm von der Natur gegebenen Gabel, d. h. den Fingern, zu essen; da er dieß jedoch aus Rücksicht für uns nicht thun zu dürfen glaubte, so ließ er in fruchtlosen Versuchen, sich der Gabel zu bedienen, die Hälfte seines Essens auf das Tischtuch fallen. Obgleich wir nämlich Teller vor uns stehen hatten, so siegte doch in dem einen Punkte die arabische Sitte, daß aus der Schüssel gegessen wurde, erschwerte aber nicht wenig das Gabelmanöver des Qâyid.

Das Essen wurde der arabischen Sitte gemäß mit einer ganz fabelhaften Geschwindigkeit servirt und zwar immer nur eine Schüssel auf einmal, welche jedoch nur eine flüchtige Erscheinung machte, die uns gerade gestattete, zwei oder drei Bissen im Nu zu erhaschen, und dann wieder einer andern Platz machte. Die Gerichte waren mit Ausnahme des Kuss-

kuſſu, welches als plat de résistance zuletzt aufgetragen wurde, alle Fricaſſé's und Ragouts von allen möglichen Fleiſcharten und mit den verſchiedenſten Gemüſen vermengt. Eines war darunter, welches ſo viel ſpaniſchen Pfeffer enthielt, daß ſich die Belgierin den Mund tüchtig daran verbrannte und wir Alle ein außerordentliches Trinkbedürfniß empfanden. Aber um dieſes zu löſchen, gab es nur Waſſer, was ich in einem moslimiſchen Hauſe natürlich auch ganz in der Ordnung fand. Nur wunderte es mich, daß Sſy Çâlaḥ, welcher eigens einige Tage vorher zu mir gekommen war, um mich zu verſichern, er würde, obgleich er ſelbſt keinen Wein trinke, dennoch für uns welchen ſerviren laſſen, ſein Vorhaben nicht ausführte. Doch auch hinter dieſer Angelegenheit ſteckte der Onkel, der ſeinem Neffen ſtreng verboten hatte, Wein in's Haus kommen zu laſſen und der auch dießmal einen ſüßen Triumph der Schadenfreude über die Enttäuſchung der gottverfluchten Ketzer, die bei ſeinem Neffen aßen, feiern mochte, denn ein Gaſtmahl von 20 Gerichten ohne einen Tropfen Wein iſt für die meiſten Europäer, für mich einmal gewiß, eher eine Tortur, als ein Genuß. Ich habe zwar oft, als Araber lebend, mich des Weins enthalten müſſen, aber dann vermied ich auch jedes reichliche Gaſtmahl, jede Tafelfreude, die doch ohne Wein nichts geweſen wäre. Außerdem kann von einem wirklichen Genuß der Speiſen bei dieſem Geſchwindeſſen nicht die Rede ſein.

Von vorzüglicher Güte zeigten ſich die ſüßen Speiſen, die Mochalebiya, ein mit Roſenöl gewürzter Milchreis, die Çuâba (Finger), ein fingerförmiger verzuckerter Teig, der Bryq, ein Gebäck vom feinſten Mehl. Nach ihrem Genuß wurde in aller Eile der Kaffee getrunken, und nun glaubten wir, durch dieſes Steeplechaſe eines Gaſtmahls beinahe außer Athem gekommen, endlich ein Viertelſtündchen Ruhe genießen zu können, als plötzlich, wie Banquo's Geiſt in Macbeth, die

finstere Gestalt des Oheims auftauchte und alle Ruhe, allen Frieden störte. Der ehrwürdige, aber heute besonders streng aussehende alte Mann trat in das Zimmer herein, stellte sich hocherstaunt über unsre Anwesenheit, würdigte uns zwar eines flüchtigen Grußes, aber derselbe war doch unfreundlich und wollte so viel sagen als: „Was, Teufel, macht Ihr hier?" Dann nahm er ohne Weiteres auf dem Divan zu unsrer Seite Platz, vielleicht um uns einen Streich zu spielen, möglicherweise jedoch, um uns eine Ehre anzuthun.

Aber diese hatte die störende Folge, daß nun Sſy Çâlaḥ, der Qâḍid und einige Freunde, welche nach Tisch gekommen waren, Reißaus nehmen mußten, da sie sich in der heute besonders übelgelaunten und allzuernsten Gesellschaft des Familienhauptes ungemüthlich fühlten, ja der Sitte gemäß zur stummen Rolle und allem möglichen Zwang verurtheilt worden wären, und wir blieben dem finstern Gesicht des Hauspopanzes gegenüber allein. Die Jugend mochte jedoch hoffen, daß wir bald der allzustrengen Gesellschaft müde werden und zu ihr zurückkehren würden und hielt sich deßhalb in nicht allzugroßer Entfernung bereit. Aber das war nicht die Sache des Familienpopanzes. Er mußte ihre Gemüthlichkeit vollkommen stören und fand deßhalb für gut, ihnen ohne Weiteres zu befehlen, sich zurückzuziehen. Nun geriethen aber wir in ein komisches Dilemma. Wir waren die Gäste des Neffen und nicht des Oheims gewesen und sollten nun den erstern wie einen Schulknaben weggeschickt sehen, um uns in der austeren Gesellschaft des letzteren wahrscheinlich auf unbeschreibliche Weise zu langweilen?

Diesem Uebelstand beschlossen wir durch schleunige Flucht zuvorzukommen. Wir empfahlen uns dem Oheim, begleiteten den Neffen hinaus, bedankten uns bei ihm für die reichliche Bewirthung und zogen uns zurück, fest entschlossen, einem ähnlichen Experiment arabischen Tafelgenusses in Zukunft auf

jede Weise aus dem Weg zu gehen, denn in der That hatten wir nur Unangenehmes davon gehabt: ein dreistündiges ungeduldiges Warten, eine erhitzende Mahlzeit ohne Getränk, ein ungesund schnelles Essen, eine während der Geschwindesserei unmögliche und nach derselben durch den Familienpopanz gestörte Gemüthlichkeit, das waren die Freuden, für die wir unsre gewohnte Bequemlichkeit aufgegeben hatten, und dabei hatten wir noch eine Dankesverpflichtung für eine freilich großartige, aber nach unsern Begriffen so ganz heterogene Bewirthung auf uns geladen.

Dieses unbedeutende Erlebniß besaß wenigstens die gute Folge, daß es mich in einer Ansicht bestärkte, die ich schon lange über das arabische Leben gewonnen hatte, die nämlich, daß dieses Leben nur dann erträglich, wenn es mit äußerster Einfachheit gepaart ist. Der orientalische Luxus und der Versuch dieses Volkes, üppige Genüsse einzuführen, scheint mir immer verfehlt. Das wahre arabische Leben ist das eigentliche Volksleben, mit dem wir uns im nächsten Capitel beschäftigen wollen.

Siebentes Capitel.

Das Volksleben im Ramadhân in Tunis.

Das eigentliche Volk. — Charakteristische Erscheinung desselben im Ramadhân. — Leiden des Tages und Freuden der Nacht. — Das Hannt und seine wichtige Rolle. — Besuche in meinem Hannt. — Nächtliche Vergnügungen. — Karagus. — Vorurtheile der Europäer gegen denselben. — Die Tänzerknaben im Ramadhân. — Ihre Kunst, Geld zu erpressen. — Die Madâma. — Das jugendliche wilde Heer. — Das Gespenst in der Schaubude. — Der Störer der Geister. — Die Kaffeehäuser in den Ramadhânnächten. — Die arabische Musik. — Die jüdischen Musikanten. — Arabische Lieder. — Zeitvertreib im Ramadhân bei Tage. — Das Beschauen des Hofzuges. — Der Staatswagen des Bey. — Der Leibkutscher und seine Popularität. — Die Begrüßung des Fürsten. — Die Pagen. — Beschenkung derselben. — Rückkehr des Hofes nach dem Bardo.

Der Hof, die Großen, ihre Intriguen, ihre luxuriösen Sitten und Ausschweifungen einerseits, das bescheidenere, aber immer noch äußerlich oft glanzvoll erscheinende Leben der mittleren Stände andrerseits, welche wir uns in den vorhergehenden Abschnitten bemüht haben dem Leser vorzuführen, gehören zwar zur Vollständigkeit des Bildes, dessen Skizzirung wir uns vornahmen, aber dennoch dürfte das Interesse dafür gegen dasjenige zurücktreten, welches uns das eigentliche Volksleben einzuflößen berechtigt ist. Um jedoch das Volk, das wahre Volk in seiner Unverfälschtheit zu studiren, bietet sich uns keine bessere Gelegenheit dar, als wenn wir es während einer Epoche beobachten, in welcher es die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens frei entwickeln und, durch einseitige Vexationen und hemmende Polizeivorschriften unbehindert, zur Schau tragen kann. Eine solche Epoche bietet uns in mos-

limischen Ländern nur der heilige Monat Ramadhân dar, denn nur während seiner Dauer gestattet die Strenge der islamitischen Sittenanschauung eine freiere Entwicklung des Volkslebens, namentlich derjenigen Seite desselben, welche die öffentlichen Lustbarkeiten zum Vorwurf hat, nur während seiner Dauer läßt sich die sonst unerbittliche Polizei zur der Concession herab, auch ein nächtliches Straßenleben zu gestatten; die sonst so strenge, patriarchalische, väterliche Gewalt läßt gleichfalls etwas von ihrer üblichen Unerbittlichkeit nach und erlaubt der Jugend, eine freiere Bethätigung ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, ja es will fast scheinen, als habe sogar das Moralgesetz seine gewohnten Bande in auffallendem Grade gelockert, denn die Nächte des Ramadhân führen uns eine Reihe von Anschauungen vor, welche mit diesem Gesetz in einem noch handgreiflicheren Widerspruch stehen, als die während der andern Monate vorkommenden Abweichungen von demselben.

Dennoch bieten diese Widersprüche keinen absoluten moralischen Verfall dar, sondern sie bilden nur gleichsam den einen extremen Pol der ethischen Gesammtheit, deren anderer Pol in der strengsten Orthodoxie und der unerbittlichsten Auslegung des Sittencodex wurzelt. Denn während auf der einen Seite die Sitten im Ramadhân zügelloser erscheinen, als in gewöhnlichen Zeiten, zeigt sich auf der andern in keinem Monat des Jahres der Moslim strenger an das Ceremonialgesetz gebunden, in keinem Monat besucht er fleißiger die Moscheen, befolgt er strenger die Gebote des Propheten, welche so manchen nach unsern Begriffen erlaubten Genuß in die Acht erklären, kurz, in keiner Zeit bewährt er sich als ein orthodoxerer Mohammedaner, als in diesem Monat.

Wie in diesen beiden Gegensätzen, der religösen Strenge auf der einen und der moralischen Zügellosigkeit auf der andern Seite, so zeigt sich die doppelte Natur des Ramadhân auch in fast allen

andern Erscheinungen des Volkslebens. Dieser Monat ist zugleich die Fastenzeit und zugleich der Carneval, die Tage gehören der ersten, die Nächte dem zweiten an. Bei Tage herrscht Hunger, Durst, Unbehaglichkeit im höchsten Grade, denn die moslimischen Fasten sind die strengsten von allen, indem sie nicht nur den Genuß von Speise und Trank, sondern auch das Rauchen, Schnupfen, ja selbst das Riechen an Essenzen (d. h. vegetabilischen Oelen, denn die destillirten Wasser, wie Rosenwasser ꝛc. sind erlaubt) untersagen und sie sind nicht nur im Princip die strengsten, sondern sie werden auch am Strengsten beobachtet, denn Keiner, selbst nicht der leichtsinnigste Jüngling, wagt es, sich von ihnen zu emancipiren.

Bei Nacht aber pflegt der Moslim in diesem Monat seines Leibes mit einer ganz außergewöhnlichen Vorliebe, wie er sie demselben sonst nie zu Theil werden läßt, er kauft die besten Lebensmittel, welche ihm nur erschwinglich sind, er labt sich am aromatischsten Kaffee, an den ausgesuchtesten Süßigkeiten, er gönnt seiner Nase die feinste Prise und seinem Gaumen den köstlichsten Rauchtabak, kurz er entschädigt sich auf jede ihm nur denkbare Weise für die Tagesstrapazen durch nächtliche Genüsse.

Bei Tage trifft man nur blasse, gelbliche Gesichter, unzufriedene Blicke und kann fast in jeder Straße ein Paar Leute im heftigsten Wortwechsel begriffen sehen, denn auf diese meist sinnlichen und durch keine geistige Arbeit im moralischen Gleichgewicht gehaltenen Menschen pflegt das Fasten stets den Eindruck eines Reizmittels zu den schlimmsten Zornausbrüchen, einer grausamen körperlichen Strafe zu machen, der sie sich zwar aus Werkheiligkeit unterwerfen, die sie aber innerlich verwünschen möchten; da ihnen jedoch die abergläubische Ehrfurcht, welche jeder Moslim vor dem Ceremonialgesetz empfindet, dieß zu thun verbietet, so wenden sie ihre Verwünschungen und die ganze Wucht ihrer gereizten Unge-

duld allen den unglücklichen Sterblichen zu, mit denen sie der Zufall in Berührung bringt. Namentlich diejenigen Moslims, welche Sklaven jener schädlichen, oder unendlich fesselnden Gewohnheit, des Rauchens des Haschysch, Kyf oder, wie man ihn in Tunis nennt, des Takrury geworden sind, zeichnen sich an den Fasttagen durch ihre choleriſche Reizbarkeit aus. Unter ihnen pflegt die geringste Gelegenheit zu heftigem Streit zu führen, Schimpfworte antworten auf Schimpfworte, täglich sind Prügeleien an der Tagesordnung, ein gräßliches Geschrei stört die Ruhe der Nachbarn und die Takruryraucher erwarten unter den Verwünschungen des Nächsten den ersehnten Augenblick des Maghreb (Sonnenuntergangs). Ist aber dieser gekommen, dann senkt sich eine allgemeine süße Harmonie auf alle Gläubigen, selbst die, welche einem solchen Titel am Wenigsten Ehre machen, herab; der befriedigte Magen gestattet kein Aufkeimen der bitteren Galle und die süße Verdauungsseligkeit läßt alle Sterblichen wie Brüder erscheinen.

Ebenso auffallend erweist sich der Contrast zwischen der Ausgestorbenheit bei Tage und der nächtlichen Belebtheit der Straßen. Während sonst in moslimischen Ländern grade die früheſten Morgenstunden das lebhafteste und bunteste Straßenleben darbieten, herrscht zu derselben Zeit im Ramadhân eine Todtenstille, als ob eine Calamität die Stadt betroffen hätte; sämmtliche Läden bleiben bis gegen Mittag geschlossen, die Kaffeehäuser sind theils nicht geöffnet, theils, wenn sich auch ihre Thüren aufthun, zeigen sie doch ein Bild der trostloſesten Verödung. Erst des Nachmittags kriechen die Budenbesitzer aus ihren Häusern hervor, öffnen langsam und gravitätisch ihre kleinen nischenartigen Läden und installiren sich regungslos in einen Winkel derselben, mehr Statuen, als lebenden Wesen vergleichbar. Mit Sehnsucht sehen sie dem Maghreb und dem ihn verkündenden Kanonenschuß entgegen; sie wissen genau den Augenblick, wann er ertönen wird, und halten

mit ängstlicher Vorsicht die kleine Cigarrette (denn fast alle sind Raucher) und einen Wasserkrug bereit, um die zwei am lebhaftesten gefühlten Bedürfnisse und am schmerzlichsten vermißten Genüsse sogleich im ersten Moment, in dem es das Gesetz gestattet, genießen zu können und auch keinen Augenblick einer überflüssigen, nicht mehr länger gebotenen Enthaltsamkeit zu weihen.

Das Essen selbst bildet bei den meisten Städtern ein erst in zweiter Reihe zu befriedigendes Bedürfniß. Nur die Araber vom Lande, die Beduinen, pflegen gleich im Moment des Maghreb mit gieriger Hast über die bereit gehaltenen Speisen herzufallen und sich meist im Augenblick so viehisch zu übereſſen, daß ihnen aller Genuß an den Speisen, ja nichten selten aller weitere Appetit verloren geht. Der Städter dagegen, der diese Verfahrungsweise der Beduinen als eine gemeine und thierische Völlerei verspottet, geht anders zu Werke. Zuerst genießt er einen Trunk reinen Wassers und gönnt, ja verschafft nicht selten seinem Nächsten denselben Genuß. Wahrhaft rührend fand ich immer die Scenen, welche ich in diesem ersten Augenblick nach dem Maghreb, der dem Wassertrinken gewidmet ist, in den Straßen von Tunis beobachtete. Vor jedem Kaffeehaus, jedem Barbierladen, jenen zwei Hauptversammlungsorten der Moslims in den Städten, sah ich lange Reihen weißumhüllter Gestalten sitzen, welche, so wie der heilverkündende Kanonenschuß des Sonnenuntergangs sie mit der Macht eines elektrischen Schlages belebte, die Rechte nach dem Labetrunk ausstreckten und nicht umsonst, denn vor jede dieser Gestalten trat hier der Kaffeewirth, dort der Barbier oder einer ihrer Gesellen und bot ihr in dem üblichen irdenen Geschirre das köstliche Naß dar, jenes reinste und natürlichste Getränk, welches die Verehrung des Arabers mit einer Art von geheiligtem Nimbus zu umgeben liebt. In diesem Augenblick scheint alle Moslims ein verstärktes Band

der Brüderlichkeit zu umschlingen; der Geschäftsmann, den der Sonnenuntergang fern von den Seinen überrascht, der Fremde, welcher noch nicht seinen Weg bis zur Herberge zurückgelegt hat, wird von dem ihm oft völlig unbekannten Kaffeewirth, vom Barbier, oder von irgend einem sonstigen Budenbesitzer, an denen ihn sein Weg vorbeiführt, mit gastfreundlicher Beflissenheit angehalten und ihm der köstliche Trank gereicht, der ihm gewiß noch in erhöhterem Grade Bedürfniß ist, als dem Eigenthümer des Ladens selbst, dessen Durstgefühl nicht durch Geschäftsgang oder Reisen gereizt wurde.

Nach Befriedigung dieses von allen Orientalen am lebhaftesten empfundenen und auch am Nächsten auf's Gewissenhafteste berücksichtigten Bedürfnisses wird dann die kleine Cigarrette oder von den altmodischen bejahrteren Männern die sonst fast außer Gebrauch gekommene Pfeife angezündet, und nach einigen Zügen des geliebten Tabackrauches steht der gelabte und befriedigte Mensch auf, um zu Hause im Kreise der Seinen eine schmackhafte und nahrhafte Mahlzeit zu sich zu nehmen. Zu dieser pflegt der tunisische Städter, der sich, wenigstens die ärmere, fast neun Zehntel der Bürgerschaft bildende Classe, in gewöhnlichen Zeiten nur einmal wöchentlich Fleisch gönnt, im Ramadhân stets die trefflichsten und zwar mit Vorliebe kräftige, in geringem Umfang große Nahrungskraft bietende Speisen zu wählen, meist Hammelfleisch, Hühner, Eier u. s. w., durch würzende Zuspeise gaumengerecht gemacht. Aber so erwünscht auch der Speisegenuß dem ausgehungerten Beobachter des Ramadhân sein muß, so pflegt doch der Städter, wenigstens der einigermaßen der Rohheit entwachsene Bürger, nicht mit derselben Gier, wie der thierische Landaraber, über die Speisen herzufallen, sondern gönnt dem langsamen und gewissermaßen methodischen Genusse derselben wenigstens eine halbe, oft eine ganze Stunde. Daher kommt es, daß man in dem ersten Theil des Abends auf

den Straßen fast nur Beduinen, die ihre Mahlzeit voreilig beendet haben, oder allenfalls auch Diener wohlhabender Bürger findet, welche das Essen in die ärmeren Häuser tragen, denn die allgemein schon so hülfebeflissene moslimische Wohlthätigkeit erreicht im Ramadhân einen bevorzugten Höhepunkt und gestattet selten, daß irgend Jemand durch Noth gezwungen wird, die Fasten über Gebühr auszudehnen.

Erst eine oder zwei Stunden nach dem Maghreb füllt sich die Straße wieder, die Kaffeehäuser nehmen ihre zahlreichen Besucher auf, die finstern Buden des Karagus öffnen ihre Thüren den sich mit Gewalt hineindrängenden Kinderschaaren, hier tönt ein arabisches Concert aus einem improvisirten Vergnügungslocal hervor, dort erblickt man durch die halbgeöffnete Pforte einer andern Spelunke die lasciven Bewegungen der Tänzerknaben; in den Gassen selbst drängt sich Kopf an Kopf, Burnus an Burnus; die Kaufläden zieren sich mit matten Lämpchen und Leuchtern; eine Menge kleinerer oder größerer Laternen schwebt bald tief am Boden, bald in halber Mannshöhe, je nachdem der Träger ein Kind oder ein Erwachsener ist, dahin, und die launischen auf- und abhüpfenden Lichtfünkchen verwandeln die Nacht in ein wie von zahllosen spottenden Irrlichtern durchzucktes, geheimnißvolles, durchsichtiges Halbdunkel. Eine Erleuchtung der Stadt oder wenigstens ihrer belebteren Theile auf öffentliche Kosten findet nicht Statt; da aber in jeder verkehrvolleren Straße der ächt moslimischen Stadttheile Läden an Läden gränzen und deren Besitzer in denselben beim Schein ihres Oellämpchens im Gespräch mit Verwandten und Freunden die Mitternacht zu erwarten, ja oft um mehrere Stunden wachend zu überschreiten pflegen, so unterscheiden sich diese dem Verkehr gewidmeten Mittelpunkte durch ihre verhältnißmäßige Helle von den übrigen stilleren, blos von Privathäusern umringten Gassen des mauriſchen und überhaupt von allen des christlichen und

jüdischen Quartiers im Ramadhân ebensosehr, wie sie gegen ihr eigenes Aussehen in allen anderen Monaten des Jahres, in welchen sie vom Maghreb an die tiefste Dunkelheit umhüllt, einen grellen und dem Sittenbeobachter nicht unwillkommenen Contrast darbieten.

Dergleichen nächtliche Erscheinungen wären natürlich nicht möglich, wenn nicht die gestrenge Polizei, deren allabendliche Hauptbeschäftigung in den andern Monaten des Jahres das Einsperren aller derer ist, die ohne Laternen und ohne einen triftigen Grund des Ausgehens auf der Straße gefunden werden, wenn dieselbe nicht im Ramadhân von ihrer Unerbittlichkeit nachließe. In diesem glücklichen Monat ist sogar die sonst unvermeidliche Laterne nicht officiell geboten; wenn sie dennoch von vielen, ja den meisten Ausgehenden getragen wird, so gilt sie mehr als ein Zeichen der Respectabilität und der soliden Absichten des nächtlichen Ausgangs, bei den Frauen sogar als ein Tugendschild, denn die im Dunkeln schleichenden kann man unfehlbar für sehr lockeres Gelichter erklären.

Was bildet den Zielpunkt aller dieser nächtlichen Ausgänge? Die theils kindischen, theils lasciven Vergnügungen des Karagus, der Tänzerbuden u. s. w. gewiß nur bei den Wenigsten, nur bei der leichtsinnigen, lärmenden Vergnügungen zugethanen Jugend. Alle respectabeln Leute aber gehen zu einem andern Zwecke aus; das Ziel der Vornehmeren bilden die Privathäuser der Reichen, welche so glücklich sind, ein eignes von dem von den Frauen bewohnten Hauptgebäude abgesondertes Nebenlocal zu besitzen, in welchem sie ihre Freunde empfangen können, denn in's eigentliche Haus wird kein profaner männlicher Fuß hineingelassen; das Ziel der Bürger, der Leute vom Mittelstande und selbst der solideren Classe des ärmeren Volkes aber bilden die Kaufläden der Krämer, die Buden der Barbiere viel öfter als die eigentlichen Kaffeehäuser, in welchen sich meist nur die Fremden, d. h. die Araber vom

Lande, die gemeinen Soldaten und von den Tunisern selbst nur der Janhagel einzufinden pflegt. Die Bude aber, das, was der Araber „Ḥânut" nennt, spielt in den Nächten des Ramadhân eine wichtige, eine fast noch wichtigere Rolle, als in den übrigen Monaten bei Tage. Wörtlich übersetzt bedeutet dieses Wort „Ḥânut" zwar nur „Laden" und es dient auch als übliche Bezeichnung für die Kauflocale der Händler, für die Werkstätten der Handwerker, aber in Wirklichkeit besitzt es für die mauriſchen Stadtbewohner einen ganz andern Sinn. Das Ḥânut eines Arabers vom Mittelstande ist ihm oft viel weniger, oft nur so nebenbei der Schauplatz seiner Gewerbsthätigkeit, der wahre Werth jedoch und oft der einzige Zweck desselben besteht für ihn darin, daß er daselbst für alle seine Freunde, die ihn aufsuchen wollen, zu Hause sein kann, denn in seinem Wohngebäude, bei dem er nicht so glücklich ist ein abgesondertes Nebenlocal zu besitzen, darf er fast Niemand, nur seine allernächsten Blutsverwandten empfangen und selbst diese würden sich durch die Gegenwart der Frauen mehr genirt, als unterhalten fühlen, denn die Frau ist einmal im moslimischen Leben ein Accord, welcher zum Mißton wird, sowie er an's Ohr der Oeffentlichkeit dringt und dessen bloßes Anklingen schon störend auf den geselligen Frieden wirkt. Vom Ḥânut aber ist und bleibt die Frau auf ewig verbannt. Auch mit keiner Sylbe wird ihrer dort gedacht, sonst wäre Fried' und Freundschaft schnell in Hader und Zwist verwandelt. Bleibt dieser Zankapfel aber entfernt, so herrscht in der Gesellschaft zwar nicht jene leichte, angenehme, abwechslungsvollere Unterhaltung, welche bei uns aus dem Umgang verschiedener Geschlechter entspringt, aber doch eine ganz leidliche, freilich ein wenig gravitätische, indeß nicht gradezu schwerfällige Geselligkeit; ja, wie fast jeder Nachtheil im Leben von einem relativen Vortheil begleitet ist, so führt auch hier die Abwesenheit der Frauen

insofern ein Ersatzmittel mit sich im Gefolge, als ein freierer und gemüthlicherer Verkehr zwischen Leuten von den verschiedensten Ständen stattfindet, als in unsern europäischen Gesellschaften, aus denen wir oft manchen unterhaltenden Mann, mit dem wir selbst ganz gern verkehren würden, nur deßhalb ausschließen, weil seine etwas ungehobelten Manieren die Damen unangenehm berühren könnten. Ich denke mit Schrecken daran, was für einen Eindruck es hervorbringen würde, wollte man die socialen Elemente vieler arabischer Gesellschaften mit ihren wörtlichen Aequivalenten in Europa vertauschen. In Tunis zum Beispiel kommt es täglich vor, daß ein Oberst oder selbst ein General mit seinem Barbier, seinem Schuster oder Schneider in traulichem Gespräch den Abend zubringt. Nun denke man sich den tunisischen General und den tunisischen Barbier in europäische verwandelt, so wäre das Bild, welches uns ihre gesellige Vereinigung vorführen würde, an und für sich schon ergötzlich genug, vollends zur Comödie würde es aber dann werden, wenn man die respectiven Gattinnen dieser Herren zur Gesellschaft hinzuziehen wollte. Freilich läßt sich dieses zwanglose Verkehren von Leuten der verschiedensten Stände bei den Arabern durch eine größere Gleichheit der Bildung oder, wenn man will, einen gleichgroßen Mangel an Bildung einigermaßen erklären, aber diese Erklärung genügt nicht, denn Stolz und Anmaßung sind bekanntlich viel öfter die Begleiter der Unwissenheit, als der Bildung; wir müssen vielmehr den Grund in dem allgemeinen demokratischen Geist, welcher alle semitischen Völker durchweht, suchen und ein wenig, glaube ich, mag auch die Ausgeschlossenheit der Frauen, deren Rivalität bei allen Völkern eine größere zu sein pflegt, als die der Männer, zu jenem traulichen Verein der verschiedensten Rangclassen bei den Arabern beitragen.

Das Ḥânut also ist der Tempel, in welchem diese Feste

der socialen Gleichheit am Allgemeinsten gefeiert werden. Ohne ein Ḥânut fühlt sich der Stadtaraber zu allen Zeiten, vorzüglich aber im Ramadhân unglücklich und auch derjenige Europäer, welcher, wie ich, in arabischen Ländern fast nur mit Eingeborenen zu verkehren gewohnt ist, empfindet lebhaft das Bedürniß nach einem solchen Ḥânut, in dem er seine Warte aufschlagen kann, um von hier aus das bunte Straßenleben, das mannichfaltige interessereiche Treiben des Volks studiren und zugleich seine einheimischen Freunde und Bekannten empfangen zu können. Auch ich mußte ein solches Ḥânut haben, das war bei mir ausgemacht, ehe noch der heilige Monat Ramadhân angebrochen war. Der Umstand, daß ich keine Seife, Schwefelhölzer oder sonst irgend etwas zu verkaufen hatte, bildete nach arabischen Begriffen durchaus keinen Grund, warum ich kein Ḥânut miethen sollte, ich kannte der Präcedenzfälle genug, in denen im Ḥânut auch nicht ein Strohhalm verkauft, sondern lediglich Geselligkeit getrieben wurde. Mehrere meiner Bekannten besaßen solche einzig und allein zum Darinnensitzen bestimmte Läden. In einem derselben hätte ich mich freilich installiren können und Jedermann würde mich willkommen geheißen haben. Aber ich wäre eben nie aus einer gewissen Parasitenrolle herausgekommen, ich hätte keinen Bissen Kusskussu essen, keine Tasse Kaffee trinken können, ohne daß diese Gegenstände von Jemand anders bezahlt worden wären, denn der Ḥânutbesitzer hält es für seine Pflicht, seine Besucher zu tractiren, ja nicht selten zwingt er sie zu einem übermäßigen Genuß öliger, honigtriefender Süßigkeiten, die dem europäischen Magen gewöhnlich widerstehen. Solchen Calamitäten auszuweichen und um zugleich ein Absteigequartier im mauriſchen Stadttheil zu haben, ließ ich ein Ḥânut miethen und zwar ein großes viereckiges Loch im Erdgeschoßeines großen Basars, das, leidlich von mir möblirt, zu einem ganz freundlichen Zimmerchen wurde.

Gleich am ersten Abend, als ich kaum darin installirt war, erhielt ich einen so zahlreichen und buntscheckigen Besuch, daß die kleine Bude ihn kaum fassen konnte. Es kann einen recht deutlichen Begriff von dem socialen Gleichheitsgefühl der verschiedensten Stände in moslimischen Ländern geben, wenn ich diese bei mir versammelten Besucher ihrem Stande gemäß bezeichne. Da war zuerst als Respectsperson ein dicker alter Oberst von den Sspâhiya, sehr pomphaft und gravitätisch, der den seltsamen Ehrgeiz besaß, französisch sprechen zu wollen, was er freilich erst lernen mußte, denn einstweilen beschränkte sich seine Conversation auf einige banale Phrasen, die er von meinem Bedienten, einem Araber, der in Paris ein Paar Brocken französisch aufgefischt, papageimäßig auswendig gelernt hatte. Dieser Würdenträger war nicht nur intim mit meinem Bedienten, sondern auch unzertrennlich von zwei andern Leuten sehr niederen Standes, von seinem Barbier und dessen Gesellen, und stets, wenn man den Oberst bei sich hatte, war man sicher, auch diese beiden ankommen zu sehen. Dann kamen einige Schulmeister, ich glaube es waren deren sogar fünf oder sechs, sehr respectable Leute, die den Qorân auswendig wußten und ihn vermittels des spanischen Rohrs tagtäglich einer Schaar auf dem Boden hockender, in näselndem Singsang recitirender Bürschchen einzubläuen pflegten. Unter diesen Schulmeistern befand sich einer, welcher mit dem allen gemeinsamen Titel „Mowaddib" (Lehrer, in Tunis „Meddeb" ausgesprochen) den noch viel ehrwürdigeren eines „Schaych" vereinigte, der bei religiösen Persönlichkeiten eine andere Bedeutung annimmt, als diejenige eines Stammesoberhaupts der Beduinen, unter welcher er uns geläufiger ist, nämlich die eines halben Heiligen. Dieser Schaych entsprach übrigens seinem religiösen Titel insofern vollkommen, als er sich so ernst, einsylbig und langweilig, wie möglich, zeigte. Er war in dem holden Wahn befangen, daß mein Hânut nicht mir,

dem Ketzer, sondern dem rechtgläubigen Spahy gehört, sonst hätte ihm sein ausserer Fanatismus gewiß nicht gestattet, darinnen zu bleiben. Der Schaych hatte nur den Oberst und die Schulmeister durch die Thüröffnung von außen erblickt und war gekommen, um sich von ihnen verehren zu lassen, was denn auch in höchst salbungsvollen, aber sehr langweiligen Phrasen geschah. Er gehörte sicherlich nicht zur Classe der lustigen Heiligen, eine Classe, welche so seltsam auch die Zusammenstellung der beiden sie bezeichnenden Worte sein mag, dennoch besteht und in Tunis nicht ohne Vertreter ist. Auch bei mir befanden sich an jenem Abend zwei solche lustige Heilige, welche es jedoch in sehr verschiedenem Grade waren. In geringerem Grade gebührte dieser Titel einem gewissen Mohammed, der sich Wakyl des Grabes eines Maräbut's, Namens Schaych ben Meluka, nannte und deßhalb eine hohe Verehrung genoß, die aber noch höher gewesen wäre, wenn er es nicht geliebt hätte, die Rolle eines Lustigmachers zu spielen und sich in allerlei wenig erbaulichen Localen herumzutreiben. Die Lustigkeit dieses vermeintlichen Heiligen bestand hauptsächlich im Hersagen von Paradoxen und im Schmieden kleiner nichtssagender Versspiele; unterhaltend war sie eigentlich wenig, namentlich da sie von einem fieberhaft ungeduldigen Wesen, sehr gegen die zur Schau getragene Seelenruhe der übrigen Moslims abstechend, begleitet war, gewiß viel weniger unterhaltend, als die des andern lustigen Heiligen, der mich an jenem Abend besuchte und dessen eigentlichen Namen ich nie erfahren habe, da ihn alle Welt nur bei seinem Spitznamen „Mossri'ân" kannte.

Mossri'ân bedeutet „hastig" und dieses Prädicat verdiente der Heilige auch vollkommen, denn er war so unruhig, so eilig in all' seinen Bewegungen, so zerstreut und vergessen dabei, wie es einem Heiligen nur möglich ist. Uebrigens führte er seinen Heiligentitel nicht seiner eignen äußeren Lebensweise

wegen, sondern er hatte ihn geerbt, denn er stammte von irgend einem Marâbut aus der frommen Stadt Qayruân, in der beinahe jeder Pflasterstein ein Heiliger ist. Diesem Titel machte er freilich nach unsern Begriffen wenig Ehre, aber nach arabischen entsprach er ihm insofern, als seine zerstreute Hastigkeit an Geistesverwirrung gränzte und letztere das sicherste Kriterium des Heiligenstandes bildet. Was die Araber in seinen Gesprächen am Meisten unterhielt, war der komische Gegensatz zwischen seinen Aussprüchen und seinem vermeintlichen Heiligenstande. Während nämlich alle Heilige eine große Gleichgültigkeit gegen irdische Güter empfinden oder vorgeben, bildete sein drittes Wort das Sätzchen: „Ich liebe das Geld mehr, als Alles auf Erden", ein Ausspruch, der für uns Europäer gar keinen, für die Araber aber des Contrasts wegen einen hohen Werth der Komik besitzt. Nebenbei durchzog seine Gespräche ein höchst unerbauliches Element, das aber wieder, des Gegensatzes halber, seine komische Wirkung äußerte.

Auch liebte er es sehr, Andere auf unbarmherzige Weise aufzuziehen und hatte dann stets alle Lacher für sich. Namentlich ein altes verschrumpftes Männchen bildete vorzugsweise den Zielpunkt seines Spottes. Dieser arme Teufel war einst ein Mamluke gewesen und am Hofe des Bey, Muçtafa Pascha, zusammen mit dem jetzigen ersten Minister erzogen worden, eine Zeitlang ging es ihm gut, ja glänzend, jetzt aber hatten ihn schlechte Geschäfte und die Raubsucht seines früheren Mitsklaven, des Chasnadâr, der ihm sein prächtiges Haus, eines der schönsten von Tunis, zu dessen Erbauung er fast sein ganzes Vermögen verwendet, ohne Weiteres nach hiesiger Ministerjustiz weggenommen hatte, heruntergebracht. Dieser Unglückliche mußte sich stets zum Hohn „Minister" schimpfen hören, man klagte ihn scherzhafter Weise aller Gewaltthätigkeiten und Veruntreuungen seines früheren Mitsklaven an, kurz er bekam die ganze Hefe des Spottes in reichlichem Maaße zu kosten.

Bei Jedem konnte jedoch der Heilige seinen Witz nicht an den Mann bringen. Einmal versuchte er es auch einen andern meiner Besucher, der nichts Geringeres war, als der Scharfrichter des Bey, aufzuziehen, aber das bekam ihm übel, denn der Scharfrichter führte nicht nur ein scharfes Messer, sondern auch eine scharfe Zunge, mit der er dem Heiligen übel zusetzte, so daß dieser sich kleinlaut verbarg und bald darauf seinen Abschied nahm.

Waren alle meine Besucher fort, so blieben mir oft noch einige Stunden des Abends, um mich in den verschiedenen Kaffeehäusern, Musiklocalen und Schaubuden des maurischen Quartiers herumzutreiben. Diese Besuche durfte ich allerdings meinen arabischen Bekannten kaum eingestehen, denn die meisten dieser Locale gelten für wenig ehrbar, um nicht zu sagen für berüchtigt, aber der Reisende, der die Volkssitten studiren will, muß, natürlich soviel wie möglich, Alles sehen und kann sich um keine selbst noch so ehrbaren Vorurtheile kümmern. So schlich ich mich denn, nur von dem unvermeidlichen Laternenträger begleitet, aus der Stille meiner kleinen Bude in den wilden Strudel einer der belebtesten Straßen, welche in meiner nächsten Nähe beim Platze Halfâwyn ihren Anfang nahm. Hier wurde uns lange die Wahl schwer, welche Bude wir zuerst besuchen sollten, denn beinahe aus jedem Hause drang uns das laute Getrommel der Bendayr (Tamtams), das wilde Gelärm der Darbuka, das heisere Geflöte der Çoqra oder das Geklimper des ʿAud (der arabischen Guitarre) und das krächzende Geschnarche des Rhebâb (Altviole) entgegen, dazwischen ertönte der näselnde Singsang einer oder mehrerer menschlicher Stimmen, das Geschrei des Kinderschwarms, das wie Schakalsgebell heisere und helltönende Gejauchze der Weiber, die finstern Baßstimmen fluchender Araber, und wie Frösche-gequake stimmte zu dem Allen der Chor der auf der Straße unharmonisch durcheinander schwätzenden Spaziergänger. Wie

man sieht, war der Ohrenschmaus, der dem Vorbeigehenden auf dieser Straße geboten wurde, nicht gering, aber die Augenweide fehlte gänzlich; sie blieb ausschließlich für das Innere der Buden aufgespart und wurde von der Außenwelt durch eine dichte Bretterthür unbarmherzig abgesperrt. Der Talisman, der diese Bretterthür aufthat, bestand jedoch nur in einigen wenigen Kupferstücken. Aber was hinter der Bretterthür vorging, das konnte Niemand ahnen, der diesen Talisman nicht gelöst hatte und dadurch gewannen diese Buden für den Neuling den ganzen Reiz des Geheimnißvollen.

Die erste Höhle, in welche mich der Zufall führte, war eine jener zahlreichen Karagusbuden, welche das unterscheidend eigenthümliche Vergnügen der Ramadhânnächte in allen Gebieten des Islam bilden und deren Hauptanziehungspunkt in einer Puppencomödie, durch Schattenspiele dargestellt, besteht, ein Volksvergnügen, welches zur Zeit der Herrschaft der Türken von Constantinopel hierher verpflanzt worden ist. Die Hauptperson dieses Schattenlustspiels ist Karagus (ein türkischer Name „Schwarzauge") selbst, eine höchst seltsam geformte Persönlichkeit, welche mit dem „Gott der Gärten" bei den Alten eine auffallende und unanständige Aehnlichkeit besitzt. Die Mehrzahl der nach dem Orient kommenden Europäer, wenn sie diesen antiken Priap noch heutzutage im Schattenspiel mit ungeschwächter Specialität fortleben sieht, pflegt bei seinem Anblick in tugendhafte Entrüstung auszubrechen. Aber eine solche Entrüstung erinnert sehr an Donquichotterie, wenn sie nicht noch Schlimmeres, eine schlüpfrige Phantasie, verräth; denn die meisten gewohnten Zuschauer des Karagus denken sich bei dessen seltsamer körperlicher Bildung und der offenen zur Schautragung derselben fast gar nichts. Die Aehnlichkeit mit dem Gott der Gärten ist für sie eine reine Sache der Tradition geworden; man hat sie eben seit dem Alterthum beibehalten, ohne zu ahnen, daß das, was die Alten für ein

heiliges Symbol und keineswegs für etwas Unanständiges ansahen, plötzlich obscön geworden sein könne.

Deßhalb finden auch die Moslims durchaus nichts Unmoralisches an diesen Darstellungen, ähnlich wie bei den Römern die Priapeen oft im Kreise anständiger Matronen gefeiert wurden; sie schicken vielmehr ihre Kinder in die Karagusbuden, denn für den Geschmack der Erwachsenen sind die Lustspielchen doch meist gar zu naiv. Letztere besitzen in Tunis stets fünf oder sechs stehende Figuren, worunter jedoch nur eine einzige Heldenperson, nämlich Karagus selbst, der stets als Türke gedacht wird, und da er eine türkische Erfindung ist, natürlich immer die dankbare Rolle hat. Alle andern Rollen sind undankbar und stellen sämmtlich Leute vor, die von Karagus gehänselt, auf grobe Weise betrogen, ausgeraubt, geschlagen, kurz auf jede Weise mißhandelt werden. Recht bezeichnend für das Selbstgefühl des Tuniser Volks ist es, daß unter diesen undankbaren Rollen niemals ein Moslim aus hiesiger Stadt und nur selten ein Moslim überhaupt figurirt. Wenn dieß vorkommt, so klebt ihm gewöhnlich irgend ein Makel oder Verdacht der Ketzerei an, er ist ein Dscherbyte, ein Mosabyte oder sonst ein Heterodoxer. Mit Vorliebe aber läßt man die Juden herhalten. Ein Jude fehlt nie und eine Jüdin selten, welche gewöhnlich beide allerlei betrügerische, pfiffige Anschläge auf Karagus haben, der sie aber entdeckt und sich in seiner groben Polichinellmanier durch derbe Witze und Schmähreden, nicht selten durch Prügel an den Schlauköpfen rächt. Auch die Malteser, welche das Proletariat der hier angesiedelten Europäer bilden und am Meisten mit Moslims in Geschäftsverbindung stehen, pflegen als Repräsentanten der ganzen Christenheit nicht selten in diesem Puppenspiel dargestellt und natürlich verspottet zu werden. Zum allgemeinen Ergötzen erscheint auch manchmal eine „Madâma" (dieses italienische Wort gebrauchen die Tuniser, um eine

Europäerin zu bezeichnen). Die „Madâma" zeichnet sich gewöhnlich durch einen Luxus von Crinoline aus und ist dadurch viel eher erkenntlich, als man die andern Figuren, mit Ausnahme des nur allzu offenbaren Karagus selbst, unterscheiden kann, denn bei den meisten muß man erst seine Nachbarn fragen, was diese oder jene Puppe vorstellen solle. Der Madâma geht es meistens sehr schlecht; sie hat fast immer das Unglück, die Neigung des Karagus zu erwecken, dem sie denn auch gewöhnlich, nach langen tugendhaften, aber fruchtlosen Kämpfen, zum Opfer fällt. Manchmal ist die Madâma auch eine Speculantin auf die Gefühle der Männer im Allgemeinen und des Karagus im Besonderen; in diesem Falle wird sie stets betrogen, denn Karagus verspricht zwar, zahlt aber schließlich doch nicht den Preis für ihre Gunst. Eine moslimische Frau soll natürlich in dem orthodoxen Puppenspiel nicht vorkommen und wenn hiervon eine Ausnahme gemacht wird, so geschieht es doch nur, um irgend eine bettelhaft schmutzige Landbeduinin darzustellen.

Die Sprache, der sich der Puppenspieler bedient, bildet jetzt ausschließlich der allein Allen verständliche tunisische Dialect, denn das Türkische, welches früher das übliche Idiom des aus Stambul stammenden Karagus war, ist in den letzten 20 Jahren ganz abgekommen. Der tunisische Dialect besitzt jedoch seine verschiedenen Nebenmundarten, jenachdem er von einem Mauren, einem Juden, einem hier ansässigen Malteser, einem Landaraber, einem Dscherbyten gesprochen wird, und diese weiß der Spielmann gewöhnlich trefflich nachzuahmen, ebenso wie er den Stimmen verschiedene Höhe und Tiefe, vom brummenden Baß des Karagus selbst bis zum flötenden Fistelton der Madâma zu geben versteht. Besonders ergötzlich ist die Nachahmung des Dialects der Juden, welche, wie fast in allen Ländern, auch in Tunis ihre eigenthümliche fehlerhafte Aussprache besitzen und mit der Grammatik auf schlechtem Fuß

leben. Wäre diese Verschiedenheit des Tons und Dialects nicht, so würden wir die meisten Puppen kaum für das, was sie vorstellen sollen, erkennen, denn dieselben erweisen sich als so überaus rohe Sculpturen von Pappendeckel, daß sie bei uns ein sechsjähriges Kind wahrscheinlich besser verfertigen dürfte.

Der Text dieser kleinen Lustspiele ist außerordentlich einfach; von einer poetischen Verwicklung, einer Verknüpfung und Lösung des dramatischen Knotens ist nur in den wenigsten Fällen und auch dann nur in der oberflächlichsten Weise die Rede. Meistens besteht die ganze Posse aus einer abgerissenen Aufeinanderfolge von Scenen, die miteinander fast nichts gemein haben. Fast in allen erscheint der Held, Karagus, als Sieger, theils durch seine Zunge vermittels seines oft beißenden, meistens jedoch nur derben Witzes, theils aber auch durch seine Fäuste und einen in diesen gehandhabten Knüttel, mit dem er den Rücken aller andern Comödienfiguren auf energische Weise heimsucht. Fünf- oder sechsmal zum Wenigsten in jeder Posse erscheint das sämmtliche Personal in einen gordischen Knoten zusammengeschnürt, auf welche chaotische Verschlingung Karagus nach Leibeskräften einhaut. Das Finale ist dann jedesmal noch eine besonders verwickelte und energische Prügelscene.

Wie man sieht, ist hier von einem eigentlichen Lustspiel oder selbst von einer feineren Posse nicht die Rede. Der Witz ist immer derb, selten, wie derjenige der neapolitanischen Pulcinella, geistreich; mit letzterem besitzt aber Karagus sonst eine gewisse Aehnlichkeit; es ist derselbe rohe Mutterwitz, hinter äußerster Unwissenheit und anscheinender Dummheit versteckt. Freilich ist dieser Mutterwitz der eines Türken und nicht eines Italieners und deßhalb auch um so viel plumper und schwerfälliger.

Wie allen wahrhaft volksthümlichen Charakteren, fehlt

auch dem Karagus nicht eine gewisse moralische Tendenz. Er ist die Verkörperung der naiven, unverdorbenen Ehrlichkeit der untersten Stände; er weiß nichts von einem Abfinden mit dem Gewissen; freilich erscheint dieses bei ihm oft je nach den Umständen weiter oder enger, aber im Grunde ist es doch das Gewissen des ehrlichsten Theils des Volkes, vor dem er sich zeigt; was diesem Volke Unrecht erscheint und sei es oft auch nur etwas durch einseitige Religionsvorurtheile Verbotenes, das wird auch von Karagus verworfen; was dagegen die volksthümliche Ansicht nur als leichte Sünden ansieht, und seien es oft auch solche, die in Wirklichkeit einen schlimmeren Namen verdienen, das macht sich Karagus keinen Scrupel, zu begehen. Einen eigentlichen heimtückischen Betrug begeht er aber nie; wenn er seinen Nächsten übervortheilt, beraubt oder durchprügelt, so geschieht dieß immer auf eine Weise, daß er alle ehrlichen Leute für sich hat, denn es geschieht stets zur Strafe für irgend einen listigen Anschlag, der gegen ihn unternommen wurde. Nichts ist aber dem Volke in allen Ländern verhaßter, als heimtückische List, und nichts erscheint ihm erwünschter und gerechter, als deren Entlarvung und Bestrafung. Man sieht, eine gewisse poetische Gerechtigkeit fehlt in den Possenspielen des Karagus nie.

Was man schließlich von der Unmoralität und Obscönität dieses Puppenspiels gesagt hat, so habe ich dergleichen, wenigstens hier in Tunis, niemals entdecken können. Derbe, ja nicht selten unfläthige Witze kommen selbst in den deutschen mittelalterlichen Possenspielen (z. B. bei Hans Sachs) vor und doch ist es noch Keinem eingefallen, dieselben deßhalb für unmoralisch zu erklären. Ich glaube die von manchen Reisenden über Karagus verbreiteten perhorrescirenden Gerüchte stammen lediglich aus dem Mangel an Sprachkenntniß dieser Europäer her, welche die Worte der Posse nicht verstanden, aber die obenerwähnte körperliche Aehnlichkeit der Hauptfigur

mit dem Gott der Gärten in ihrer tugendhaften Entrüstung allein im Auge hatten, aus ihrer eigenen Phantasie den Schluß ableiteten, als müßten jene Worte eine ebenso unanständige Bedeutung besitzen, wie ihnen die Figur des Karagus unanständig erschien. Dem ist jedoch nicht so. Die traditionelle körperliche Monstruosität der Hauptperson dieser Posse übt auf den Text derselben, wenigstens hier in Tunis, gar keinen Einfluß. Würden auch sonst die in Ausübung ihrer väterlichen Gewalt so gewissenhaften und strengen Moslims ihre Kinder hineinschicken, wenn sie die Karagusbuden als für die Moral gefährdend ansähen?

Nach den Freuden der Schattenspielbuden stand mir der Genuß eines andern Ramadhânvergnügens bevor, das heißt die Besichtigung der Tänzer und ihrer Künste. Alle Individuen, welche in öffentlichen Buden tanzen, gehören nämlich dem männlichen Geschlechte an. Die Tänzerinnen treiben ihr Wesen nur in Privathäusern, in welche sie übrigens Jedermann zu sich kommen lassen kann, aber unter zwei Bedingungen, der einen, sehr leichten, daß er sie gut bezahle und der anderen, allerdings viel schwerer zu erfüllenden, daß er ein gläubiger Moslim sei. Denn zu einem Ketzer, Christen oder Juden kommen diese orthodoxen Jungfrauen nicht ins Haus, welche zwar der Venus vulgivaga dienen, jedoch nur in soweit, als dieselbe sie mit frommen Moslims in Berührung bringt. Nur ein Gläubiger darf sich an den schmachtenden Bewegungen, den wallenden Schwellungen des Busens, den feinen Schwenkungen des Hauptes, den üppigen Zuckungen des Mittelkörpers dieser arabischen Terpsichoren weiden. Wer aber das Unglück hat, ein Ketzer, Christ oder Jude zu sein, dem bleiben die Reize, welche die gläubigen Priesterinnen der Venus beim Tanze entwickeln, ein ewiges Räthsel. Ein schwaches Ersatzmittel wird ihm allerdings dadurch geboten, daß er dieselben Bewegungen, dieselben schmachtenden Ge-

bärden, dieselben lasciven Schwenkungen der Beine, welche die Tänzerinnen mit großer Virtuosität in Scene setzen sollen, an den sie getreu copirenden Tänzerknaben studiren kann; aber wie eine selbst noch so getreue Copie der sixtinischen Madonna dennoch niemals zu einem Raphael wird, so lassen auch diese oft mit großer Geschicklichkeit nachgeahmten Pantomimen kalt, da sie nicht aus der natürlichen Quelle entspringen, welche allein diese Bewegungen erklären kann. Denn das ganze Gebärdenspiel dieser Tänzer stellt etwas vor, das uns eben nur bei dem weiblichen Geschlecht interessiren kann; ihr Tanz ist die Copie einer ausdrucksvollen Pantomime, welche nur bei dem Weibe einen Sinn hat, denn sie drückt ihre ganze leidenschaftliche Hingabe, ihren liebenden Paroxismus, ihr Aufgehen in der Seele des Erwählten ihres Herzens durch glühendes Mienenspiel und heftige Erregtheit der sinnlichsten Fibern ihres Körpers in wollüstigster Weise handgreiflich aus.

Dennoch haben es einige dieser Tanzkünstler in ihrer Virtuosität, die Frauen nachzuahmen, zu einem so hohen Grade von Geschicklichkeit gebracht, daß wir immerhin ihre Kunst anerkennen können, wenn auch unser Beifall durch den Mangel der Natürlichkeit dieser Tänze nüchterner gestimmt wird. Mitunter waren freilich die Erscheinungen dieser Tänzer so unvortheilhaft, daß sie uns trotz all' ihrer Virtuosität nur wie Carricaturen vorkommen konnten. So sah ich in einer Bude einen einäugigen, zum Islam bekehrten Juden, bei dem das Wort „Tänzerknabe" nur als Bezeichnung seines Standes (etwa wie man bei uns manchmal selbst von einem Erwachsenen das Wort „Kegeljunge" gebraucht), nicht aber seines Alters gelten konnte, denn der sogenannte „Knabe" hatte seine Vierzig auf dem Rücken. Allerdings hatte er auf diese Weise mehr Zeit gehabt, sich in seiner Kunst, die Bauchmuskeln tactgemäß in Bewegung zu setzen, gründlicher einzuüben, aber ein wenig an Geschmeidigkeit hatten besagte Muskeln mit den

vorgerückten Jahren denn doch verloren. Darin besteht nämlich eine der ausdrucksvollsten Pantomimen des arabischen Tanzes, daß die tanzende Person, mit den Füßen wie angewurzelt stehen bleibend, nur die Bauchmuskeln in tactmäßige, Anfangs langsame, aber immer heftiger werdende, zuletzt bis zum höchsten Paroxismus gesteigerte Schwenkungen versetzt.

Eine andere Scene ihrer choreographischen Darstellungen bildet ein Schritt, den ich den „Schwebegang" nennen möchte. Bei diesem erscheinen nur die Beine thätig; die Tanzenden schweben durch die ganze Länge des Zimmers auf und ab, heben von Zeit zu Zeit die Beine zu einem schwungvollen Hüpfen in die Höhe oder führen nur mit dem einen derselben lascive Schwenkungen aus, lassen es auch wohl manchmal in zitternden Schwingungen oscilliren und fallen dann wieder in einen wie schwimmenden Wandelgang ein. Da bei diesem Theile des Tanzes nur der Unterkörper dem Publicum ein Schauspiel darbietet, so kann sich dieses leichter der Illusion hingeben, als habe es wirklich Tänzerinnen vor sich, eine Illusion, welche dadurch sehr begünstigt erscheint, daß die Gewande der Tänzer, und am Erkennbarsten grade deren unterer Theil, dem weiblichen Geschlechte entlehnt sind. Alle Tänzer tragen nämlich lange, faltige Weiberhemden, die bis auf die Fersen hinabhängen und deren niedere Hälfte durchaus einem europäischen Weiberrocke aus der Zeit der Crinoline, unter welchem man jedoch letzteren Artikel entfernt hätte, gleicht, denn der Rock erscheint weit und faltenreich und schmiegt sich in seiner Stofffülle grade den kühnsten Bewegungen am Geschmeidigsten an.

Höchst drollig nahm sich allerdings dieß lange, faltige Weiberkleid bei einem andern Tänzer aus, dessen Physiognomie eine komische Uebertreibung dessen, was viele Leute männlich nennen, bildete, nämlich bei einem ältlichen Neger mit einem grotesk-martialischen Gesicht, mit finstern derben Zügen, einem

stoppligen Ziegenbart und rollenden wilden Augen. Dieser Neger war jedoch ein großer Virtuose und hatte es in der Elasticität seiner Bauchbewegungen wirklich erstaunlich weit gebracht, nicht so weit jedoch, wie einer seiner jüngeren Collegen, den ich in einer andern Bude sah. Es war dieß ein nur sechzehnjähriger Junge, bräunlich wie der Hirtenknabe David und demselben auch durch sein hübsches Gesicht vergleichbar. Dieser Bursche wußte seinen Mittelkörper in so kühne Schwenkungen zu versetzen, daß man geneigt war, ihn als mit dem Oberleib nur lose zusammenhängend anzunehmen und ein ängstlicher Mensch jeden Augenblick versucht woren wäre, das Abbrechen dieser Wespentaille zu befürchten.

Für mich bildete eines der amüsantesten Schauspiele in diesen Tänzerbuden die Art und Weise, wie sich die Jünger der Terpsichore von ihren Kunden bezahlt zu machen wußten. Es wird nämlich kein bestimmtes Schaugeld gefordert, überhaupt kein Eintrittsgeld entrichtet, sondern der Grundsatz „Standespersonen zahlen nach Belieben" scheint hier in der demokratischsten Anwendung auf alle Welt ausgedehnt.

Die Welt dieser Buden besteht jedoch meist aus armen Teufeln, welche sich gezwungen sehen, ihre Kupferstücke eng beisammen zu halten und es hält sehr schwer, diese Leute zu Ausgaben zu bewegen, gegen die sie sich mit Händen und Füßen zu sträuben geneigt sind. Dennoch wissen die Tänzer das Geld ihren Taschen zu entlocken und zwar bedienen sie sich auch hierin ganz desselben Verfahrens, welches ihre Vorbilder, die Tänzerinnen, mit so viel Erfolg in Scene setzen. Eine Tänzerin pflegt nämlich, wenn sie von einem ihrer Bewunderer ein Schaugeld erhaschen will, sich dicht vor diesen hinzustellen, ihn lose um den Leib zu fassen, wenn er steht, oder ihm die Hand auf den Kopf zu legen, wenn er sitzt, und in dieser Stellung die volle Virtuosität ihrer Bauchmuskelbewegungen zur Geltung zu bringen, was sie oft mit

so vielem Feuer thut, daß der mit ihr in so nahe Berührung Gebrachte gleichfalls Feuer fängt und die Stränge seines Geldbeutels zu einem namhaften Geschenke öffnet, das der Sitte gemäß gewöhnlich aus einer einzigen werthvolleren Münze besteht, die man der Tänzerin mit dem Speichel seines Mundes auf die Stirn klebt.

Eine andere bei diesen Damen gleichfalls sehr beliebte Verfahrungsweise, sich Geld zu erschmeicheln, welche jedoch nur in Bezug auf die sitzenden Zuschauer ihre Anwendung findet, besteht darin, daß sie sich in der Höhe des Sitzenden der Länge nach ausstrecken und halb scheinbar halb wirklich auf den Boden legen, während sie ihr Haupt lose auf den Schooß des Sitzenden stützen, der gewöhnlich, da die meisten Araber Burnusse anhaben, eine bauschige Höhlung darbietet; in dieser Höhlung beginnen sie dann mit dem Haupt ähnliche Schwingungen und Schwenkungen, wie sie dieselben sonst mit dem Körper ausführen, Schwenkungen, welche an die Stöße eines Widders erinnern würden, wären sie nicht sanft und zart und trügen sie nicht den Charakter einer Liebkosung, welche auch wirklich selten ihren Zweck verfehlt.

Nun denke man sich alle diese bei einer hübschen jungen Tänzerin so verführerischen und bestechenden Bewegungen von dem alten Neger oder dem einäugigen Judenrenegaten ausgeführt, so erhält man ein zwar keineswegs harmonisches, aber grade durch seinen grotesken Contrast amüsantes Bild. Trotzdem, so seltsam es auch klingen mag, erreichten doch gleichfalls diese Leute ihren Zweck, sich bezahlt zu machen, wenn auch aus dem diametral entgegengesetzten Grunde, wie die Frauen. Man konnte die zudringlichen Menschen, die mit einer Beharrlichkeit, welche eines bessern Zweckes würdig gewesen wäre, ihre Opfer festhielten und ihnen vortanzten, bis diese es vor Ungeduld nicht mehr auszuhalten vermochten, eben nicht anders los werden, als wenn man seinen Beutel

öffnete, und war froh, sich durch ein kleines Geschenk der Unannehmlichkeit zu entheben, sie in unmittelbarster Nähe zu besitzen. Freilich mochten diese Geschenke in den meisten Fällen sehr dürftig ausfallen, denn ich sah oft die Tänzer ein saures Gesicht schneiden, wenn ihnen ein recht schmächtiges Kupferstück in die Hand gedrückt wurde, aber beklagen durften sie sich doch nicht, auch nicht mehr fordern, denn dieß gestattet die maurische Sitte in Tunis nicht.

Von einem entschieden komischen Effect waren mir die Bemühungen eines andern Tänzerknaben, den ich in einer Karagusbude seine Kunst, durch beredte Pantomimen vom Publicum Geld zu erpressen, ausüben sah. Die Schattenspielbuden vereinigen nämlich nicht selten mit ihrer eigenen Specialität auch das Tanzvergnügen oder vielmehr die Anschauung der Tänzer, welche letztere jedoch hier als Nebensache gelten und somit eine weniger lucrative Stellung einnehmen, da die Schaulustigen vorgeben können, sie seien nur des Puppenspiels wegen gekommen, und da sie für dieses ein Eintrittsgeld entrichten müssen, meist schon hinreichend bezahlt zu haben glauben. Nun bestand in besagter Karagusbude das Publicum fast ausschließlich aus einem Kinderschwarm, kleinen Knaben von sechs bis zwölf Jahren, denen das Verständniß für pantomimische Verzückungen noch gänzlich abgehen mochte. Dennoch wurden auch sie dazu verurtheilt, dergleichen mitansehen zu müssen. Aber dafür zu zahlen, dazu waren sie nicht leicht zu bewegen. Der Tänzer, der dießmal wirklich ein Knabe und zwar ein sehr breitschultriger vierschrötiger, grotesker kleiner Bursche war, dem das lange Weiberhemd höchst komisch stand, gab sich zwar alle Mühe, sein gnomenhaftes Publicum zum Oeffnen des Geldbeutels zu bewegen, aber mit sehr geringem Erfolg und zwar aus triftigen Gründen, denn die meisten Kinder waren von ihren Erzeugern eben nur mit den wenigen, als Eintrittsgeld zur

Karagusbude zu zahlenden Kupferstücken ausgestattet worden. Dennoch gab sich das kleine tanzende Ungethüm alle Mühe, auch von diesen Knaben Geld zu erpressen, legte sich ihnen nach der obenbeschriebenen Manier der arabischen Tänzerinnen, der Länge nach vor die Füße und mit seinem dicken Schädel in ihren kleinen, noch sehr wenig bauschigen Schooß und versetzte ihnen dort die obligaten Kopfstöße, bis der so gemißhandelte Knabe, von Ungeduld außer sich gebracht, den Zudringlichen entweder unbezahlt davon stieß, oder wenn er wirklich noch ein einsames Kupferstück in seinen verödeten Taschen ausfindig machte, durch Ueberreichung desselben leidlich befriedigte.

Eine solche gnomenhafte Versammlung eines meist noch unterwüchsigen Publikums fand ich auch in einer Bude vor, in welche mich ein außerordentlicher Lärm, der aus ihrer halbgeöffneten Thür in das stillere Halbdunkel der Straße drang, in der Voraussetzung gelockt hatte, daß der außergewöhnliche Spektakel auch ein außergewöhnliches Vergnügen verheißen müsse. Dem war nun freilich nicht so, wenigstens nicht nach europäischen Begriffen. Nach arabischen jedoch war das Vergnügen bedeutend; es war ein süßer Taumel halbverzückter Haschyschraucher, umschwärmt von einer singenden, schreienden und hüpfenden Knabenheerde, durch deren halbgeöffnete Reihen sich ein Paar schmachtend dahin gleitender Tänzerknaben Bahn brach, welche ihre tactmäßigen Bauchmuskelbewegungen mit einem näselnden Singsang begleiteten und all' dieß schwermüthige Geseufze der halbbetäubten Kyfgenießer, diese hellen Durtöne des jauchzenden Kinderschwarms, diese unharmonischen Nasenklänge der tanzenden Sänger begleitete und übertönte zuweilen der Mißton eines arabischen Concerts, welches durch die Leistungen eines dumpf brummenden Masfwäd (Dudelsack), einer hellschreienden Çoqra (Flöte) und eines Paares wie zerbrochene Trommeln erklingender Bendayr (Tamburine) vertreten war.

Nur mit großer Mühe gelang es uns, den gordischen Knoten des chaotischen Zuschauergewirres zu durchdringen und unsere Plätze in einer, wenn auch nicht stilleren, doch wenigstens den Rippenstößen etwas weniger ausgesetzten Ecke zu nehmen. Dort wurde mir sowohl, wie meinem Laternenträger irgend etwas in einer Tasse gereicht, aus deren Darreichungsweise wir den Schluß ableiten konnten, daß man uns zumuthete, ihren Inhalt zu leeren. Ich besaß zwar eine Ahnung davon, was dieses Getränk, das wie saures Bier aussah, auf welches man Pfeffer gestreut hätte, vorstellen solle, den Qo'lob nämlich, ein aus Malz, Korn oder Vogelsamen bereitetes warmes Gebräu, auf das eine Dosis Zimmt oder Ingwerpulver ausgestreut wird; aber ohnehin kein Verehrer dieser speciellen arabischen Köstlichkeit, machte mich das zweifelhafte Aussehen der hier angebotenen Auflage derselben doppelt mißtrauisch und ich begnügte mich deßhalb damit, die volle Tasse so lange in der Hand zu halten, bis ich in der Person eines zwerghaft verkrümmten Wesens, welches mit seinen ineinander gewundenen Gliedern zu einem dicken Ball verschlungen neben mir kauerte, einen dankbaren Abnehmer dafür fand.

Kaum jedoch glaubte ich einen Moment relativer Ruhe gewonnen zu haben, als meine friedlichen Hoffnungen durch deutliche Anzeichen eines heraufbeschworenen drohenden Sturmes gestört wurden. Der eine der singenden Tänzerknaben hatte nämlich die unglückliche Idee bekommen, ein Lied anzustimmen, welches bei dem sämmtlichen Publicum sich einer allgemeinen Bekanntheit und, wie es schien, außerordentlichen Beliebtheit erfreute, und dieses Lied sollte einen wahren kleinen Aufruhr zur Folge haben. Den Text dieses Liedes, welches übrigens, glaube ich, nur aus einer einzigen, stets wiederholten Strophe bestand, vermag ich leider nicht mit buchstäblicher Genauigkeit wiederzugeben, da die kleinen Ungethüme, welche es sangen, den Tact so wenig beobachteten, daß ich aus dem Munde des einen

den Anfang vernahm, während der andere schon beim Schluß angelangt war. Der Effect des Chaotischen, für welches der Araber soviel Vorliebe zeigt, wurde dadurch allerdings erhöht, aber, wie gesagt, die Verständlichkeit wenig gefördert. Dennoch glaube ich verbürgen zu können, daß es sich in dem Liede um eine „Madâma" (Europäerin) handelte, und daß diese „Madâma" beschuldigt wurde, irgend Jemand eine ungeregelte Leidenschaft eingeflößt zu haben. Mit diesem irgend Jemand schien sich aber das ganze Publicum zu identificiren, indem es mit den Worten des Liedes von der „Madâma" Befriedigung seiner heißen Liebe und Erhörung seiner glühenden Wünsche, welche besagte „Madâma" auf so unvorsichtige Weise hervorgerufen hatte, stürmisch verlangte. „Stürmisch", dieses Wort kann ich wohl mit Bedacht gebrauchen, denn wenn auch die Tänzerknaben zuerst mit ihren näselnden Tönen allein fistelten, so gaben sie doch den Anklang zu einem Anfangs schwachen, aber immer mehr und mehr wachsenden Echo, welches allmählig zu einem wilden Gebrause vieltöniger Stimmen anschwoll und zuletzt in einen stürmischen Orkan ungeregelt wogender Tonwellen ausartete. All' diesen Aufruhr hatte die imaginäre „Madâma" verursacht, für die, wenn sie existirt hätte, ein solcher Enthusiasmus ohne Zweifel viel Schmeichelhaftes besessen haben würde.

Auf diesen Umstand, daß grade eine Europäerin den Gegenstand eines erotisch-lasciven Liedes bilden muß, brauche ich wohl den Leser als auf ein weiteres charakteristisches Wahrzeichen des moslimischen Volksgeistes, wenigstens wie er sich hier offenbart, nicht erst aufmerksam zu machen. Die Gefühle, welche das Lied ausdrückt, sind zwar nicht an und für sich beleidigend, der Gegenstand derselben wird keiner Käuflichkeit seiner Gunst angeklagt, sonst würde nicht eine „Madâma," sondern eine verachtete jüdische Priesterin der Venus aus dem Viertel Ssayydy 'Abd-Allah Qo'sch diesen Gegenstand bilden,

aber ehrend nach den moslimischen Begriffen, welche jede öffentliche Erwähnung einer Frau übel deuten und das Lob ihrer Schönheit schon als einen ihr angethanen Schimpf ansehen, sind jene Gefühle keineswegs, und darum darf ihr Gegenstand keine Gläubige, sondern muß die Angehörige einer andern Religion sein.

Indeß dem Sturm, welchen die „Madâma" heraufbeschworen hatte, sollte bald ein peremptorisches Ende gemacht werden und zwar durch den Kaffeewirth, welcher froh war, diesen Vorwand zu besitzen, um seine Bude von der sämmtlichen Jugend zu reinigen, welche ihren Çoʻlob bereits verzehrt hatte und zu einer neuen Tasse nicht mehr die nöthigen Kupferstücke besitzen mochte, folglich dem Kaffeewirth nur die Ohren, nicht aber den Beutel zu füllen versprach. Die Operation des Hinauswerfens dieser zahlreichen Bande war nicht so schwer auszuführen, als man vielleicht denken möchte. Die Bande besaß ihren Leithammel, das heißt einen besonders kecken angehenden Jüngling, der ihr Rädelsführer war, und der Wirth wußte instinktmäßig, daß er diesen erst vor die Thür setzen müsse, dann würde die ganze Schaar nachfolgen. Dieß that sie denn auch wirklich mit der Folgsamkeit einer Schafheerde, und die Bude blieb endlich im ausschließlichen Besitz der Haschyschraucher, einer kleinen, aber respectablen Gesellschaft gelber Gesichter und stillvergnügter Seelen, welche sich von jetzt an in ihrem Lieblingswinkel der Spelunke den Süßigkeiten des grünen Krautes und den durch seinen Genuß erzeugten Paradieses-Träumen ungestört hingeben konnten.

Da ich mich jedoch selbst nicht in jenem beneidenswerthen Zustande befand, in welchen der Genuß der Cannabis indica zu versetzen pflegt, so fühlte ich bald in Gesellschaft dieser contemplativen Versammlung jenen Grad von Langeweile, der uns einen Ortswechsel wünschenswerth erscheinen läßt. Ich begab mich daher auf die Straße und da fiel ich wieder

in das entgegengesetzte Extrem, das heißt ich gerieth abermals mitten in die lärmende Jugend hinein, die soeben die Verzweiflung des Wirths gebildet hatte. Aber nun hatte der Lärm eine Art von System angenommen und dieß System gipfelte in einem einzigen Wort, welches das Feldziel des kleinen Gnomenheers für die nächste viertel Stunde verkündigte. Dieses Wort hieß „Ghula" oder „Rhula" (je nach der Art, das arabische Rhayn wiederzugeben) und dieses Ziel bildete die Bude, wo besagte „Rhula" zu sehen war. Ich wußte, daß dieses Wort „ein Gespenst" bedeute und hatte bisher von ihm nur in diesem Sinne gehört. Natürlich mußte ich jetzt annehmen, daß es auch noch einen andern Sinn habe, denn wie groß auch die Wunder des heiligen Monats Ramadhân sein mögen, so groß sind sie denn doch nicht, daß sich in demselben ein leibhaftiges Gespenst für Geld sehen läßt. Aber wenn auch kein leibhaftiges, so war doch diese „Rhula" die Nachahmung eines Gespenstes, und zwar eines höchst anständigen Gespenstes, welches einige sieben Fuß in der Länge maß und entsprechend geisterhaft mager war.

Diese Beschreibung der „Rhula" hatte man mir schon auf der Straße gegeben, aber der Leser begreift, daß ich mich unmöglich dabei begnügen konnte, einen so interessanten Gegenstand vom bloßen Hörensagen kennen zu lernen. Hätte ich übrigens auch nicht in die fragliche Bude hineingewollt, so würde mich der andrängende und langsam, aber standhaft fortschiebende Kinderschwarm doch wahrscheinlich hineingestoßen haben. Dort angekommen, sah ich nun wirklich ein höchst respectables Gespenst, eine ellenlange Figur, in die pflichtschuldige, weiße Geistertracht gekleidet, mit hängenden langen Armen, aber eigenthümlicher Weise nicht mit einem Todtenschädel, sondern mit einer abgedroschenen, gemeinen europäischen Carnevalsmaske. Brachte dieß schon einen wenig ehrerbietigen Eindruck hervor, so wurde meine Ehrfurcht vor dem

Gespenst noch dadurch besonders vermindert, daß dasselbe nun zu tanzen anfing und zwar nicht etwa einen gemessenen, feierlichen, einer Geistererscheinung würdigen Tanz, sondern auf die ganz gewöhnliche arabische Weise, ja es begann sogar seine Beine in lascive und seine Bauchmuskeln in sehr gewagte Schwingungen zu versetzen. Nur eines schien mir bei dieser letzteren Procedur räthselhaft, daß nämlich der Bauch des Gespenstes so gar tief unten am Boden befindlich war, während doch Kopf und Arme in unabsehbarer Höhe zu schweben schienen.

Da der oben erwähnte Leithammel des wilden Knabenheeres grade mein Nachbar in der Bude geworden war und ich ihm eine große Kenntniß der Geheimnisse aller Ramadhânvergnügungen zuschrieb, so äußerte ich ihm mein naives Befremden über die seltsame Körperbildung des Gespenstes und bat ihn, mir dieses Naturgeheimniß zu enthüllen. Der kecke Bursche war auch sogleich bereit, dieß zu thun, nur that er es nicht etwa durch Worte, sondern in handgreiflicher Weise. Er packte nämlich das Gespenst um den Leib, oder vielmehr um denjenigen Theil, welcher den Mittelkörper hätte vorstellen müssen, wäre das Gespenst regelrecht construirt gewesen. Da dieses aber nicht der Fall, sondern der fragliche Theil etwas ganz Anderes war, als was er hätte vorstellen sollen, so sah ich nun zu meinem Erstaunen den ganzen Oberkörper der Figur als ein leeres Laken zu Boden sinken, während sich die gehaltvolle Masse des Unterkörpers auf einmal sehr wüthend zu geberden anfing und mit kindisch geformten Beinchen und Armen auf den Störer der Geister lostrommelte und einhieb. Zuletzt zog aber dieser Kern des Unterkörpers doch den Kürzern und fand es angemessener, seine ehrwürdige Hülle zu verlassen, so daß das Gespenst jetzt zu einem bloßen auf dem Boden liegenden Betttuch reducirt war, während sein Kern sich als ein kleiner zwölfjähriger Bengel entpuppte, der nun mit seinem Friedensstörer den Kampf auf's Neue aufnahm.

Indeß war des Gespenstes Kern denn doch meinem neuen Bekannten nicht an Kraft gewachsen. Dieser trug vielmehr bald den Sieg davon und benutzte ihn dazu, sich der entseelten Hülle zu bemächtigen, diese anzuziehen, ihren oberen Theil, bis zu welchem sein eigner Körper nicht hinaufreichte, vermittelst zweier Stöckchen in der Höhe aufrecht zu halten, und begann dann selbst Gespenst zu spielen. Dieß würde er auch vielleicht mit großer Virtuosität zu thun fortgefahren haben, wäre nicht der Meister der Bude hinzugekommen, hätte er ihn nicht im Nu der geraubten Geistertracht entkleidet und dann mit einem sehr wohl gezielten Fußtritt auf die Straße befördert, wohin ihm bald die getreue Heerde nachfolgte.

Die Ruhe, welche nun eintrat, benutzte der Meister der Bude dazu, mir die geistreiche Erfindung der Rhula anzupreisen.

„Sehen Sie", so sprach er, „die Ançâra (Christen) haben es weit in Erfindungen gebracht, sie haben Telegraphen, Eisenbahnen u. s. w. geschaffen, aber das gegenwärtige Beispiel zeigt, daß auch der Erfindungsgeist der Moslims noch nicht ganz ausgestorben ist; wir haben die Rhula erfunden, und zwar ist sie eine ganz neue Erfindung, ein Umstand, welcher Diejenigen Lügen straft, welche behaupten, der Islam könne nichts Gescheutes mehr hervorbringen."

Ich gab dem Wirth natürlich Recht und bewunderte mit ihm um die Wette den hohen Erfindungsgeist der modernen Tuniser. Nur ein Bedauern wagte ich bei dieser Gelegenheit auszusprechen, das nämlich, daß die Moslims von Tunis, die doch so mannichfache Talente besäßen, die sogar im Stande gewesen wären, eine Rhula zu erfinden, es in manchen andern Zweigen noch so wenig weit gebracht hätten, so zum Beispiel in der Musik, in welcher sie noch so weit zurück sind, daß sie ihre Zuflucht immer zu jüdischen Musikanten nehmen müssen und kein Mensch die von Arabern ausgeführten Tonstücke an-

hören will. Dieß, meinte jedoch der Wirth, rühre nicht von den geringen Talenten der Moslims im Allgemeinen und ihrer schwachen Befähigung zur Musik im Besondern, sondern von ihrem religiösen Widerstreben gegen alle dergleichen Vergnügungskünste her. „ʿAndenâ ʿAyb" (es gilt uns für Schande); diese Redensart bildet das Steckenpferd der Moslims in Bezug auf die meisten honetten Vergnügungen, wie Tanz, Musik, Theater u. s. w., wenn sich ihr Tadel nicht bis zu dem höheren Verdammungsurtheil „ʿAndenâ Ḥarâm" (es gilt uns für Sünde), steigert, unter welche Kategorie fast alle bildenden Künste und so viele andere Dinge fallen. Aber mochte sich der gute Mann auch noch so sehr hinter „ʿAyb" und „Ḥarâm" verschanzen, so brachte ich ihn dennoch zum Stillstand, indem ich ihm bewies, daß, da die Moslims doch einmal die Sittenvorschriften in Bezug auf die mehr oder weniger kindischen und rohen Vergnügungen, wie Karagus, die Tänzerbuden und selbst die berühmte Rhula, welche noch eher wie die Musik in's Bereich des „ʿAyb" und „Ḥarâm" gehörten, überträten, und da sie doch wahrscheinlich ebensowenig wie andre Völker alle Vergnügungen entbehren könnten, sie besser thäten, ein gesittetes, wie die Musik, zu cultiviren, als ihre Zeit mit Lappalien und Kindereien in dem ewig vorherrschenden Müßiggang zu vergeuden.

Doch zu was für einer Tirade hatte ich mich da hinreißen lassen? War ich denn noch ein Neuling im Orient, der wähnt, wirklich etwas an jenem Gesetz der apathischen Bornirtheit, welches das Gehirn aller Moslims regiert, rütteln zu können? Ich kam mir selbst mit meinem Reformeifer lächerlich vor. Jedoch was will man? Manchmal ist die Ungeduld über dieses ewige culturhistorische „Non possumus" des Islam wirklich nicht in Schranken zu halten, und selbst der älteste Reisende, der den Orient lieb gewonnen zu haben glaubt, fällt aus seiner Rolle und ärgert sich über diese starre „vis inertiae", die diesem Volke und dieser Religion innewohnt.

Die algierischen Moslims zeichnen sich in dieser einen Beziehung vortheilhaft vor den tunisischen aus, daß sie gegen das Musiciren nicht dasselbe Vorurtheil hegen, wie letztere, wenigstens in der Praxis, denn in der Theorie verdammen ihre Gottesgelehrten, ihre hochspurigen Qâdhy's und Mufty's dasselbe ebensogut. Aber wenigstens können die Algierer das süße Bewußtsein genießen, daß sie in den Ramadhânnächten in ihren Kaffeehäusern gläubige Musikanten zu hören bekommen, während die Tuniser auf die Juden angewiesen sind, ein Umstand, welcher unter Anderm auch die komische Folge mit sich führt, daß der gläubige Musikfreund, der sich gewöhnt hat, seine Ramadhânnächte durch holde Töne versüßen zu lassen, am Freitag Abend darauf verzichten muß, weil die Juden durch Musikmachen ihren Sabbath zu schänden vermeinen. Am Freitag Abend bieten daher die tunisischen Kaffeehäuser selbst im Ramadhân ein trauriges Bild dar. Die Guitarre ruht unbenutzt im Winkel, die Geige findet keinen Streicher, die Trommel keinen Spieler und die Darbuka feiert trostlos in einer dunklen Ecke. Selbst der kleine Putztisch mit den Nippsachen, mit den duftenden Blumensträußen, dem großen, runden Glase mit den Goldfischchen und den bunten, graciös geformten Riechfläschchen, der in keinem Kaffeehaus vor dem Divan, auf welchem die Musikanten sitzen, fehlt, entbehrt an diesem Tage seiner Laternen, seiner Oellämpchen, und scheint seine Trauer über den unglücklichen Umstand auszudrücken, daß die Musikanten Juden sind und daß diese Juden einen fürchterlich strengen Sabbath haben.

An den übrigen sechs Abenden der Woche kann man aber das Concert dieser strengen Sabbathbeobachter nach Herzenslust genießen, da fast jedes größere und anständigere Kaffeehaus im Ramadhân Musikanten hält. Ihr Concert besteht gewöhnlich aus der Production einer oder zwei altmodischer Guitarren, 'Aud genannt, einer seltsamen Art von

Altviole, Rhebâb geheißen, eines Târ, d. h. eines kleinen Tamburin mit Schellen, und einer Darbuka, so nennt man eine längliche thönerne Trommel. Der Spieler der Altviole ist gewöhnlich die Hauptperson, er giebt die eigentliche Melodie, welche die Guitarren klimpernd begleiten, und Târ und Darbuka durch entsprechenden Lärm effectvoller zu machen bemüht sind. Im Lärmmachen haben sie es denn auch weit gebracht; was aber den musikalischen Genuß betrifft, so wird der Europäer sich enttäuscht sehen. Nicht als ob die arabischen Melodieen, welche diese Leute spielen, unharmonisch wären, nein, dieselben Melodieen hörte ich in Algier und anderswo mit einem gewissen Vergnügen. In Tunis aber, wo die Musikanten Juden sind, die sich für civilisirt und erfindungsreich halten, erscheint diese arabische Musik durch einige häßliche Zuthaten aus dem Gehirn dieser Künstler vermehrt und verunstaltet; nicht selten wird ein verhunztes europäisches Lied, ein Marsch oder sonst etwas mitten in den arabischen Rahmen hineingepfercht, dann kommen Variationen von der Erfindung des Hauptmusikanten, und bei dem Allen herrscht eine souveräne Verachtung für die Richtigkeit und Reinheit des Tones, da die verfeinerten Juden einen einfach richtigen Ton wahrscheinlich als zu simpel, zu primitiv und ihrer verwirrwarrten Tausendkünstelei unwürdig ansehen. Dieses falsche Spielen der Musikanten hat manche Europäer auf die Idee gebracht, welche selbst heutzutage noch eine gewisse Verbreitung hat, daß die arabische Musik kleinere Tonfractionen, als die unsrige, viertel, achtel und sechszehntel Töne besäße, die man mit unsern Noten gar nicht schreiben könne. Dem ist jedoch nicht so. Was man für solche Tonfractionen ansah, waren ganz einfach falsche Töne gewesen. Hiervon gewann ich die Gewißheit, als ich eines Tages in Tunis einen wirklich arabischen Musikanten aus dem Innern der Regentschaft (denn im Innern sind die Juden nicht die ausschließlichen Ton-

künstler wie in der Stadt) ausfindig machte, denselben mit in's jüdische Concert nahm und mir dieselben Melodieen, welche die Juden verhunzten, von ihm vorspielen ließ, und siehe da, alle vermeintlichen viertel, achtel und sechszehntel Töne waren verschwunden und ich bekam eine reine klangvolle Tonweise zu hören, welche in ihrer Einfachheit sehr gegen das Unding abstach, was die Juden durch falsches Spiel und Manieriren aus ihr gemacht hatten.

Ueberhaupt besitzen die Landaraber musikalische Traditionen, welche sich weit unverfälschter erweisen, als die der mosaischen städtischen Künstler. Diese Kinder Abrahams blicken zwar mit souveräner Verachtung auf ihre bäurischen Rivalen und namentlich auf deren rohere, urwüchsige Instrumente herab, auf deren Çoqra (eine Art von primitiver Clarinette), auf den Sfeff (die antike tibia simplex, wie sie leibt und lebt), auf den Fehâll (eine verkleinerte Form der erstern, zuweilen auch von Metall gemacht), auf die Schebâba (gleichfalls eine Rohrflöte), auf deren Bendayr (kleine, flache, horizontale Trommeln, die mit Stöcken angeklungen werden), auf deren Ṭobla (einer kleinern Auflage des Ṭobel, der gewöhnlichen großen Trommel), aber trotz Alledem muß ich gestehen, daß diese Landaraber dem Geist der reinen, unverfälschten Musik näher standen, als ihre städtischen Mitstreber, welche, ohne von der classischen Musik Europa's auch nur eine Idee zu besitzen, dennoch vom Europäischen, und zwar vom schlechtesten, wie es sich in dem Geklimper und Gegeige der italienischen Concertgeber von Tunis offenbart, angesteckt und verderbt worden waren, so daß sie vermeinten, die einfachen arabischen Melodieen mit den complicirten Tonkünsteleien der modernen italienischen Virtuosen schmücken und verunstalten zu müssen.

In diesem Urtheil war ich keineswegs etwa von einem einseitigen, veralteten Vorurtheil gegen die Confession dieser städtischen Musikanten, welches mir einige Fanatiker der mo-

dernen Zeitgeistsrichtung vielleicht andichten möchten, bestimmt worden, sondern besaß dafür einen Gewährsmann, dessen Unparteilichkeit man um so mehr schätzen dürfte, da er selbst der Religion dieser Concertgeber, das heißt dem Mosaismus, angehörte, und zwar in der Person eines der besten, modernen italienischen, zufällig auch israelitischen Violinisten, der durch sein anerkennendes Verständniß der classischen deutschen Musik gegen die Ignoranz, Manierirtheit und den schlechten Geschmack der übrigen heutigen Italiener einen vortheilhaften Gegensatz bildete. Dieser Künstler, welchen die unglückliche Idee, vor dem gänzlich unfähigen europäischen Publikum von Tunis Concerte zu geben, hierher geführt hatte, und der mir bei meinen Experimenten über jüdische und arabische Musik zur Seite zu stehen pflegte, war gern bereit, einzugestehen, daß die naturwüchsige und einfache, vom falschverstandnen Geist der Civilisation noch nicht verderbte Musik der Landaraber in Bezug auf Reinheit des Tones und Aufrichtigkeit des Ausdrucks weit über jenes Zwitterding zu stellen sei, welches seine hiesigen Glaubensgenossen durch schlechtangebrachte europäische Zuthaten und durch falsches, vermeintlich verfeinertes und raffinirteres Spiel aus ihr gemacht hatten.

Wie sollte es auch anders sein? Die heutige ächtarabische Musik ist ihrem classischen, antiken Vorbild getreu geblieben; sie ist in der That nichts Andres, als eine nur in unwesentlichen Dingen modificirte Form der Musik der alten Griechen und Römer, welche die Araber durch das vermittelnde Bindeglied der mit ihnen in vielfache Berührung getretenen Byzantiner überkommen und gleichsam geerbt haben, sie ist in der That nichts Andres, als ein Nachklang jener hehren, einfachen Melodieen der ersten sechs Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung, von denen einige selbst die Jahrtausende zu überleben bestimmt waren, wie zum Beispiel die majestätische Tonweise des gregorianischen Kirchengesanges, welche selbst heutzutage ihrer

mächtigen Eindruckskraft noch nicht verlustig gegangen ist. Dagegen bieten uns die verkünstelten und verderbten Entstellungen, welche die tunisischen Stadtmusiker mit ihr vorgenommen haben, nur ein unharmonisches Zwitterding, welches den Hörer kalt läßt und nicht einmal den Vortheil besitzt, dem Freund des Alterthums ein Interesse einzuflößen, da er dabei einen ähnlichen Eindruck empfängt, als sähe er eine antike griechische Tempelruine durch das elende Flitterwerk unsrer modernen Restauratoren verunstaltet.

Auf einem Instrument haben es jene städtischen Tonkünstler noch weiter in der entstellenden Nachahmung europäischer Virtuosität und in der Verhunzung europäischer Melodieen gebracht, nämlich auf der Violine, deren Spiel von den Rhebäbgeigern gewöhnlich als der Höhepunkt tonkünstlerischen Ehrgeizes angesehen wird. Wehe dem Europäer, der nicht entweder taub ist oder allen musikalischen Sinnes entbehrt, welcher in den Bereich des Fidelbogens eines solchen Ehrgeizigen geräth. Ohne zerrissene Ohren oder gestörte Gemüthsruhe wird er sich nicht herausziehen. Glücklicherweise sind nicht alle Rhebäbspieler so ehrgeizig, aber deren, welche sich bis zur Violine zu versteigen pflegen, giebt es denn doch eine gewisse Zahl. Zum Glück hatte ich diese Zahl gleich an den Fingern weg und kannte auch von Ansehen bald diejenigen, welche im Stande waren, mein Gehörsorgan auf eine solch' ohrenmörderische Probe zu setzen. Mein erstes Umsehen, so wie ich in ein musikalisches Kaffeehaus trat, galt deßhalb auch der allenfallsigen Violine, welche etwa in seinem Winkel schlummern mochte, um bald in schaudererregende Thätigkeit gesetzt zu werden, und sowie ich ihrer ansichtig wurde, wußte ich schon, daß hier meines Bleibens nicht sein könne, denn gegen die Qualen, welche dieses Instrument uns unter dem Fidelbogen eines tunisischen Juden bereiten kann, sind, glaube ich, diejenigen des Fegefeuers reiner Kinderspott.

Sehr oft ist diese Instrumentalmusik von dem näselnden Singsang menschlicher Stimmen oder, um getreuer zu schildern, von dem pfeifenden Geblase menschlicher Riechorgane begleitet, denn einen Gesang, bei welchem das mittlere Organ des Gesichts eine wichtigere Rolle spielte, habe ich gewiß nie vernommen, als denjenigen, welchen die Spieler der Guitarre, des Târ und der Darbuka in den Concerten tunisischer Kaffeehäuser zum Besten gaben. Daß diesen flötenden Nasentönen der Text irgend eines Liedes zu Grunde liege, vermochte ich zwar zu ahnen, aber etwas von diesen Worten zu verstehen, das war wegen der entstellenden Kraft des tonleitenden Kanals, d. h. der Nase, durchaus unmöglich. Da ich jedoch den Wunsch empfand, wenigstens einige dieser Textesworte in verständlicher Deutlichkeit zu vernehmen, so mußte ich sie mir nach Beendigung der vocalischen Leistung von einem der Sänger hersagen lassen und zwar von dem einzigen Wesen unter den Musikanten, welches die besagten Worte wirklich im Kopfe besaß, denn wie es schien, wußten die andern Mitsänger keine Sylbe davon, sondern brummten oder fistelten nur instinktmäßig mit. Dieß war nicht so leicht auszuführen, als man vielleicht glauben möchte, denn das Gedächtniß dieses Sängers war so eigenthümlich beschaffen, daß es ohne Guitarre, Târ und Darbuka und durch einen andern Kanal, als die Nase, seinen Inhalt nicht in Worten entleeren konnte.

Trotz dieser Hindernisse gelang es mir, seinem widerstrebenden Gedächtniß einige, wenn auch meist abgerissene Sätze zu entreißen, durch welche ich von der Bedeutung der Lieder wenigstens einen Begriff zu gewinnen im Stande war. Eines derselben hieß „el Dschemâla" (d. h. die Kameeltreiber) und schien die gewohnten Begebnisse, die Freuden und Leiden, besonders aber die Gefahren einer Kameelkaravane zum Vorwurf zu haben. Sein erster Vers lautete etwa folgendermaßen:

Frisch, ihr Wüstenknechte, auf!
Die Kameele treibt zum Lauf,
Ferne sind noch Tunis' Mauern,
Araber am Wege lauern.

Ein andres Lied hatte den so beliebten Gegenstand einer Liebesklage zum Text und begann mit folgenden Strophen:

O meine Qual! mein Schmerz!
Der mich wie Feuer brennt.
Vereinsamt ist mein Herz,
Vom Liebchen, ach! getrennt.

So viel ich entdecken konnte, waren die Texte dieser einfachen Lieder nicht das Product eines Barden aus Tunis selbst, sondern den Landarabern entlehnt, welche freilich jetzt, wenn sie in die Stadt kommen, ihre kindlichen Weisen unter der geschnörkelten und gekünstelten Form des Judengesangs kaum wieder erkennen dürften.

Zuweilen, wenn auch selten, werden diese Kaffeehausmusikanten ihrer volksthümlichen Umgebung entzogen, um in den Palästen der Großen vor einem zwar vornehmern, aber in Wirklichkeit eben so ungebildeten und moralisch oft viel tiefer stehenden Publicum ihre Künste zu zeigen; das eigentliche Ramadhânvergnügen der Großen bilden jedoch die 'Alme's, welche sich für das Verbot, öffentlich zu tanzen, in den Privathäusern desto gründlicher entschädigen und nicht zum Nachtheil ihrer goldgestickten Beutel, welche die prahlerische Verschwendung einiger Vornehmen oft bis zum Rande zu füllen liebt. Der Vornehme genießt überhaupt vom Ramadhân fast nur die Freuden; den Qualen des Fastens muß er sich zwar als orthodoxer Moslim gleichfalls unterwerfen, aber er sucht sie dadurch wesentlich abzuschwächen, daß er einen großen Theil des Tages in den Armen des Schlummergottes zubringt. Leider muß er sich aus diesen jedoch manchmal zu einer Stunde herausrütteln, in der er es gewiß nicht nach freier

Wahl thun würde, aber oft bringt es seine officielle Stellung mit sich, daß er sich grade den allersüßesten Träumen entreißen muß, um sich im Palast des Bardo oder im Dâr el Bey in Tunis in der allerhöchsten Nähe seines Landesvaters auf Staatskosten zu langweilen, denn zum Unglück für seinen Hof und das sämmtliche Beamtenpersonal besitzt seine Hoheit die üble Gewohnheit, selbst im Ramadhân ziemlich früh aufzustehen und seine kräftige Constitution gestattet ihm, die 10—12stündigen täglichen Fasten ohne die Beihülfe eines Tagesschlafes bequem zu ertragen. Das bildet aber nicht das Vergnügen der verweichlichten, wollüstigen Mamluken und des ganzen faulenzenden Beamtenschwarms, welcher dem ersten Minister überall und demnach auch dann folgen muß, wenn dieser sich zum Bey begiebt.

Doch wir glauben den Leser schon in einem früheren Abschnitt hinlänglich über die der Wanderameise anscheinend nachgeahmten Sitten dieses dem Chasnadâr nachlaufenden Beamtenschwarms unterhalten zu haben; die Volkssitten, wie sie sich uns im Ramadhân darbieten, welche unsern gegenwärtigen Gegenstand bilden, haben damit eigentlich gar nichts zu thun; wohl aber dürfte uns wenigstens das äußere Auftreten des Hofes während dieses heiligen Monats interessiren und auch dem Stoff dieses Capitels insofern nicht ganz fremd erscheinen, als in keiner andern Zeit des Jahres die sonst meist zurückgezogene Welt des fürstlichen Palastes mehr an die Oeffentlichkeit tritt und sich mehr der Schaulust und dem zuweilen sehr kritischen Urtheil des Volkes aussetzt.

Unter den Tagesvergnügungen des tunisischen Volkes im Ramadhân, welche ihm die Qualen des Fastens und die Langeweile der Abstinenz vom Tabakrauchen versüßen und vergessen zu machen helfen, nimmt das Beschauen des täglichen Hofaufzuges nicht die geringste Stelle ein. Der ganze Hof, den Bey an der Spitze, mit allen Ministern, Beamten,

Mamluken und dem zahlreichen Troß officieller Nichtsthuer pflegt sich nämlich jeden Morgen im Ramadhân von der gewöhnlichen Residenz im Bardo in die Stadt zu begeben und dort in dem sogenannten „Hause des Bey" d. h. dem Stadtpalast der Beherrscher von Tunis bis zum vorgeschrittenen Nachmittag sein Absteigequartier zu nehmen. Zuerst ergötzt sich das Volk, welches in dichten Schaaren auf dem Platz zwischen der Qaçba und dem „Dâr el Bey" aufgestellt zu sein pflegt, an dem pomphaften, officiellen Erscheinen seines Souveräns, welcher in einer altmodischen, schwerfälligen Staatscarosse, von acht Mauleseln gezogen, seinen Einzug hält. Diese Maulesel werden „à la Daumont" geleitet, das heißt jedes zweite Paar hat seinen Postillon, der es führt und auf einem der Thiere reitet, gewöhnlich einen drollig aussehenden Halbneger in seltsamer, hechtgrauer, reich mit Goldstickerei beladener Livree nach pseudoeuropäischem Schnitt, mit einem viel zu kurzen Jäckchen und mangelhaften Beinkleidern, unter welchen ein Paar herabhängender schmutziger Strümpfe den natürlichen Wadenmangel des Rosselenkers deutlich zur Schau gelangen lassen. Dieß hindert aber gar nicht, daß außer diesen Postillonen noch ein Kutscher vorhanden ist und auf dem Bocke sitzt, obgleich er gar nichts zu thun hat, da bekanntlich das Gespann „à la Daumont" jeden Kutscher überflüssig macht. Aber der erste Kutscher des Bey von Tunis ist eine große Persönage, die nur zum Staat gehalten wird und welche bei einem Hofaufzug nicht fehlen darf; Einige nennen ihn sogar einen Stallmeister; da aber ein solcher nach unsern Begriffen nicht auf dem Bocke sitzt, so können wir ihm, so leid es uns auch thut, keinen andern Titel als Kutscher geben. Diesem Titel gemäß behandelte ihn auch der französische Hof, an welchen er vor einigen Jahren, ein Geschenk von Pferden zu überbringen, gesandt wurde. Man ließ die vermeintliche große Persönage ganz einfach mit den Bedienten essen, gab ihm keinen Orden, wie einem an-

dern Abgesandten, sondern irgend ein andres Geschenk und kümmerte sich gar nicht um seinen für einen Kutscher auffallend hohen Rang; er besitzt nämlich den Oberstitel, trägt das Commandeurkreuz des Nischân Iftychâr um den Hals und wird von allen Seiten gegrüßt, gehätschelt, mit Selamaleks geehrt, kurz er ist ein wahrer kleiner Stallsouverän und gewiß nicht ganz ein bloßer Kutscher.

Aber wir Europäer besitzen einmal kein rechtes Verständniß für einen General, der die Stiefeln putzt, einen Oberst, der Kutscher oder Haremeunuche ist u. s. w. In Tunis scheint man jedoch grade die auf solche bedientenhafte Weise beschäftigten Stabsofficiere mehr als die andern zu schätzen, und wenn man bedenkt, daß sie vor den übrigen allerdings den Vorzug haben, daß sie überhaupt etwas thun und putzten sie auch Stiefeln, während die andern sich lediglich dem süßen Nichtsthun widmen, so muß man noch den gesunden Menschenverstand des Tuniser Volks anerkennen. Ssayydy Çâlah, so heißt der Kutscher des Bey, ist jedenfalls nicht nur eine große, sondern auch eine volksthümliche Persönage; während der vier bis fünf Stunden, welche er auf dem Platz wartend zubringen muß, bis der Bey zurückkehrt, pflegen sich ihm schaarenweise die Bürger von Tunis zu nähern, küssen ihm in stiller Andacht das linke Unterfutter seines aufgeschlagenen Mantelkragens (man nennt das „die Schulter küssen") und der große Mann unterhält sich leutselig mit der ihn bewundernden Menge, für die der Kutscher gewiß ebensoviel ist, wie ein Minister.

Endlich ist der Fürst beim Dâr el Bey angekommen und nun erblickt das so weise beherrschte Volk in frommer Ehrfurcht die Person dessen, welcher sich um die Regierung und um seine treuen Unterthanen weniger kümmert, als der kleinste Unterbeamte in der ganzen Regentschaft. Die Person des Bey und namentlich sein Ramadhâncostüm sind aller-

dings geschaffen, Effect zu machen. Letzteres, das er jedoch nicht alle Tage im heiligen Monat trägt, ist besonders geeignet, jeden frommen Moslim, der am Alten hängt und die Costümreform mit Grauen ansieht, die schöne längstvergangene Zeit des orientalischen Glanzes und Pompes in's Gedächtniß zu rufen. Es besteht nämlich aus einem alttürkischen, langen Schleppgewande, halb Kaftan, halb Mantel, so reich mit Goldstickerei überladen, daß man seinen Werth auf 3000 Piaster schätzt. Aber so wenig demonstrativ ist ein moslimisches Publicum, daß selbst ein so orthodoxes Ramadhäncostüm seines Fürsten nicht seinen lautwerdenden Enthusiasmus hervorruft. Kein Gruß wird laut, kein Lebehoch erschallt, keine Pantomime verkündet die Ehrfurcht des Volkes vor seinem nominellen Beherrscher, nur hie und da hebt ein Europäer, welcher früher den Bey betrogen hat, um jetzt seinerseits vom Bey wegen absoluten Geldmangels unbefriedigt gelassen zu werden, und der zum ewigen Zwecke der Geldreklamation nach dem Palaste kommt, den Hut in die Höhe, aber das kommt nicht alle Tage vor. Stumm und zeichenlos ist die Begrüßung eines orientalischen Despoten, mag er nun beliebt oder unbeliebt sein, und der Zuschauer wird über das Ja oder Nein dieser beiden letzteren Punkte durch das Benehmen des Volkes dem Fürsten gegenüber auch nicht im Mindesten aufgeklärt. Nur die zu Allernächst Stehenden, an denen der Bey vorbei muß, um vom Wagen in den Palast zu schreiten, und diese sind immer nur Hofbeamte oder sonstige Staatsfaulenzer (denn soweit drängt sich die etwas apathische Neugier des Volks, nicht vor) stürzen pflichtschuldigst auf die Hände des Bey oder seinen Rockzipfel los, und scheinen hochbeglückt, wenn sie ihre Lippen auf einen in der Eile erhaschten Uniformknopf am Aermelaufschlag, einen ledernen Säbelgurt, ein Stück Rockfutter, oder, höchste der

Seligkeit, auf die etwas schwielige, schweißig fette, allerhöchste Hand selbst drücken konnten.

Kaum hat die achtspännige Staatscarosse den Bey abgesetzt, so folgen sich dichthintereinander die Würdenträger des Hofes, zuerst die des persönlichen Hofstaates des regierenden Fürsten. Das Volk hat sich unter dem jetzigen Bey daran gewöhnen müssen, seine Ehrfurcht, wenigstens insofern, als ein hoher officieller Titel eine solche einzuflößen vermag, von Personen in Anspruch genommen zu sehen, welche ihres unreifen Alters wegen in jedem geregelten Staate es höchstens bis zum Pagen oder allenfalls zum Fähnrich gebracht haben würden. In Tunis hegt man aber andere Grundsätze in Bezug auf die Befähigung zu einem hohen Posten und warum nicht? Da die Beschäftigung der meisten dieser Würdenträger ausschließlich im Nichtsthun besteht, so gehört gerade nicht nothwendigerweise die Erfahrung eines reiferen Alters dazu, sie würdig auszufüllen. Viel Lächerliches, nach unsern europäischen Begriffen, liegt freilich in dem Umstand, daß alle diese Hofämter oder vielmehr Sinecuren, statt die in Europa üblichen Hoftitel, welche Jedermann nach ihrem wahren Werthe schätzt oder nicht schätzt, zu führen, sich mit pomphaften militärischen Titulaturen spreizen, so daß ein Fremder, der zum ersten Male an diesen Hof kommt, sich vor lauter Divisions- und Brigade-Generalen, Obersten, Flügeladjutanten u. s. w. gar nicht zurechtfindet, und sich fragt, wenn er die zarte Jugend dieser Titelträger sieht, was für jahrelange Kriege, wieviel mörderische Schlachten wohl vorgekommen sein müssen, damit das ganze Geschlecht reiferer Offiziere ausgestorben und diese Jünglinge in der Anciennetät an die Reihe gekommen seien? Nach einiger Zeit merkt er freilich, daß diese Generäle, Obersten u. s. w. wenig mehr sind, als Bediente, das heißt Pagen, welche einem etwas kindischen Fürsten die Zeit vertreiben müssen. Die zwei ältesten dieser titelge-

schmückten Pagenschaar sind nun freilich dem gewöhnlichen Pagenalter schon entwachsen, aber aus Gewohnheit beibehalten worden. Diese sind der Generallieutenant 'Allâla ben Frydscha, und der Generalmajor Muçtafa ben Issmâyl, junge Männer zwischen zwanzig und dreißig. Ersterer ist seines Handwerks nach Barbier und hat folglich doch irgend irgend etwas gelernt, weßhalb er auch vom Volke entsprechend höher geschätzt wird, als alle andern Günstlinge, denen man nur solche Verdienste um die allerhöchste Person nachrühmen kann, welche wir besser mit Stillschweigen übergehen. Der Andere soll der Knecht eines Hufschmiedes gewesen sein, findet aber leider jetzt nicht mehr Gelegenheit, dieses geistreiche Handwerk auszuüben, während der zum General beförderte Barbier noch heutzutage seine Kunst an den Kinnbärten des Bey's und des ersten Ministers in Uebung hält.

Die Staatswagen dieser beiden Matadoren der Günstlingsschaar pflegen gewöhnlich derjenigen des Bey auf dem Fuße zu folgen. Das Tunifer Volk erblickt diese Günstlinge, was auch immer ihr zweifelhaftes Verdienst sein mag, dennoch nicht mit so mißtrauischen Blicken, wie es die Favoriten früherer Bey's, welche sämmtlich fremden Ursprungs und aus dem Sklavenstande hervorgegangen, also eigentliche Mamluken waren, anzusehen pflegte. Diese jetzigen sind eben „Aulâd Tunis" d. h. „Kinder von Tunis" und folglich dem Volke stammverwandt, während die andern einer fremden Schmarotzerschaar, die im Lande keine Wurzel und keine Sympathieen besaß, angehörten. Seit nämlich die Sklaverei aufgehört hat, muß der Bey, um seinen Palast mit einer blühenden Jugend zu schmücken, statt wie früher zum Markte von Menschenfleisch, nunmehr zur Recrutirung unter seinem eignen Volke seine Zuflucht nehmen und diese Recrutirung, die nicht selten mit Gewalt vor sich geht, bildet denn auch die Hauptbeschäftigung der beiden genannten Generäle, welche, seit sie nicht mehr

selbst die Blicke des Bey's auf sich zu fesseln vermögen, sich dadurch in Gunst zu halten suchen, daß sie diesen Blicken andere erwünschte Gegenstände vorführen. Das Resultat ihrer Bemühungen bildet die stete Erneuerung und oft übergroße Vollzähligkeit der jungen Höflingsschaar, welche den Bey überall und folglich auch im Ramadhân in die Stadt zu begleiten pflegt. Bei diesen Gelegenheiten sitzen die älteren Mamluken (denn so nennt man die Hofdiener mißbrauchsweise immer noch, obgleich sie keine eigentlichen Mamluken sind) in eignen Wagen, aber die ganze jüngere Schaar ist in einen oder mehrere große Omnibusse eingepfercht, welche das stumme Staunen und Kopfschütteln der armen Tuniser erregen, wenn sie sehen, von was für unwürdigen Gegenständen ihr Souverän umgeben ist. Diese jungen Mamluken werden jedoch, trotz ihrer vermeintlich glänzenden Stellung, nie beneidet; wenn man über sie spricht und fragt, woher sie kämen, so beeilt sich jeder Tuniser zu betheuern, daß es Kinder wären, welche „keinen Vater hätten", und verschwört sich hoch und theuer, daß er selbst nie seinen Sohn zum Mamluk hergeben werde, eine gute Absicht, die leider nicht immer gegen die Bestechungen des Hofes Stich hält, denn von diesen vermeintlich vaterlosen Kindern besitzen viele in Tunis ihre deutlich nachweisbaren, legitimen Erzeuger.

Ist der Bey im Palaste angekommen, so hört das öffentliche Schauspiel, welches er seinem getreuen Volke im Ramadhân in höchsteigener Person zu geben beliebt, dennoch keineswegs auf, sondern es beginnt vielmehr, denn ein Gemach des Palastes ist demgemäß angelegt und auf allen Seiten auf eine so durchsichtige Weise mit großen Glasfenstern ausgestattet, daß der Bey zwei Straßen und zwar zwei der belebtesten Basarstraßen sowohl selbst bequem übersehen, als auch von seinen Unterthanen vom Kopf bis zur Zehe deutlich gesehen

werden kann. Dort erblickt man ihn denn vier oder fünf Stunden lang beinahe regungslos in einem großen Lehnsessel sitzen, dem gegenüber ein anderer steht, auf dem manchmal irgend eine vornehme Persönlichkeit, die zur Begrüßung des Fürsten kam, gewöhnlich aber der allmächtige erste Minister Platz nimmt, so daß dem Volke auf diese Weise an jedem Ramadhântage der Anblick seines nominellen und der seines thatsächlichen Beherrschers, des stumpfsinnigen Throninhabers und des verschmitzten griechischen Räubers des öffentlichen Guts zu gleicher Zeit in erwünschtem und oft mehr als erwünschtem Maaße geboten wird.

Ich kann jedoch nicht sagen, daß die Tuniser eine übertriebene Ungeduld zeigten, von diesem Schauspiel zu profitiren, vielmehr sind es höchstens einige bornirte Landaraber, welche in stummer Verzückung zu dem Glaskasten, in dem die beiden hohen Personagen sitzen, hinaufschielen und durch deren Reihen, mit geheimnißvollem Schaudern gelispelt, die Worte „Bey" und „Chasnadâr", als ein kaum hörbares Gemurmel die Runde machen. Ob der Bey dadurch, daß er so gleichsam coram populo fastet und also sein strenges Festhalten an den Satzungen des Islam in officieller Weise zur Schau trägt, wirklich seinen Zweck erreicht, sich bei den Orthodoxen beliebt zu machen, will ich dahin gestellt sein lassen. Auf die meisten Moslims macht jedoch seine Erscheinung geringen Eindruck. Jedenfalls sind die tunisischen Städter über diesen so wenig erquicklichen Anblick schon blasirt geworden.

Was höchstens noch ihre Aufmerksamkeit, ihr erneuertes Kopfschütteln, vor Allem aber ihre ironische Heiterkeit erregen kann, ist ein anderes Ramadhânsvergnügen des Bey, welches für einen so bankrotten Fürsten jedenfalls seine Erstaunen erregende und zugleich komische Seite hat. Alle Tage im heiligen Monat läßt nämlich der hohe Herr für eine nam-

hafte Summe (man spricht von drei bis viertausend Thalern) Kleinigkeiten, Spielzeug, wohlriechende Essenzen, Theaterflitter, Nippsachen, Galanteriewaaren aller Art, kurz, was wir im gewöhnlichen Leben „Lumpenzeug" nennen würden, auf den Basars der Stadt durch die beiden genannten Generäle, die Pagenhüter, einkaufen, ein allerhöchstes Vergnügen, welches vielleicht auf den Handel einen belebenden Einfluß ausüben könnte, würden besagte Artikel in Geld gezahlt. Da letzteres aber nicht in Geld, sondern in Teskere's (Schatzscheinen), die keinen Heller werth sind, geschieht, so ist nur ein allgemeiner Ruin des Kleinhandels die Folge dieser seltsamen allerhöchsten Grille.

Alle diese Artikel werden zu dem wichtigen Zweck angeschafft, um sie an die jungen Mamluken zu schenken und um diesen die Qualen des Fastens durch ihrem Alter angemessene Zerstreuungen zu versüßen und ein jeder dieser Bengel muß am Schluß des heiligen Monats einen wahren Kramladen voll nichtswürdiger Lumpereien sein eigen nennen. Aber nicht nur sie ziehen aus diesen flitterhaften Kleinigkeiten Vergnügen, dieselben, wenigstens deren oberflächliche Anschauung, bildet auch einen Hauptspaß für sämmtlichen Janhagel und die Gassenjugend von Tunis. Diese hoffnungsvolle Jugend pflegt sich nämlich gegen 2 oder 3 Uhr jeden Ramadhännachmittag auf dem Platz einzufinden, wo die Mamluken in die Wagen steigen müssen, um von da nach dem Bardo zu rollen, denn der Bey und Hof verbringen fast nie die Nacht in Tunis. Wenn dann die Pagen mit vollen Händen erscheinen, wenn der eine ein kleines Schiff von vergoldetem Blech, der andere einen roth- und grünangestrichnen Bleisoldaten, ein dritter einen Elephanten von Holz und Filz in der Hand hält, und außerdem Blumensträuße, Bonbonsschachteln, Kuchen u. s. w. ihren Weg in die Omnibusse finden, da weiß die befriedigte

Neugier der zuschauenden Gassenjungen sich nicht mehr in Schranken zu halten, sie bricht in lautes Jubelgeheul aus, in welches sich wohl hie und da einige ironische Töne mischen mögen, und die Pagenschaar verläßt unter dem Geschrei ihrer weniger vergoldeten Altersgenossen die schöne Stadt Tunis, um im Bardo endlich die Fasten zu brechen.

Achtes Capitel.

Karthago und seine Ueberreste.

Unbedeutendheit der Ruinen von Karthago. — Mein erster Ausflug zu denselben. — Gesellschaft. — Erster Anblick des Trümmerfeldes. — Das unterirdische punische Karthago. — Das Dorf Duar-esch-Schalt. — Der Circus. — El Mo'âlqa und seine Wasserbehälter. — Der Ludwigshügel und seine Kapelle. — Der vermeintliche Tempel des Aesculap. — Herr Beulé und seine Nachgrabungen. — Der Tempel der Tanith. — Die Treppe nach dem Meere zu. — Ruinen von Hafen- und Handels-Bauten. — Die Wasserbehälter des Teufels. — Der Tempel des Saturn. — Die Häfen von Karthago. — Die verschiedenen Pläne der alten Stadt. — Vandalismus moderner Nachgräber. — Ausflug nach dem Westende der karthagischen Halbinsel. — Salinen von Çoqra. — Dschebel Châwy. — Cap Câmart. — Sfayydy Bu Sfâ'yd. — Rückkehr über das Seethor des alten Karthago.

Giace l'alta Carthago e a pena i segni
Dell' alte sue ruine il lido serba.

Im Staube liegt Karthago, kaum erblickst
Am Strand Du Trümmer seiner hohen Bauten.

Tasso Gerusalemme.

Wie wahr diese oft citirten Verse des großen italienischen Dichters, das drängt sich namentlich dem Einsegler in den tunisischen Golf auf, den das Schiff gewöhnlich dicht an dem Trümmerfelde, welches einst Karthago war, dicht an der in der letzten Noth kurz vor Uebergabe der Stadt gegrabenen, künstlichen Ausmündung des punischen Kriegshafens vorbeiführt, um ihn gleich darauf bei den aus der Untiefe erkennbar hervorragenden Trümmern des denkwürdigen Steindamms Scipio's, der jene andere frühere Ausmündung, welche allen beiden karthagischen Häfen gemeinsam war, versperrt hatte, an's Land zu setzen. Wie sehr er sich auch Mühe geben mag, er erblickt nichts, gar nichts von den Resten der

ehemaligen Weltstadt. Von der Rhede aus gesehen, scheint diese einstige Gebieterinn des Mittelmeers selbst mit all' ihren Ruinen verschwunden und das denkwürdige: „Tamjam perierunt ruinae" zur Wahrheit geworden. Anders ist es freilich, wenn man Karthago vom Lande aus erblickt und ein Ausflug dahin kann immer noch mit dem Eindruck erfüllen, daß hier der Leichnam einer Weltbeherrscherin im Staube modert, natürlich jedoch nur denjenigen, welchem weder Geschichte noch Archäologie fremd sind und der sich außerdem noch durch frühere Besuche anderer Ruinenfelder ein Verständniß gebildet hat, welches nicht nach dem Auffallenden, in die Augen Stechenden urtheilt, sondern nur nach den gewissenhaft geprüften Spuren und Kennzeichen des historisch Denkwürdigen, dessen Fingerzeige erst mühsam erforscht und kritisch erwogen werden müssen, ehe ihr Sinn uns im Lichte einer wissenschaftlichen Errungenschaft erscheinen kann.

Auf dieses Ruinenfeld der einstigen Weltstadt lade ich also den Leser ein, mich zu begleiten, nicht jedoch mit der Anmaßung, als könne ich ihm viel Neues, irgend ein wichtiges, dem Felde der Gewißheit und nicht dem der Vermuthung angehöriges Resultat eigner Forschung über dieselbe mittheilen, noch auch in der Absicht, ihm die Quintessenz aus den Werken früherer Erforscher compilirend aufzutischen, sondern lediglich, um ihm in meinen eignen Eindrücken, in meinen nicht durch das Schwören „in verba magistri" bestochenen, selbständigen Beobachtungen eine möglichst getreue und kurzgefaßte Gesammtschilderung dieser denkwürdigsten Reste des Alterthums in ganz Afrika zu geben und zugleich auf die neuesten Ausgrabungen (namentlich diejenigen des Chasnadâr vom Jahre 1866), welche noch in keinem Werke ihre Besprechung gefunden haben, aufmerksam zu machen.

Dieser Ausflug wird gewöhnlich zu Wagen gemacht, eine Art der Beförderuug, die in Tunisien zur Zeit meiner

ersten Reise noch eben so selten war, wie die Mittel dazu, die Wagen und die fahrbaren Straßen. Letzterer existirten damals nur in der nächsten Nähe der Hauptstadt einige wenige, so wenige, daß es ein Wunder schien, wie es in Tunis noch Miethwagen geben konnte. Dennoch sollten mehrere Lohnkutscher, meist Malteser, hier Geschäfte machen, so hieß es; im Augenblick waren jedoch ihre sämmtlichen Fuhrwerke nur durch einen einzigen Wagen vertreten, ein sprechender Gegensatz gegen den heutigen Ueberfluß. Diesen Phönix von einem Wagen gelang es uns denn auch zu dem Ausflug nach der punischen Stadt zu miethen. Wenn ich sage „uns", so denke ich dadurch mich nicht in dem volltönenden und so bequem schriftstellerischen Plural auszudrücken, sondern verstehe dießmal darunter eine Gesellschaft von fünf Personen, welche außer mir aus einem gutmüthigen und corpulenten, alten Franzosen, einem jüngeren, der die schönsten Anlagen zu einer ähnlichen üppigen Entwickelung besaß, einem Judenmissionar und einem jungen Engländer bestand. Der alte Franzose war Bonvivant, der es auf alte gute Weine abgesehen hatte, womit er sich selbst bei einem Frühstück auf den Ruinen Karthago's zu tractiren dachte, und nebenbei, in müßigen Stunden, namentlich aber in jenem glückseligen Lebensmoment, den die Franzosen „entre le fromage et la poire" nennen, ein wenig Archäolog und führte als solcher natürlich jenes unvermeidliche Vademecum jedes alterthumsliebenden Franzosen, der diese Gestade besucht, nämlich „Dureau de la Malle, Recherches sur la topographie de l'ancienne Carthage" nebst Karten und Plänen in der Tasche. Der jüngere Franzose war aus Bordeaux und natürlich ein Weinreisender (denn was kann aus Bordeaux anders kommen, als Wein und Weinreisende?), der ächte Typus seiner Classe. Alle französischen Weinreisenden sind nämlich, wie meine Leser, wenn sie diese schätzbare Classe der menschlichen Gesellschaft je kennen lernten,

wissen werden, nach einem und demselben Modell gebildet. Sie sind alle kleine Casanova's, was Zahl und Bedeutsamkeit ihrer galanten Abenteuer betrifft, und erheitern uns das Leben durch die oft sehr anschaulichen Schilderungen ihrer erotischen Heldenthaten; dann loben sie übermäßig französisches Wohlleben, Eleganz, und vor allen Dingen die nur in Frankreich gebotenen Freuden der Tafel, unter welchen begreiflicherweise die Weine von N. N. und Compagnie in Bordeaux die erste Stelle einnehmen; ferner pfuschen sie in Politik, in welcher sie den Mantel stets nach dem von Paris wehenden Winde hängen. Früher waren sie liberal, jetzt sind sie eingefleischte Bonapartisten, ihr drittes Wort ist, wie sich von selbst versteht, „la gloire de la France". Für Archäologie hegen sie eine ebenso gründliche Verachtung, wie für alle andern Wissenschaften und unser Weinreisender, der in die punischen Ruinen gerieth wie Pontius Pilatus in's Credo, hatte sich der Gesellschaft auch keineswegs deßhalb angeschlossen, um „Karthago und seine Ueberreste" zu sehen, von denen er übrigens so wenig wußte, wie einst sein heiliggesprochener König Ludwig IX., der Karthago betrat, ohne von dessen Vergangenheit eine Ahnung zu besitzen, sondern lediglich, um auf der Spazierfahrt den alten Franzosen, der für reich galt, zu einer recht namhaften Weinbestellung zu beschwatzen, was jedoch zu seinem Leidwesen und zu unsrer Belustigung nicht gelang; der alte Franzose zeigte sich widerborstig; er trank nur alte Weine, und das nagelneue Haus N. N. und Compagnie, für welches der jüngere reiste, flößte ihm nicht das Vertrauen ein, als könne es ein altes Weinlager besitzen.

Der Judenmissionar, ein geborner Preuße, bekehrter Posenscher Jude und naturalisirter Engländer, von den Arabern gewöhnlich „Papas el Inglis" (der englische Pope) genannt, war ein sehr gelehrter Hebräloge, welcher es mit

seinem undankbaren Beruf, sich mit bekehrungsscheuen Juden herumzuzanken, höchst gewissenhaft nahm. Die Israeliten sind ein so taufscheues Volk, daß man statistisch feststellen kann, daß jedes wirklich oder vermeintlich bekehrte Mitglied dieses interessanten Volkes den englischen Missionsgesellschaften im Durchschnitt auf dreißig- bis vierzigtausend Thaler zu stehen kommt. Ich sage „vermeintlich", denn sehr oft ereignete es sich, daß der theuer Erkaufte für eine gewisse Summe, die ihm der Rabbiner auszahlt, wieder zurücktritt. So hätte ich auch unserm heutigen Reisebegleiter ein ersprießlicheres und womöglich ergiebigeres Feld für die Bethätigung seiner Intelligenz gewünscht und schlug ihm deßhalb vor, sich hier, im Gebiet einer uralten, hochwichtigen und doch noch so wenig erforschten, antiken Civilisation, mit karthagischen und punischen Alterthümern zu befassen, wozu ihn seine Kenntniß des Hebräischen, von welcher Sprache die der Punier bekanntlich nur einen Schwesterdialect bildet, sehr befähigte. Aber umsonst. Die todten Karthager interessirten ihn zu wenig, desto mehr aber die lebenden, leider jedoch manchmal mit Fäusten dreinschlagenden Juden. Auch den heutigen Ausflug machte er nur deßhalb mit, weil er sich gestern mit den sehr reizbaren afrikanischen Kindern Abrahams so fürchterlich herumgezankt hatte, daß er es für gerathen hielt, ihnen einmal einen Tag lang gar nicht vor die Augen zu treten. Nicht als ob er ganz ohne Einsicht und Theilnahme für den Gegenstand unsres Ausflugs gewesen wäre, aber da dieser bei ihm nur ein Nebeninteresse erweckte, so war auch sein archäologischer Standpunkt ein mangelhafter, und zwar so mangelhaft, daß er Karthago nach Virgil's Aeneide zu studiren dachte, welche er denn auch in der Tasche führte und gelegentlich daraus Verse citirte.

Ein Archäologe von anderm Schlage war der junge Engländer, welcher eben die Universität Oxford absolvirt hatte

und viel unverdaute klassische Gelehrsamkeit in seinem Hirn beherbergte. Auch er führte einen Autor in der Tasche, nämlich „Silius Italicus de bello Punico“, aus welchem er oft lange Tiraden declamirte, leider mit der entsetzlichen englischen Aussprache, wonach das Lateinisch ungefähr wie plattdeutsch klingt.

Diese kosmopolitische Gesellschaft wurde vor Alexis' Hotel glücklich in die alte Miethkutsche verpackt, vier im Wagen, der Engländer mit Silius Italicus auf dem Bock, und nun ging es auf dem holprigen, an Pfützen und Lachen überreichen Straßenboden, zuweilen auch über ein noch unbequemeres Pflaster, ein nagelneues jüngstgemachtes Zugeständniß an den Zeitgeist, durch die bald engen, bald weiten, bald sehr krummen und winkligen, bald jedoch ausnahmsweise einmal etwas graderen Gassen von Tunis bis vor das westliche Thor, wo uns die frische Seeluft entgegenwehte. Mühsam legte das holprige Fuhrwerk auf einer damals nur tracirten, nicht aber geebneten Straße die anderthalb geographischen Meilen, welche Tunis von Karthago trennen, zurück. Der Weg führte beinahe während der ganzen Fahrt längs dem sogenannten See von Tunis, einem fast gänzlich vom Meer abgeschlossenen seichten Busen, dem stagnum marinum der Alten, der Bâḥira der Araber (gewöhnlich im Diminutiv gebraucht und Behâyra ausgesprochen).

Da diese Straße größtentheils eben ist, so hatten wir beständig die Trümmerstätte der alten Nebenbuhlerin Roms vor Augen; aber das, was wir von ihr sahen, war eigentlich unbeschreiblich wenig, so wenig, daß wir glaubten, durch irgend ein Terrainhinderniß, das wir kaum ermessen konnten, noch von dem Anblick der Ruinen ausgeschlossen zu sein. Es war auch wirklich ein kleiner Erdhügel, vom Schutt der Jahrtausende, wie alle Erhöhungen dieses Trümmerfeldes, aufgehäuft, welcher uns die Aussicht auf einer Seite zu versperren schien. Als wir diesen aber endlich erklommen hatten und das

weite Ruinengefilde frei vor uns liegen sahen, da war unsre Enttäuschung groß, denn wir erblickten nichts, was nur einigermaßen in die Augen fiel; doch wir erblickten etwas, dieß war die nagelneue Kirche des heiligen Ludwig, von Louis Philipp erbaut, sowie einige geschmacklose moderne Villen tunisischer Großen und drei elende arabische Dörfer, die einzigen über den Boden emporragenden Gegenstände auf dem Trümmerfelde der einstigen Weltstadt.

Wir theilten so dieselbe Enttäuschung, welche so vielen Reisenden vor uns zu Theil geworden, von denen mancher über die Zerstörungswuth der Menschen und der Zeit in bittre Klagen ausbrechend, entmuthigt den Rückzug antrat, ohne das Ruinenfeld einer genauen Besichtigung unterworfen zu haben, wie z. B. Chateaubriand, der es nur sehr flüchtig betrat, und einem Bekannten auftrug, seinen Namen dort einzukritzeln. Aber wir ließen den Muth nicht sinken. Ich wußte, daß das punische Karthago von der Oberfläche der Erde gänzlich verschwunden sei. Das, was noch von ihm übrig, muß unter, nicht über der Erdoberfläche gesucht werden. Davis, der fleißige dreijährige Forscher und Sucher im Schutte Karthago's, hat nämlich bei seinen zahlreichen Nachgrabungen die Erfahrung erprobt, daß im Durchschnitt eine Erdschicht von zwanzig Fuß Höhe die Reste des punischen Karthago bedeckt, an erhöhten Stellen weniger, an vertieften etwas mehr, so daß auf jedes Jahrhundert eine Erdanhäufung von einem Fuß kommen soll. Ich glaube freilich nicht, daß diese Erdschicht so regelmäßig progressiv von Jahrhundert zu Jahrhundert angewachsen ist, sondern daß, da sie hauptsächlich aus den Ruinen der auf einmal zerstörten Bauten des römischen Karthago, dessen Trümmer ja überall auf denen des phönicischen lagernd gefunden werden, besteht, das Jahrhundert dieser Zerstörung den größten Theil der Erdmasse angehäuft haben muß, welche allerdings im Laufe der Zeit durch ange-

schwemmtes Land noch bedeutend erhöht worden sein mag. Da ich nun wußte, daß Alles, was von Karthago's Bauresten oberhalb des Erdbodens emporragt, dem römischen und byzantinischen, möglicherweise selbst dem vandalischen und nicht dem punischen Karthago angehöre, so konnten jene wenigen formlosen Massen von Mauerwerk, welche hie und da aus dem Ruinenfelde emportauchten, nicht meinen Enthusiasmus, kaum mein Interesse erregen, denn die Wichtigkeit des römischen Neukarthago tritt bekanntlich gegen diejenige der alten sidonischen und selbst der vier Jahrhunderte jüngeren tyrischen Colonie in verschwindende Unbedeutendheit zurück. Aber ich war, durch specielle Studien in Bezug auf diesen einzelnen Punkt vorbereitet, auch gar nicht in dem Wahne hierhergekommen, als könne ich von dem alten Karthago irgend etwas sehen, sondern, wie es mannichfaches Interesse bietet, ein Schlachtfeld zu betreten, auf welchem schon vor vielen Jahrhunderten ein weltentscheidendes Schauspiel sich abgespielt hat, obgleich wir auf demselben oft jeden specielleren Anhaltspunkt für unsre Forschungen vermissen, so bildete auch hier mein anregendes Motiv nur das Studium der Oertlichkeit im Allgemeinen und derjenigen genaueren topographischen Bestimmungen im Besondern, welche mit einiger Gewißheit ermittelt werden können. Auch hierin gab ich mich keinen sanguinischen Hoffnungen hin und ließ mich in meinen topographischen Studien keineswegs von jenen älteren Plänen phantasiereicher Gelehrten leiten, welche uns zum Beispiel haarklein die Stellen bezeichnen wollen, wo das Wohnhaus des Hannibal, die Thermen des Gargilius, die Villa des Galerius und andere unmöglich zu bestimmende antike Bauten befindlich waren. Dergleichen Pläne machen zwar dem Dichtungsvermögen, nicht aber der gelehrten Gewissenhaftigkeit dieser Herren Ehre.

In nüchterner Stimmung also, insofern ich nicht erwartete,

irgend etwas Erstaunliches zu sehen, in gehobener Stimmung jedoch, so oft ich an die historische Bedeutung des Bodens, auf dem ich wandelte, dachte, betrat ich das mächtige Trümmergefilde, und zwar zuerst auf dessen westlicher Seite. Dort empfing uns gleich zu Anfang ein elendes modernes arabisches Dorf, Duär esch Schatt, das heißt die „zerstreuten Häuser", genannt. Es ist unzweifelhaft, wie alle Dörfer, Lusthäuser, ja wie manche Städte der Umgegend aus dem Raube des alten Karthago, und zwar dicht an der Stelle des ehemaligen römischen Circus, erbaut. Die „zerstreuten Häuser" haben ihr Material aus den Ueberresten der hier im Grabe schlummernden antiken Civilisationen der Pöner, der Römer und Byzantiner zusammengestohlen. Antike Granitsäulen, korinthische Capitäler, hie und da ein Bruchstück eines Basreliefs, wohl auch ein Arm oder Bein einer Statue, ein Fragment einer Inschriftstafel, kostbare Stücke der schönsten Marmorarten aus Steinbrüchen, die wir nicht mehr kennen, dieses Alles zeigt sich hier mit elenden arabischen Luftziegeln und morschem Olivenholz zu einem unharmonischen Ganzen vereinigt.

Ein zweites arabisches Dorf, ebenfalls wie esch Schatt innerhalb der einstigen Mauern der eigentlichen Stadt gelegen, ist el Mo'älqa, wohin wir nun unsre Schritte wandten. Auf dem Wege dahin kamen wir an einer ovalen Vertiefung des Erdreichs von über 1500 Fuß Länge und entsprechender Breite vorbei, in welcher man allgemein die Form des römischen Amphitheaters von Karthago erkennen will. In der That bietet diese Stelle auffallende Aehnlichkeit mit dem Terrain des in Rom tracirbaren Circus Maximus am Fuß des Palatins. In der Mitte des Circus konnte ich deutliche Spuren der Spina, ähnlich wie wir sie am Amphitheater des Romulus, Sohnes des Maxentius, in Rom sehen, erblicken. Auch ein Theater will Davis hier entdeckt haben. Dieses,

welches Edrysſy (wenn anders er nicht, wie Viele vermuthen, unter Theater das Amphitheater verſteht) noch im zwölften Jahrhundert beinahe unverſehrt daſtehen ſah, welches der arabiſche Geograph für die am Beſten erhaltene Baute Karthago's erklärt und deſſen kunſtvolle Säulenhallen, Pfeiler, Bogen, Basreliefs er beſchreibt, iſt jetzt, wenn wir es überhaupt in den von Davis ſignaliſirten Trümmern erkennen können, nur noch durch einige wenige ſchwache Mauerreſte vertreten.

El Mo'álqa heißt „das angefügte oder das angelehnte Dorf" und es verdient dieſen Namen vollkommen, denn ſeine Häuſer ſind an die ehemaligen Waſſerbehälter des römiſchen Karthago angebaut, ja zum größeren Theile bilden dieſe Behälter ſelbſt die Wohnungen der Dörfler. Dieſe Waſſerbehälter, welche natürlich jetzt trocken ſind, waren ſogenannte piscinae limariae, welche zur Reinigung des durch einen Aquäduct zugeführten Waſſers dienten. Der Aquäduct, welcher ſie ſpeiſte, war jenes rieſige Bauwerk, deſſen noch vorhandene Reſte die tuniſiſche Landſchaft nicht weniger zieren, als die Bogen der aqua Claudia und Julia die römiſche Campagna. Er führte das Waſſer aus zwei Quellen, deren eine, die weſtliche und entfernteſte, beim heutigen Dſchuqar (dem antiken Zuchara), deren andere beim Dorfe Sarhuân entſpringt, aus einer Entfernung von fünfzehn geographiſchen Meilen nach Karthago. Er wurde, wie wir nach einer Münze wiſſen, während alle alten Schriftſteller über ihn ſchweigen, unter Kaiſer Septimius Severus erbaut, exiſtirte alſo etwa drittehalb Jahrhunderte, als er von den Vandalen zerſtört ward.

Die unteren Gewölbe dieſer piscinae limariae ſind begreiflicherweiſe im Laufe der Zeiten mit Schlamm und Erde angefüllt worden, ſo daß die ärmlichen Araber ſich mit den oberen begnügen müſſen, in denen, wie ich mich mit eignen Augen überzeugte, ihre große Unreinlichkeit einen traurigen Contraſt gegen die einſtige, auf völlige Klärung des an und für

sich nahezu schon reinen Wassers berechnete Bestimmung bildet. Diese Piscinen sind sehr bedeutend. Es sind längliche Gewölbebauten von etwa 13 Schritt Breite und, so viel ich bei der Zerstörtheit des mittleren Theiles der meisten bemessen konnte, etwa 80 Schritt Länge. Ihre Höhe läßt sich nicht mehr bestimmen. Obgleich Victor Guérin behauptet, daß es deren 14 gebe, so konnte ich doch nur 10 entdecken und zwar 9 parallele und eine transversale. Was man auch immer über die Erbauer dieses Riesenwerkes gesagt haben mag, so scheint mir der Charakter der Architektur dennoch deutlich darauf hinzuweisen, daß wir auch sie den Römern, den Erbauern des Aquäducts, welcher hier mündete, zuschreiben müssen. Sie bestehen nämlich durchaus aus der in Rom so häufigen caementicia structura incerta, welche meines Wissens die Karthager nicht kannten.

Diesen Piscinen zur Seite liegt ein anderes großes, noch sehr wohlerhaltenes Gewölbe von höchst massiver Structur mit Mörtel, die sich beinahe der caementicia structura antiqua nähert. Auch dieses scheint einen hydraulischen Zweck besessen zu haben. Der Gewölbebau macht es jedoch auch hier unwahrscheinlich, daß das Werk den Karthagern seinen Ursprung verdanke. Vielleicht dürfte übrigens auf dieses Gebäude jene Annahme Victor Guérins ihre Anwendung finden, welche bei den karthagischen Piscinen einen älteren und neueren Ursprung zugleich voraussetzt, indem sie zuerst von den Karthager als offene Cisternae (Regenwasserbehälter) gebaut und dann von den Römern durch Hinzufügung des Gewölbes in Piscinae umgeschaffen worden wären.

Nachdem wir die riesigen Piscinen bewundert hatten, wandten wir uns, dem Wunsche unsrer französischen Reisegefährten folgend, nach dem sogenannten heiligen Ludwigshügel, dem hervorragendsten Punkt dieses Trümmerfeldes, auf welchem sich die auf Befehl Louis Philipp's 1841 errichtete

Kapelle des heilig gesprochenen Königs, Ludwig IX. von Frankreich, erhebt. Am Fuße dieses Hügels kamen wir auf der nach Westen gewendeten Seite an einigen antiken Gewölbruinen vorbei, welche nach Dureau de la Malle, der sie freilich nicht gesehen hat, Gelimers Gefängniß oder vielleicht auch Dido's Schatzkammer angehört haben sollen, deren wahrer Charakter, als Cisternen, jedoch augenfällig ist und von Niemand geläugnet werden kann, der nicht, wie Dureau de la Malle, die Topographie Karthago's von seinem Studierzimmer aus zu regeln unternimmt und sich die Mühe giebt, selbst hierherzukommen. Die Kapelle selbst ist ein ziemlich unbedeutendes Gebäude, in einem gothisch sein sollenden Styl und enthält eine wenig künstlerische Statue des heiligen Königs, welcher in der Nähe, nach Einigen sogar auf dem Hügel selbst im Jahre 1270 an der Pest starb, ehe er noch den Kampf gegen den Sultan von Tunis 'Omâr el Mula Mosst'anqa hatte beginnen können, den bekanntlich sein Bruder Karl von Anjou siegreich durchführen sollte. Das Kirchlein trägt die Inschrift:

Louis Philippe Roi des Français
A érigé ce monument en l'an 1841
Sur la place où expira le roi St. Louis son aïeul.

Im Innern zeigen sich einige recht hübsche Stukkverzierungen an Altar und Wänden, im besten arabischen Geschmack ausgeführt, ein Beweis, daß jene Kunst, welche die Araber Noqsch Ḥadyd nennen, vor dreißig Jahren sich noch einer gewissen Blüthe erfreute, die wir leider jetzt vermissen.

Die Kapelle ist mit einer Mauer umgeben und ein schöner Garten um sie herum angelegt, von welchem man eine entzückende Aussicht über das tiefblaue Mittelmeer mit seinen Inseln, über das weite Trümmergefilde, über die weiße Masse der Stadt Tunis bis nach Utica und Castra Cornelia westlich, bis an die Hügelkette am gegenüberliegenden Ufer des Golfes mit ihrer Hauptzierde, dem doppelgipfeligen Dschebel

Bu Qarnayn, nach Einigen die gemini scopuli des Virgil, und bis an den majestätischen Altas südlich genießt. Außer den bekannten, aus el Dschem (Tysdrus) stammenden Inschriftstafeln bemerkte ich hier in den Wänden der Seitengebäude, welche den Garten des Ludwigshügels umgeben, zahlreiche Marmorfragmente von Statuen, ein wahres kleines Museum bildend. Im Garten sah ich auch einige schöne Säulen von Cipollino mit je 24 Canellirungen. Alle diese Marmorfragmente stammen offenbar aus römischer Zeit und wohl von dem Tempel her, der in Neukarthago die Stelle des Baaltempels einnahm.

Diese französische Stiftung hat, wie ich mich später bei meinem ihr 1868 gemachten Besuch überzeugte, das Schicksal gehabt, welches gewöhnlich die Lieblingswerke einer gefallenen Dynastie unter ihren Nachfolgern, die, wie sie ihrer Vorgänger ungern gedenken, so auch deren Schöpfungen mit mißliebigem Auge ansehen, zu treffen pflegt. Die Ludwigskapelle wird nicht restaurirt, obgleich sie dessen sehr bedürftig, der Garten nicht unterhalten, die von Louis Philipp gegründete Stelle eines Abbé von St. Louis wird nicht mehr besetzt und der Wächter, ein kläglich aussehendes Subject, kaum bezahlt und nagt am Hungertuche.

Eine ungleich größere Wichtigkeit als durch das Andenken an den heiligen Ludwig erhält dieser Hügel jedoch dadurch, daß wir in ihm mit einiger Bestimmtheit die Lage der berühmten Byrsa oder Citadelle von Karthago erblicken können. Da fast alle neueren Erforscher des karthagischen Trümmerfeldes hierin einig sind und nur der einzige Davis, welcher überhaupt die ganze bisherige Topographie umwirft, die Byrsa in die Nähe des Seethores, zwischen die Häfen und Sayyd Bu Sa'yd verlegen will, so brauche ich mich nicht auf eine Controverse über diese topographische Einzelheit, welche schon eine vielfache Besprechung von anderen Seiten gefunden hat,

einzulassen. Der französische Akademiker Beulé, dessen Werk über Karthago vielleicht das ausführlichste und gründlichste der neuesten Zeit genannt werden dürfte, hat die von Dureau de la Malle ausgesprochene Ansicht, daß die Byrsa nicht eine einfache Akropolis, sondern eine ganze, große, viele Tempel und Paläste enthaltende Citadellenstadt gewesen sei, über den Haufen zu werfen gesucht. Beulé's Ansicht gründet sich einerseits auf die Anschauung des Hügels selbst, welcher ganz das Ansehen trägt, als sei er von jeher ein isolirtes, inselartiges Plateau gewesen, wie geschaffen zu einer Akropolis, und dieser Beweis ist vielleicht der stichhaltigste, anderntheils auf seine hier gemachten Entdeckungen einer Mauer, die er für die Citadellenmauer hält und die dem Mittelpunkt des Plateau's so nahe liegt, daß sie den Raum der Citadelle dermaßen beschränkt, daß wir unmöglich an eine Citadellenstadt denken können. Eine große Schwierigkeit bietet sich jedoch hier. Die alten Autoren geben den Umfang der Byrsa als 2000 Schritt betragend an, was etwa 8000 Fuß ausmacht, während der Ludwigshügel im Ganzen nur einen Umfang von etwa 4200 Fuß besitzt. Um dieses große Mißverhältniß zwischen dem von den Alten angegebenen Umfang der Byrsa und demjenigen des Ludwigshügels zu erklären, nimmt Beulé an, der erstere sei am Fuße des Hügels, außerhalb der ihn umgebenden Mauern und der um diese Mauern laufenden sehr breiten Straßen und nicht dicht am Rande des Abhangs gemessen, und auf diese Weise glaubt er die 8000 Fuß, als den äußeren Umfang der Byrsa, herauszubringen, während der innere, den wir also bei den Alten nicht angegeben fänden, nur 4200 Fuß betragen hätte, was dem wahren Umfang des Ludwigshügels entsprechen würde. Wir müssen gestehen, daß eine solche Erklärung uns doch etwas zu gekünstelt erscheint. Nichts beweist uns, daß die Alten den Umfang einer Festung nach den Stadtstraßen, welche in

einiger Entfernung von ihren Mauern einen Kreis um dieselbe beschrieben, jemals gemessen hätten. Wir können deßhalb nicht umhin, zu der Theorie zurückzukehren, daß die Byrsa außer dem Ludwigshügel auch noch andere Theile des karthagischen Stadtgebiets in ihren Mauern enthielt; daß sie von diesen jetzt durch Abhänge getrennt und isolirt erscheint, bildet freilich auch wieder eine Schwierigkeit, jedoch sind die Terrainveränderungen gewiß hier im Laufe der Jahrtausende sehr bedeutend gewesen, viel bedeutender, als Beulé dieß annimmt, der nur von einer durch Einsturz der Abhänge verursachten Verringerung des Plateau's des Ludwigshügels spricht. Ich glaube vielmehr, daß die Byrsa sich bedeutend gegen Norden, über den Ludwigshügel hinaus, erstreckte und daß sie möglicherweise jenen jetzt abgesonderten kleinen Ruinenhügel, auf welchen man gewöhnlich den römischen Tempel der Juno Coelestis versetzt, mit in sich schloß. Südlich und östlich vom Ludwigshügel kann sie sich nicht weit erstreckt haben, da im ersteren Falle kein Raum für die drei Straßen, welche von den Häfen nach der Citadelle führten, übrig geblieben und im zweiten die Festung zu nahe an's Meer gekommen wäre. Auch in westlicher Richtung boten die Mo'âlqa-Cisternen, die freilich in ihrer jetzigen Gestalt nicht punisch sind, in deren Nähe aber, wie angedeutet, altkarthagische gelegen zu haben scheinen, ein ähnliches Hinderniß für die Ausdehnung der Hügelstadt.

Daß die Citadelle sich auf der südlichen Seite nicht weiter ausdehnen konnte, als der heutige Ludwigshügel, beweist auch die von Beulé gemachte Entdeckung eines Stückes der alten punischen Mauer, die er für diejenige der Byrsa hält. Sie soll die dreißig Fuß Dicke (zum Drittel von soliden Mauern aus saxa quadrata, zu zwei Dritteln von Gemächern oder Magazinen eingenommen), welche Appian der Stadtmauer Karthago's, ebensowohl wie der Byrsamauer beilegt, gemessen haben. Leider ist jedoch Beulé's Ausgrabung

an dieser Stelle jetzt (1868) wieder verschüttet, so daß wir seine darauf gestützte Ansicht nicht controliren können.

Dagegen ist eine andere Entdeckung, welche Beulé hier machte, noch jetzt sichtbar und nicht weniger interessant. Es ist gleichfalls eine Umfassungsmauer, deren geringere Dicke (von 6 Fuß) andeutet, daß sie nicht diejenige der Byrsa selbst gewesen sein kann. In der Byrsa befand sich aber nur ein einziges Gebäude, dem wir eine so massive Umfassungsmauer mit Wahrscheinlichkeit zuschreiben können. Dieß war der große karthagische Haupttempel, gewöhnlich Tempel des Aesculap genannt. Wir wissen, daß dieser Tempel auf dem Scheitel des Byrsahügels auf einer Terrasse lag, eine Lage, welche durchaus derjenigen der heutigen Ludwigskirche entspricht. Unter dieser Kirche dürften ohne Zweifel die Fundamente des sogenannten Aesculaptempels zu suchen sein. Wie oft ist es schon von Archäologen bedauert worden, daß die abscheuliche Kirche nicht abgetragen und der unter ihr gelegene Boden wissenschaftlich untersucht werden kann! Frankreich läßt zwar die Ludwigskirche in verwahrlostem Zustande, ihren Wächter fast vor Hunger sterben, es hat die Stelle eines Kaplans eingehen lassen; die Kirche macht ihm somit durchaus keine Ehre mehr; aber das groteske Gebäude wird heilig gehalten und darf nicht abgerissen werden! Wenn übrigens die Verehrer des heiligen Ludwig einigen historischen Sinn besäßen, so würden sie selbst auf dieser Abtragung bestehen, denn es ist so ziemlich erwiesen, daß grade der Ludwigshügel am Allerwenigsten ein historisches Recht darauf hat, dem Andenken des in Karthago gestorbenen Königs gewidmet zu sein, da grade er der einzige Theil dieses Trümmerfeldes ist, welchen der heilige König niemals besessen hat, auf dem er folglich auch nicht hat sterben können, wie die meisten unwissenden modernen Franzosen behaupten. Zu diesen Unwissenden gehört Beulé nicht. Dieser bedauert vielmehr auf-

richtig das Hinderniß der Kirche, sowie dasjenige eines modernen Friedhofs, welchen die Franzosen auch wieder grade an der interessantesten Stelle, da wo die Nachgrabungen am meisten Resultate versprechen würden, angelegt haben.

Die Ludwigskirche nun liegt nur wenige Schritte von der von Beulé aufgedeckten Umfassungsmauer, welche wir für diejenige des alten Haupttempels von Karthago halten können. Diese Mauer ist aus saxa quadrata, von dem in Karthago vorkommenden Tuffstein gebaut. Sowohl die Römer, als die Karthager pflegten auf diese Weise Bauten zu errichten. Wir wissen deßhalb auch nicht, ob die von Beulé entdeckte Mauer wirklich die altkarthagische oder die später römische ist. Vielleicht ist sie beides, das heißt die altkarthagische von den Römern restaurirt. Einen ausschließlich römischen Ursprung müssen wir dagegen dem an den Fuß dieser Mauer angelehnten palastartigen Gebäude zuschreiben, von welchem Beulé bei derselben Gelegenheit fünf Bogengewölbe aufgedeckt hat, die gleichfalls noch sichtbar sind. Diese Gewölbe sind von Beulé mit einer Ausführlichkeit beschrieben, die nichts zu wünschen übrig läßt. Er möchte sie für Reste des Palastes der römischen Proconsuln halten, welcher am Fuß des Aesculaptempels lag.

Von diesem Aesculaptempel selbst, das heißt von dem römischen, hat der französische Archäologe bei Gelegenheit dieser Ausgrabungen gleichfalls zahlreiche kleinere Baufragmente entdeckt, die bei der Zerstörung des römischen Karthago von der Trümmermasse des Tempels hinabgestürzt und mit den Ruinen des an seinem Fuße gelegenen Palastes verschüttet wurden. Diese Baureste sind von schönem weißen Marmor und gehören dem korinthischen Styl an. Der römische Tempel war also ein marmornes Prachtgebäude aus der Kaiserzeit, in welcher man den korinthischen Styl so vielfach anwandte. Dieser Tempel war, wie wir aus den alten Au-

toren schließen können, an der Stelle desjenigen erbaut worden, welcher einst im alten Karthago die vornehmste Stelle und den höchsten Rang einnahm, des vielerwähnten Haupttempels der phönicischen Colonie, auf dem Gipfel der Byrsa gelegen und die ganze Stadt beherrschend. Dieser Tempel war das Palladium religiöser und nationaler Heiligkeit und Unverletzlichkeit und zugleich der innerste und festeste Kern der Citadelle, wo auch der Schatz der Republik vor den Gefahren der letzten Belagerung unter Scipio Sicherheit gefunden hatte. Hier war es auch, wohin sich die letzten Ueberbleibsel der Vertheidiger Karthago's, als schon die ganze übrige Besatzung der Byrsa (nach Appian 50,000 Seelen) zu Scipio geflohen war und sich unterworfen hatte, nämlich die neunhundert römischen Ueberläufer, die vom Sieger keine Gnade hoffen konnten, zurückgezogen hatten.

„Von da, meldet Appian, vertheidigten sie sich leicht wegen der Höhe und Steile des Tempels, in dessen Hof man selbst zu Friedenszeiten auf sechzig Stufen hinaufsteigen mußte. Als sie aber endlich durch den Hunger, die Nachtwachen, den Schrecken und die Arbeit ganz entkräftet waren, flohen sie aus dem Vorhof in den Tempel selbst und auf das obere Dach desselben."

Bei diesen Ueberläufern befand sich auch die heroische Gattin Hasdrubals mit ihren Kindern, welche nach der Flucht ihres feigen Gemahls es vorzog, sich in den Flammen des von den verzweiflungsvollen Belagerten angezündeten Tempels zu begraben, nachdem sie vorher die gerechtesten Schmähworte auf ihren schändlichen Gemahl gehäuft.

So fiel mit Karthago der berühmte Tempel, einst das Nationalheiligthum der alten punischen Stadt, um erst anderthalb Jahrhundert später wieder errichtet zu werden und zwar als ein römischer Aesculapstempel. Die Römer und Griechen nannten auch den altkarthagischen Tempel schon einen Tempel

des Aesculap, wenigstens nennen ihn Appian, Livius und Strabo so. Demnach wäre er dem pönicischen Gotte Esmun, dem echten Kabiren, welcher den Weltkreis durch eine kreisförmig gewundene Schlange dargestellt, zum Symbol hatte, geweiht gewesen. Dieß ist jedoch nicht meine Ansicht, die ich gleich erläutern werde. Ueber die Architektur dieses Tempels lassen uns die alten Autoren völlig im Dunkeln. Wahrscheinlich war er aus dem gewöhnlichen karthagischen Kalkstein erbaut und gewiß theils auch von Holz, da er sonst nicht so schnell ein Raub der Flammen geworden wäre.

Welches war aber die Gottheit, die in diesem Nationalheiligthum verehrt wurde? Der von griechischen und lateinischen Autoren (wovon keiner älter als Strabo, der anderthalb Jahrhunderte nach dem Fall Karthago's lebte) ihr beigelegte Name „Aesculap" kann uns nicht maßgebend sein, da bekanntlich die Griechen und Römer in ihrer Auslegung fremder Culten im Allgemeinen mit dem größten Leichtsinn zu Werke gingen und im Besondern in Bezug auf die phönicischen Götter neben andern falschen Auffassungen auch den Irrthum begingen, in jedem durch eine Schlange symbolisirten Gott ihren Gesundheitsgott zu erblicken. Nun bildete aber die Schlange das Symbol fast aller phönicischen Götter, keineswegs des Esmun allein, in dem die Römer ihren Aesculap erkannten. Wäre Esmun der Hauptgott Karthago's gewesen, so müßten wir von seiner Verehrung doch mehr Spuren finden, als dieß der Fall ist, denn sein Vorkommen in einigen Eigennamen beweist nichts. Namentlich müßten die zahlreichen Votivtafeln aus der altkarthagischen Zeit diesen Namen, als den der gefeiertsten Gottheit, enthalten. Diese Votivtafeln geben uns aber ausnahmslos die Namen zweier andern Gottheiten, der Thanith, von welcher wir sogleich reden wollen, und des Baal Chamon, in dem wir nach Movers (I, 426) den Baal Chon oder Chom (eine Form des als El, Bel oder Belitan

verehrten Hercules) erblicken können, der das erhaltende Princip darstellte und mit dem syrischen Gotte Makar oder Malik karth, (König der Stadt, d. h. Tyrus) ursprünglich vielleicht identisch war, obgleich man später zwei Götter daraus machte. Nach demselben Movers stand die zweite Gründung Karthago's (im J. 813 v. Chr. Geb.), welche von Tyrus ausging und der vertriebenen Königstochter Elissa zugeschrieben wird, unter der Schutzgottheit des Makar. Dieser wurde also der Schutzgott der neuern Colonie, und fand als solcher gewiß sein Heiligthum auf dem hervorragendsten Punkte der Byrsa; sein Cultus wurde mit demjenigen der Schutzgottheit der ältern phönicischen Stadt, der von den Sidoniern schon um die Epoche zwischen 1214 bis 1233 gegründeten Altstadt Kakkabe vereinigt und dieses Götterpaar bildete von nun an den Gipfel des Pantheons der vereinigten sidonischen und tyrischen Colonien, auf die der Name Karth Chadascha, d. h. „der neuen Stadt", (welchen Anfangs nur die tyrische geführt haben dürfte, während die sidonische Kambe oder Kakkabe hieß) ausgedehnt wurde. Die von der sidonischen Colonie verehrte Gottheit war die berühmte Thanith, „das Angesicht des Baal", wie sie die Inschriften nennen, von deren Tempel man die Spuren auf einem der Ludwigskirche gegenüber gelegenen Hügel entdeckt haben wollte, aber mit wenig Grund, wie mir scheint.

Bis hierher hatten die beiden Franzosen Geduld genug bewiesen, um uns auf unserer archäologischen Wanderung zu begleiten. Aber hier kamen sie zum Stillstand. Das Dejeuner war eine viel zu wichtige Angelegenheit, um so in aller Eile, wie wir Andern es wünschten, abgemacht zu werden. Selbst Dureau de la Malle wurde über ihm vergessen und so blieben denn die beiden Landsleute sitzen, als wir uns anschickten, die übrigen Alterthümer des Ruinenfeldes zu besuchen. Zuerst wandten wir uns nun zu dem östlich vom Ludwigshügel gelegenen arabischen Fort, welches das Meer

von seiner Höhe beherrscht. Von hier zieht sich in südwestlicher Richtung, mit dem Meeresufer parallellaufend, eine Anhöhe hin, deren Ausdehnung an achtzehnhundert Fuß in der Länge betragen mag. Diesen Hügel hält Davis für den der Byrsa und nimmt an, daß hier die Citadelle, die wichtigsten städtischen Bauten, der Aesculaptempel und andere gestanden hätten. Allerdings ist er geräumig genug, um Wohnungen für fünfzigtausend Menschen enthalten zu haben. Auch sehen wir hier so viele Ueberreste, daß die Annahme große Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß hier eines oder einige der bedeutendsten Bauten des alten Karthago gestanden haben, und da man unter den daselbst entdeckten antiken Resten manche auffand, welche unzweifelhaft punischen Ursprungs sind, namentlich die vielen phönicischen Votivtafeln, so dürften jene Bauten oder wenigstens ihre Vorgänger (denn sicherlich wurden sie später umgebaut) zum Theil schon dem älteren Karthago angehört haben. Die jetzt vom elenden arabischen Fort mit seiner aus fünf lahmen oder blinden Invaliden bestehenden Garnison eingenommene Stelle hält der englische Archäologe nach seiner originellen Paradoxie für die des Tempels des Hauptgottes selbst, den auch er Aesculap oder Esmun nennt.

Der freie viereckige Platz, auf welchem sich dieses Fort erhebt, ist 600 Fuß lang und halb so breit. In seiner Mitte erblickten wir die massiven Mauern eines mächtigen antiken Gebäudes von 180 Fuß Länge, 80 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke seiner Mauern. Die Mauer ist bis tief in den Boden hinein, wie neuere Nachgrabungen gezeigt haben, unversehrt erhalten. Diese so ganz der Bedeutung eines befestigten Tempels angemessene mächtige Mauer umschließt einen viereckigen Raum, unter welchem große Regenwassercisternen befindlich sind. Von dem Tempel, oder was sonst das Gebäude gewesen sein mag, welches innerhalb jener Maureinfassung lag,

vermochten wir nichts zu entdecken, als Theile der Mauern des untern Stockwerks. Schwache Spuren eines möglichen Allerheiligsten (adytum) konnten wir westlich und Reste eines Porticus östlich ausfindig machen. Von diesem Porticus führte allem Anschein nach eine Riesentreppe gegen die Meeresseite hinab. Dieser Umstand scheint allerdings der von Davis ausgesprochenen Ansicht zu Hülfe zu kommen. Wir wissen, daß der Tempel der Hauptgottheit von Karthago, derjenigen, welche die klassischen Autoren gewöhnlich Aesculap nennen, den Schiffern von Weitem auf dem Meere sichtbar war. Nun kann es aber nicht leicht eine größere Beförderung dieser Sichtbarkeit aus der Ferne geben, als diejenige, wie wir sie uns in Verbindung mit einer solchen Riesentreppe vorstellen. Eine solche Treppe schloß alle am Fuße des Tempels aufragenden hohen Gebäude aus, welche allenfalls, wenn sie sehr hoch hinaufreichten, die Aussicht auf den Tempel beschränken konnten. Der Blick des Seefahrers hätte so vom Meere unmittelbar zu der Treppe und von ihr zu dem auf ihrer Höhe gelegenen Tempel hinaufschweifen können. Ferner wissen wir, daß eine Treppe von 60 Stufen zum Aesculaptempel hinaufführte. Aber grade dieser Umstand widerspricht Davis' Annahme, denn die am Fort gelegene Treppe hatte nicht 60, sondern über 100 Stufen. Jetzt bildet sie freilich nur noch einen Ruinenhaufen, in welchem jedoch die Treppen- und Stufenform deutlich zu traciren ist. Da das felsige Erdreich unter der Treppe verschiedene Höhe darbot, so mußten einzelne Stufen auf Gewölben getragen werden, während andere dicht an den kahlen Felsen anlehnten, auf dessen einem Theile das moderne arabische Fort steht und auf dessen anderm einst eines der ersten religiösen Gebäude Karthago's gestanden haben möchte.

Da dieser Tempel jedoch unmöglich, wie Davis' ganz vereinzelt dastehende Annahme behauptet, derjenige des vermeintlichen Aesculap gewesen sein kann, so müssen wir ihn

dem Cultus einer andern Gottheit zuschreiben. Die bevorzugte Lage und die Wichtigkeit der Mauerreste berechtigen uns zu dem Schlusse, daß hier ein Heiligthum einer der Hauptgottheiten der Stadt gestanden habe, und da wir den Tempel der einen von den beiden in Karthago vorzüglich verehrten altphönicischen Gottheiten schon auf der erwähnten Stelle des Ludwigshügels identificirt haben, so bleibt uns für dieses zweite religiöse Hauptgebäude nur die Wahl, in ihm das Heiligthum der weiblichen Schutzgottheit, der schon erwähnten Thanith, zu erblicken, einer Göttin, welche unter den verschiedensten Namen bekannt geworden ist. Virgil nennt sie die Juno und schreibt die Gründung ihres Tempels der fabelhaften Dido zu, welche letztere jedoch bekanntlich (nach Movers) nichts Anderes war, als eine phönicische Göttin (keine vergötterte Fürstin, da die Phönicier solche Vergötterungen nicht kannten). Die Römer aber verwechselten Dido mit Elissa, der tyrischen Königstochter, welcher man die zweite Gründung Karthago's, das heißt diejenige der tyrischen Colonie zuschreibt, und Silius Italicus nennt sogar diese Elissa unter diesem letztern Namen eine Göttin und beschreibt ihr Heiligthum auf solche Weise, daß wir darin den Tempel der Thanith erkennen müssen. Die Thanith war ohne Zweifel eine Form der Astarte und wahrscheinlich dieselbe, wie Dido, welche man die umherirrende Astarte nannte, und der man deßhalb die Gründung von Colonieen zuschrieb. In dieser Annahme bestärkt uns auch der Name Coelestis (d. h. die himmlische Jungfrau), welchen die meisten römischen Autoren der vornehmsten weiblichen Gottheit Karthago's geben, denn Thanith wurde als eine reine Jungfrau gedacht, mit deren Cultus keine Unzucht verbunden war, wie mit dem der Baaltis und Salambo, in deren Dienste unzüchtige Priesterinnen und Gallen standen, denen der Phallus heilig war, und die mit dem Cultus des unzüchtigen Adonis verbunden gedacht wurden.

Ich bin jedoch weit entfernt davon, die Vermuthung, als habe hier der Tempel der Thanith gestanden, als Gewißheit auszusprechen. Beulé und Andere suchen letzteren auf einem kleinen, dicht beim Ludwigsberg gelegenen Hügel, auf dem sich schwache Spuren von Mauern, unter dem sich aber zwei deutlich nachweisbare Cisternen befinden. Auch kann ich durchaus nicht leugnen, daß alle Gebäude, welche um das Fort herumlagen, ihren Trümmern nach römisch gewesen zu sein scheinen. Selbst die besprochene viereckige Baute, zu welcher die Riesentreppe vom Meere hinaufführte, zeigt große Aehnlichkeit mit einem römischen Werk und zwar mit einer Basilika, denn was Davis für ein Adytum hält, dürfte wohl ein Chalcidicum gewesen sein. Außer dieser Baute befinden sich in dieser Gegend noch folgende Ruinen:

1) Auf der der Treppe entgegengesetzten Seite des Forts die Reste eines kolossalen Gebäudes, dessen unterer Theil aus sehr großen, festen und regelmäßigen Backsteinen, dessen oberer aus caementitia structura incerta besteht. Davis hält es für die Basilika des Thrasamund.

2) Auf derselben Seite, mehr dem Meere zu gelegen, eine Ruine von rundlicher Form, in der man einen Tempel des Apollo erkennen wollte. Davis hält sie für ein Vorrathshaus im kolossalen Styl. Die Bauart besteht im untern Theil aus derjenigen Structur, welche die Römer Pseudoisodomum nannten, im oberen aus der bekannten Mörtelstructur mit kleineren Steinen. Einige schöne Säulen von Cipollino, welche man hier noch sieht, lassen auf die architektonische Pracht der Baute schließen.

3) Am Fuße dieses Gebäudes, dicht am Meere und an die moderne Villa des Generals Sfayydy Mahmud 'Asays anstoßend, einige nischenartige Bauten, offenbar Handelsmagazine, deren unterer Theil aus dem Fels selbst gehauen, deren oberer eine Mörtelstructur mit Gewölben waren.

4) Vielfache Spuren von Cisternen auf dem Berge dicht neben dem Fort, unter andern acht tiefe brunnenartige Schachte, welche offenbar zu den besagten Cisternen führten. Ueberhaupt scheint der ganze Berg, auf dem das Fort steht, ausgehöhlt gewesen zu sein und ist auch jetzt noch nicht überall vom Schutt ausgefüllt.

5) Endlich die Cisternae, das am Besten erhaltene, schönste und großartigste Gebäude, welches uns auf dem karthagischen Trümmerfelde übrig geblieben ist. Sie liegen landeinwärts in sehr geringer Entfernung von den obengenannten Ruinen. Um sie von den vielen andern Cisternen von Karthago zu unterscheiden, nennen sie die Araber „Dawâmiss' esch Schaytân", wörtlich übersetzt die „Gefängnisse des Teufels". Die Araber bezeichnen nämlich jede Cisterne als Dâmuss (d. h. Kerker), und da sie die bewunderungswürdige Structur dieser schönst erhaltenen Cisternen in Erstaunen setzt, so wissen sie natürlich ihre Erbauung keinem andern Hexenmeister zuzuschreiben, als demjenigen, welchen der Volksglaube aller Länder im Allgemeinen und der der Araber im Besondern für den Meister in allen Künsten hält, dem Satan. Ich nehme jedoch einen etwas weniger ehrwürdigen und ungleich neueren Ursprung für sie an nnd zwar nicht einmal einen karthagischen, sondern einen römischen, da mir die ganze Structur durchaus diesen Stempel zu tragen scheint.

Die Cisternae bestehen aus 18 beinahe vollkommen erhaltenen, parallelen Gewölben, jedes von etwa fünfzig Schritt Länge und entsprechender Breite. Die Gänge auf beiden Seiten der compacten Gruppe sind so wohl conservirt, daß wir, ihnen entlang gehend, uns über den speciellen Zweck einer jeden einzelnen Cisterne volle Aufklärung verschaffen können. Die erste bestand aus vier Abtheilungen, zwei quadratförmigen in der Mitte und zwei vollkommen kreisförmigen an den Seiten. In der einen dieser kreisförmigen Cisternen

hat sich die Wendeltreppe, auf welcher die Schöpfenden zu dem in beträchtlicher Tiefe beginnenden Wasserspiegel hinabstiegen, so gut erhalten, daß ich selbst es wagen konnte, ihre 25 kolossalen Stufen bis zu der Stelle, wo noch immer Wasser vorhanden ist, hinunterzuwandeln. Dieß bildete nur in seinem oberen Theil ein halsbrecherisches Hinabklimmen, denn gleich am Rande sind einige sieben Stufen halbzerstört, alle andern aber unverletzt. Diese eine runde Cisterne ist nicht im Innern mit Cement bekleidet, sondern zeigt ihre Backsteinstructur frei, alle andern haben aber ihren Mörtelbewurf behalten. Von der 2ten bis 9ten Cisterne zeigen sich die Gewölbe einfach und ohne Unterabtheilungen. Die 10te zerfällt in 3 Kammern, zwei runde und eine viereckige in ihrer Mitte und die letzten acht bestehen dann wieder aus ungetheilten Bassins. Ueber den vier runden Cisternen befinden sich Kuppeln. Sie sowohl, wie alle gewölbten Theile dieses mächtigen Cisternenbaues sind in der späteren römischen Cementstructur ausgeführt, verkünden somit deutlich ihren Ursprung.

Von allen Seiten zu diesen Cisternen führend, entdeckt man Kanäle und Rinnen, welche das Regenwasser diesem wunderbaren Werke zuführten. Die bedeutendste dieser Leitungen ist durch die vor zwei Jahren (diese Bemerkung bezieht sich auf meine letzte Reise im J. 1868) vom ersten Minister unternommenen Ausgrabungen aufgedeckt worden; sie bildet einen etwa 3 Fuß breiten Gang, der jetzt 7—8 Fuß tiefer als die Erdoberfläche, schon im Alterthum einige 3 Fuß tiefer gewesen sein muß, denn über ihm sind in der genannten Höhe drei sehr solide gewölbte Brücken aufgedeckt worden, welche offenbar den Straßen angehörten, welche über diesen Leitungen fortliefen. Eigenthümlich zeigt sich das Erdreich, welches wir oberhalb der besagten Brücken sahen. Es ist mit großen thönernen Einfassungen versehen und will es fast

scheinen, als habe zu einer späteren Epoche, als vielleicht die tiefer gelegene Leitung von Erde angefüllt war, eine andere oberhalb der Brücken das Regenwasser den Cisternen zugeführt.

Alle Anzeichen scheinen deutlich darzuthun, daß diese Wasserbehälter wirklich Cisternae, d. h. Sammelorte für Regenwasser und nicht etwa Piscinae waren, da von einem Aquäduct, welcher die Piscinen hätte speisen können, hier keine Rede ist. Wenn man jedoch schließen will, als müsse ihre Erbauung von den Puniern herrühren, weil diese, welche offenbar keinen Aquäduct besaßen, auf Cisternen allein angewiesen waren, so bedenkt man nicht, daß sich ja ganz dasselbe von dem neuen, von den Römern wiedererbauten Karthago, vor der Zeit des Septimius Severus, sagen läßt. Während anderthalb Jahrhunderten und darüber waren auch die Römer von Neukarthago ohne Aquäduct und mußten deßhalb das Bedürfniß nach Cisternen lebhaft empfinden. Hiermit will ich gar nicht behauptet haben, als könnten die Fundamente dieser Cisternae nicht ursprünglich punisch sein, aber in ihrer jetzigen Gestalt sind sie es einmal gewiß nicht, sondern entschieden römisch, d. h. wahrscheinlich von den Römern auf punischen Grundmauern neuerbaut.

Die ganze Gegend um die Cisternae und um das Fort herum scheint offenbar eine speciell auf den Handel und die Schifffahrt bezügliche Bedeutung gehabt zu haben. Die vielen Wasserbehälter dienten den hier landenden Schiffern zur Versorgung mit dem Nöthigsten, die zahlreichen Magazine zum Stapelplatz ihrer Waaren, die obengenannte, viereckige Baute dürfte vielleicht in ihrer Eigenschaft als Basilika mehr einer Handelsbörse als einem eigentlichen Gerichtshof entsprochen haben. Auch die andern Bauten besaßen wohl eine Beziehung auf den Handel. Von diesen hatte man die unter Nr. 1 bezeichnete als einem römischen Theater angehörig betrachtet. Wenn sie jemals diesem Zwecke entsprach, so hat sie doch

jedenfalls in spätrömischer Zeit eine sehr verschiedene Bestimmung erhalten, deren Natur durch Davis' Nachgrabungen unzweifelhaft festgestellt wurde. In ältester Zeit dürfte jedoch auch sie einem mercantilen Zweck entsprochen haben, später diente sie, wie Davis beweist, zu einer christlichen Basilika; möglicherweise war sie eine der zwei uns aus der Kirchengeschichte bekannt gewordenen, dem heiligen Cyprian geweihten Kirchen. Wir wissen durch Victor Vitensis, daß die eine dieser Kirchen am Hinrichtungsorte Cyprians nahe an den „Piscinen" errichtet wurde. Nun befinden sich in nächster Nähe dieser Basilika die Dawâmiſſ esch Schaytan, d. h. die Regenbehälter des Teufels, die oben beschriebenen punischen Cisternen. Aber Cisternen sind keine Piscinen und dann scheint auch Cyprian außerhalb der Stadt seinen Tod gefunden zu haben, wie derselbe Victor Vitensis andeutet, indem er sagt, man habe den Heiligen den Blicken der Neugierigen entziehen wollen.

Der andere bedeutende Trümmerhaufen, den wir oben unter Nr. 2 angeführt haben, führt auf den älteren Plänen den Namen „Tempel des Apollo". Ueberhaupt hat man allen größeren Anhäufungen von Schutt und Mauerwerk Tempelnamen beigelegt. So sehen wir auf den älteren Plänen und selbst auf demjenigen des originellen, aber manchmal nicht unkritischen Davis einen Tempel des Baal, des Neptun, der Juno, der Venus und anderer Götter, deren Verehrung in Karthago nur errathen, nicht bewiesen werden kann, ein Forum und dergleichen mehr, Bezeichnungen, zu denen mir lediglich das Dichtungsvermögen dieser Archäologen Anlaß gegeben zu haben scheint, denn aus den spärlichen Angaben der alten Schriftsteller lassen sich kaum allgemeine topographische Bestimmungen, geschweige denn so specialisirte, entnehmen.

Ebenso wie mit der Topographie der Tempel scheint es mir sich mit derjenigen der Straßen Karthago's zu verhalten,

namentlich mit jenen drei, fast auf allen Plänen citirten, deren vermeintliche Namen Via Salutaris, Via Saturnalis und Via Venerea uns durch Polybius überliefert sind, jedoch so griechisch-römisch klingen, daß wir ihrem Ueberlieferer kaum Glauben beimessen können. Davis selbst hat diese Straßen auf seinem Plane verzeichnet und nimmt an, sie seien unter derselben Namensform oder einem phönicischen Aequivalent dafür bereits den Bewohnern des punischen Karthago bekannt gewesen. Jede Straße soll zu einem ihrem Namen entsprechenden Heiligthum geführt haben, die Via Salutaris zum Tempel des vermeintlichen Aesculap (des Deus Salutaris und zugleich des Vaters der mit ihm verehrten Göttin Salus), die Via Venerea zum Tempel der Astarte (Venus, Juno oder Diana), endlich die Via Saturnalis zum Tempel des El oder Ulom (Saturn). Aber die ächten phönicischen altkarthagischen Namen der Straßen im punischen Karthago kennen wir nicht und wissen, daß es sehr schwer ist, phönicische Götter mit römisch-griechischen zu identificiren, folglich aus einem griechischen Namen auf den entsprechenden karthagischen zu schließen. Noch weniger dürften uns die Straßennamen in Neukarthago aufklären, denn es scheint uns weder bewiesen, noch auch (nach Allem, was wir über die Antipathieen der Römer gegen alles Punische wissen) sehr wahrscheinlich, daß im römischen Karthago, welches ja erst, nachdem die Stadt lange zerstört dagelegen, erbaut wurde, die Straßennamen nur eine Wiederholung der alten punischen gewesen seien und daß wir somit aus einem späteren römischen auf den ursprünglichen karthagischen Namen schließen könnten. So schwimmt fast Alles in Betreff der Topographie des alten Karthago im Nebelhaften und das Beste möchte wohl in Bezug auf dieselbe sein, uns jeder namentlichen Bezeichnung der Oertlichkeiten, mit Ausnahme solcher wie die Byrsa und die Häfen, gänzlich zu enthalten.

Ehe wir zu unsern Reisegefährten, welche auf dem Ludwigshügel zu bleiben vorgezogen hatten, zurückkehrten, weilten wir noch kurze Zeit bei einem Ruinenhaufen, welcher auf Davis' Plan den stolzen Titel „Tempel des Saturn oder Baal Chammon" trägt. Man kann hier ein Gebäude im Boden traciren, dessen Umkreis etwa zweihundert Fuß betrug. Innerhalb dieser Peripherie befinden sich vier verschiedene Reihen von je zwölf und zwölf Pfeilerfundamenten, welche möglicherweise den inneren Abtheilungen des Heiligthums angehörten. Falbe hat auf seinem Plan dieses Gebäude als ein einfaches „karthagisches Haus" bezeichnet. Dasselbe that Sir Grenville Temple. Davis aber schließt aus der symbolischen Wichtigkeit, welche er der Vierzahl der Pfeilerreihen und der Zwölfzahl der Pfeiler selbst, beilegt, daß es ein Tempel und zwar, der mystischen Bedeutung der Zahlen zu Folge, ein dem Saturn, welchen er Baal Chammon nennt, geweihter Tempel gewesen sei, da dem Saturn, als dem Gotte der Zeit, die Vierzahl, als Zahl der vier Jahreszeiten, und die Zwölfzahl, als Zahl der zwölf Monate, heilig waren. Da nun Davis bei einer tieferen Nachgrabung unter den Fundamenten dieser Ruinen ein anscheinendes Aschenlager und viele verbrannte Menschenknochen gefunden hat, so sucht er hier die Stelle für den Schauplatz der menschlichen Opfer, welche dem Baal Chammon oder Moloch dargebracht wurden. Wir können diese Ansicht nicht theilen und haben schon oben unsre Vermuthung, die sich auf einige Stellen in Movers' Werke stützt, ausgesprochen, daß in Karthago der tyrische Makar oder Melkarth, den uns die Geschichte als den Hauptgott der Stadt nennt, wahrscheinlich als einer und derselbe mit Baal Chammon, den uns die Inschriften als vornehmste männliche Gottheit bezeichnen, gedacht wurde. Beide hießen מלך (König) und die Aussprache Moloch für den einen (Baal Chammon) und Melek für den andern (Makar) scheint uns

späteren Ursprungs. Da wir nun den Tempel dieses Gottes schon auf dem höchsten Punkte der Citadellenstadt erkannt haben, so bleibt uns für die zuletzt erwähnte Trümmermasse keine irgendwie haltbare Bezeichnung übrig, außer vielleicht die die des Baal Ulom d. h. Saturn, wenn man überhaupt annehmen kann, daß uns der Name Via Saturnalis oder Senilis (man nannte Saturn den Sener, Greis), welchen eine Straße des späteren römischen Karthago's führte, dazu berechtigt, auch in dem punischen die Verehrung derselben Gottheit vorauszusetzen.

Endlich glaubten wir es wagen zu können, die beiden Franzosen von den Tafelfreuden des Frühstücks zur Besichtigung der Häfen Karthago's abzuholen. Wir fanden sie in der süßesten Verdauungsseligkeit eben beschäftigt, dem eingenommenen schwarzen Kaffee noch den nöthigen Cognac folgen zu lassen. Aus dieser Verdauungsruhe war jedoch der Weinreisende nicht aufzurütteln. Derselbe behauptete, ein anderer französischer Commis voyageur, den sein Unstern nach Karthago geführt, habe ihm mitgetheilt, diese Häfen seien trotz ihres pomphaften Titels doch in Wirklichkeit nichts als zwei mares à canards (Entenpfützen) und durchaus nicht sehenswerth. Wir ließen ihn also in Gesellschaft der Cognacflasche und begaben uns mit seinem archäologischen Gefährten nach den ja auch von Dureau de la Malle genannten Häfen.

Wir fanden sie in südöstlicher Richtung etwa achtzehnhundert Schritt vom Ludwigshügel, mitten in dem Garten der Villa des ersten Ministers. Bei ihrem ersten Anblick mußte ich gestehen, daß der Weinreisende nicht so Unrecht gehabt hatte. Diese einst so berühmten Häfen besaßen allerdings eine große Aehnlichkeit mit Entenpfützen. Sehenswerth waren sie aber doch, denn sie sind von allen Localitäten des Stadtplans von Karthago die einzigen, deren Lage wirklich unverkennbar scheint.

Die Beschreibungen, welche uns die Schriftsteller des Alterthums von Karthago's Häfen hinterlassen haben, passen nämlich vollkommen auf die hier befindlichen zwei Wasserbecken. Am Ausführlichsten ist wohl Appians Schilderung (VIII. Cap. 69.), welcher sagt: „Die Seehäfen hatten die Lage, daß man von einem in den andern schiffen konnte und der Eingang vom Meere in dieselben war 70 Fuß breit und wurde mit eisernen Ketten verschlossen. Der erstere wurde den Handelsleuten gelassen und enthielt viele und verschiedene Schiffsseile. In der Mitte des innern lag eine Insel, welche, wie der Hafen selbst, von einem hohen Quai umgeben war; die Insel lag gegen den Eingang des Hafens und zwar auf einer solchen Höhe, daß der (auf ihr postirte) Admiral Alles sehen konnte, was auf dem offenen Meere geschah, die Herbeischiffenden aber nicht gut entdecken konnten, was im Hafen vor sich ging. Ja nicht einmal die hereinschiffenden Kaufleute hatten die Schiffsmagazine sogleich vor Augen, denn es lag eine doppelte Mauer um dieselben und es war ein eignes Thor, welches die Kaufleute aus dem ersten Hafen in die Stadt hineinführte, ohne daß sie durch die Schiffsmagazine gingen."

Diese kurze, aber deutliche Schilderung paßt in all' ihren Einzelheiten durchaus auf die erwähnte Localität. Hier unterschieden wir unverkennbar zwei Wasserbecken, ein größeres und ein kleineres, welche durch einen deutlich nachweisbaren Canal zusammenhingen, und auch jetzt noch durch einen unterirdischen verbunden werden. Ebenso deutlich zeigten sich die im Erdreich zu tracirenden Spuren desjenigen Canals, welcher den größeren Hafen mit dem Meere verband. Die von Appian erwähnte Insel ist freilich im Laufe der Jahrhunderte eine Halbinsel geworden, indem der eine Arm des Kothon durch angeschwemmtes Land ausgefüllt wurde, aber diese ausgefüllte Stelle ist so viel tiefer als alles sie umgebende Land gelegen, daß man deutlich erkennt, sie könne noch nicht lange

ausgefüllt sein. Auch die Insel selbst ist durch Alluvium zu einer für den kleinen Hafen, in dessen Mitte sie lag, unverhältnißmäßig großen geworden. Aber immerhin gehört viel böser Wille dazu, die richtige Bestimmung dieses Hafens zu verkennen. Er war gewiß der Kriegshafen, der größere der Handelshafen. Diese Ansicht gewinnt, möchte ich sagen, zum Ueberfluß noch dadurch an Gewißheit, daß noch an dem deutlich zu tracirenden Ausfluß des größeren Hafens die Spuren des Steindamms des Scipio, womit dieser Feldherr die Schifffahrt Karthago's kurz vor der Einnahme der Stadt sperrte, zu unterscheiden sind und von allen wissenschaftlichen Forschern erkannt wurden. Ebenso sieht man vom kleineren Hafen nach dem Meere zu deutlich die Spuren eines andern Canals, desjenigen nämlich, welchen die Karthager nach Sperrung des Handelshafens, und somit auch des Kriegshafens, denn beide Häfen hatten nur einen Ausgang, gruben. Dieser letztere Canal ist sogar so deutlich zu traciren, daß es aussieht, als habe er vor noch nicht langer Zeit seinem Zwecke entsprechen können, ein Umstand, der mich zur Vermuthung bringt, daß das spätere römische Karthago sich dieser Ausfuhr bedient habe. Noch jetzt stehen beide Häfen durch eine unterirdische Wasserströmung in Verbindung, welche, wenn sie aufgedeckt würde, wohl den ummauerten, mit Quais umgebenen Canal offenbaren möchte. Ferner wissen wir, daß die Häfen in nächster Nähe der Taenia, der schmalen Landzunge zwischen dem Meer und dem See von Tunis lagen, und auch dieses trifft hier ein. Endlich hat Beulé auf der einstigen im Kriegshafen gelegenen Insel eine nicht kleine Anzahl interessanter phönicischer Inschriftstafeln entdeckt und sind überhaupt rings um beide Häfen zahlreiche Trümmer vorhanden.

Gegen solche Gewißheit, wie wir sie aus der Anschauung der Oertlichkeit selbst schöpfen, muß wohl die Annahme jener älteren, keineswegs auf Localkenntniß und selbst nicht einmal

auf gute Quellen basirten Pläne zurücktreten, von denen der eine (Mannert's) den Hafen in das sogenannte stagnum, den See von Tunis, verlegt, während der andere (Estrupp's) ihn an der Westspitze der Halbinsel beim Cap Qâmart sucht. Estrupp wurde durch Appian's vermuthlich fehlerhafte Angabe der Himmelsrichtung zu seiner Annahme verleitet und durch dieselbe genöthigt, eine im Westen vorhandene schmale Landzunge für die historische Taenia zu erklären. Es scheint jedoch bewiesen, daß jene Landzunge aus neueren Anschwemmungen gebildet ist und im Alterthum gar nicht existirte. Auch wäre so der Hafen von Karthago außerhalb des karthagischen Golfs zu liegen gekommen. Selbst Mannert's oben mitgetheilter Ansicht pflichtet heutzutage Niemand mehr bei. Vielmehr theilen alle Neueren, welche über Karthago geschrieben haben, selbst Dureau de la Malle, Beulé und der sonst allen Andern widersprechende Davis, die auch nach meinem Ermessen allein richtige Meinung, daß die erwähnten Wasserbecken wirklich die Häfen des punischen Karthago seien. Daß sie auch dem römischen Karthago dieselben Dienste geleistet haben, ist mehr als wahrscheinlich, doch konnten sich die Römer nicht wieder der ursprünglichen Einfahrt in den Handelshafen bedienen, da Scipio's Damm nicht hinweggeräumt wurde (er ist noch heute vorhanden). So blieb nichts übrig, als die von den Karthagern zuletzt gebrochene Einfahrt in den Kriegshafen zu benutzen, so daß also zur Zeit des römischen Karthago die Schiffe erst durch den Kriegshafen in den Handelshafen gelangten. Auch die Byzantiner haben offenbar die Häfen zu demselben Zwecke wieder benutzt, wie aus Prokopios' Beschreibung hervorgeht, welcher uns belehrt, daß der eine derselben zu seiner Zeit den Namen Mandrakion geführt habe.

In nächster Nähe dieser Wasserbecken kamen wir an zwei geschmacklosen, rothangestrichenen modernen Gebäuden vorbei, ebenfalls Lusthäusern zweier Minister des Beherrschers von Tunis. Es scheint, daß in diesem Lande nur noch die Minister,

welche das Mark des Volks aussaugen, Wohlstand genug besitzen, um Landhäuser ihr eigen zu nennen. Ich konnte mich eines traurigen Gefühls nicht erwehren bei dem Gedanken, daß auch diese Vergnügungsbauten roher Mamluken mit dem Raube des alten Karthago erbaut wurden. Wie mancher interessante Fund, wie manches Kunstwerk, wie manche Inschriftstafel mag hier unter dem häßlichen rothen Anstrich verborgen schlummern. Wohl ist nie eine Stadt so systematisch ihrer Ueberreste zu unnützen Zwecken beraubt worden, wie Karthago. Was Römer, Vandalen, Araber übriggelassen, das haben großen Theils schon im Mittelalter die Italiener entführt. Im elften und zwölften Jahrhundert pflegten alljährlich italienische Schiffe die besten Bautrümmer von Karthago hinwegzuführen. Edryssy spricht von den schönen Tempelsäulen, von den prachtvollen Basreliefs, von den vielen Marmortafeln verschiedenster Farben, von Statuen, Mosaiks und Kunstwerken aller Art, welche noch im zwölften Jahrhundert hier vorhanden waren, aber er sagt auch, daß kein Schiff Karthago's Gestade verlasse, ohne werthvolles Baumaterial von dort zu entführen. Nach all' diesen Beraubungen muß man sich darüber wundern, daß überhaupt noch etwas von den Trümmern übriggeblieben ist, daß sogar noch Kunstgegenstände gefunden werden, wie Falbe's, Davis' und Beulé's Nachgrabungen beweisen.

In neuester Zeit hat übrigens die Ruinen Karthago's das härteste Schicksal betroffen, indem sie unter die vermeintlich wissenschaftliche Oberaufsicht eines kleinen Barbaren, des ältesten Sohnes des ersten Ministers, gestellt worden sind. Dieser blödsinnige Jüngling bildet sich ein, etwas von Alterthümern zu verstehen, und bethätigt seinen Eifer durch höchst ungeschickte Nachgrabungen, welche jedoch, so ungeschickt sie auch sein mögen, trotzdem, so reich an Antiquitäten ist nämlich immer noch dieses Trümmerfeld, manches interessante Alterthum zu Tage gefördert haben. Aber leider sind alle diese

Alterthümer für die Wissenschaft so gut wie verloren, da sie nicht gehörig verwahrt und beaufsichtigt und so von den Dienern des Ministers je nach Belieben verschleppt und zerstreut werden.

Der Fehler, in welchen die meisten der Nachgräber in karthagischer Erde verfielen, scheint mir der zu sein, daß sie ihren eignen Entdeckungen eine zu große Wichtigkeit zuschrieben, indem sie namentlich viele Kunstgegenstände für punische erklärten, während doch die größte Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß, mit Ausnahme der phönicischen Inschriftstafeln (und selbst von diesen sind viele neuphönicisch, andere, zwar mit der älteren Buchstabenform geschrieben, nähern sich jedoch in ihrer dialectischen Eigenthümlichkeit entschieden dem neuphönicischen Idiom), alle dem römischen und nicht dem älteren Karthago angehören. Von diesem Irrthum scheint mir auch Davis nicht frei zu sein. Die von ihm aufgedeckten, oft sehr kunstreichen Mosaikfußböden tragen durchaus den römischen Typus und doch erklärt er viele davon für punisch. Allerdings sind Darstellungen darunter, welche man auf den Cultus karthagischer Gottheiten beziehen kann. Aber diese Gottheiten wurden ja auch im römischen Karthago verehrt, wie wir durch die Kirchenväter wissen. Ich glaube, man kann überhaupt nicht vorsichtig genug zu Werke gehen, wenn man einem Kunstwerk einen punischen Ursprung zuschreiben will. Wir wissen fast nichts von einer punischen Kunst. Freilich gab es in Karthago griechische Künstler und von diesen mögen einzelne Kunstgegenstände herstammen. Aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß neun Zehntheile aller in Karthago entdeckten Kunstgegenstände römisch oder byzantinisch und nicht punisch seien. Auch Gegenstände christlicher Kunst sind unter den in den karthagischen Nachgrabungen gefundenen Alterthümern sehr zahlreich vertreten. So befand sich noch vor einem Jahre im Museum des Ministersohnes ein sehr geschmackvolles byzantinisches Tauf-

becken von Marmor, dessen Rand als Rundschrift einen Bibelvers im correctesten Griechisch (bekanntlich eine Seltenheit auf byzantinischen Denkmälern, die gewöhnlich an Sprachfehlern eine große Auswahl enthalten) trug. Leider ist dieser interessante Gegenstand seitdem spurlos verschwunden, wie so Vieles aus diesem Museum, dessen Zugang man in unverständiger Eifersucht den Gebildeten erschwert, während man dem rohen Personal des Hausdienstes, den Gärtnern, Negern, Eunuchen, gestattet, sich Tage lang darin herumzutreiben und mit den Steinen zu machen, was ihnen beliebt. Ich bin versichert, daß manches Alterthum in den letzten Jahren aus diesem Museum von unverständigen Dienern genommen und als Baustein einer Gartenmauer oder zu ähnlichem Zweck benutzt worden ist.

Als wir den Häfen den Zoll unsrer Neugierde gebührend gespendet hatten, verließen wir das Trümmerfeld der eigentlichen Stadt, der Byrsa, und ihrer Umgebung und begaben uns über Duâr esch Schatt (die zerstreuten Häuser) nach der Vorstadt des alten Karthago, Megara, wo wir noch die Reste einer christlichen Basilika, sowie mehrerer Häuser sahen, welche sämmtlich dem römischen Karthago angehört hatten.

Darauf bestiegen wir wieder die alte Miethkutsche; der Weinreisende bedauerte, einen Tag in Anschauung langweiliger Alterthümer verloren zu haben; der Judenmissionar jammerte, daß wir nicht den Landungsplatz des Aeneas entdeckt hatten, welcher nach seiner Meinung sich beim Dorfe Sfayydy bu Sfa'yd befand. Diesen Mangel hofften wir an einem andern Tage nachzuholen, freilich nicht, um den phantastischen Landungsplatz des Aeneas zu identificiren, sondern um das Gestade, welches der Missionar dafür hielt, zu besuchen, da dasselbe ebenfalls in der weiteren Umgränzung Karthago's inbegriffen ist und wir mit dem Ausflug dorthin auch den nach den Katakomben beim Cap Dâmart verbinden wollten.

Die beiden Franzosen waren nicht zu bewegen, diesen Ausflug mitzumachen, was uns insofern erwünscht kam, als wir ihn zu Pferde, statt in der alten Miethkutsche, ausführen konnten, denn der alte Herr hätte unmöglich auf ein Pferd gekonnt. Wir drei also, der ganze, der halbe Engländer und ich, mietheten an einem der folgenden Tage drei tolle kleine berberische Pferde, denen ein flinkbeiniger Führer im Geschwindschritt zu Fuße nachfolgte, auch oft vorauslief, wenn er uns den Weg zeigen mußte. Unser Weg, der dießmal nicht der schlechten Fahrstraße zu folgen brauchte, ging querfeldein, und bald erreichten wir die noch sehr ansehnlichen Trümmer des oben erwähnten Aquäducts, von dem hier zwar keine stattlichen Bogen (solche giebt es nur an zwei Stellen) mehr stehen, dessen Linie aber deutlich durch eine lange Reihe kolossaler Bautrümmer von großen viereckigen Kalksteinblöcken zu erkennen ist. Dieser ritten wir entlang bis an die Stelle, wo die Wasserleitung unsrer Annahme nach die dreifache äußere Mauer Karthago's, das heißt hier der Stadt im weitesten Sinne, erreicht haben mußte. Ich sage mußte, denn von dieser Mauer, welche nach Strabo vierstöckig war und Ställe für die Elephanten, sowie Wohnungen für zweitausend Soldaten enthielt, sind jetzt nur mehr sehr zweifelhafte Reste vorhanden. Diese Mauer, welche sich längs der ganzen Landseite Karthago's durch den Isthmus von dem Stagnum von Tunis an bis zum heutigen Salzwassersumpf von Çoqra hinzog, besaß nach Strabo sechzig, nach Polybius nur fünfundzwanzig Stadien. Freilich wissen wir nicht, ob beide Autoren einerlei Maaß von Stadien meinten, deren es bekanntlich fünf oder sechs verschiedene Maaße gab. Jedenfalls verdient der letztere Autor, welcher selbst Kriegsmann war, in dieser Sache als Gewährsmann unser Zutrauen um so mehr, da seine Angabe, wenn wir nämlich annehmen, daß er olympische Stadien, deren etwa acht auf ein römisches Mil-

liarium gingen, gemeint habe, mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Ob Strabo, wie Davis meint, die einfache Seemauer, welche an die dreifache Landmauer anstieß, mitrechnete und so seine sechzig Stadien, d. h. (angenommen, daß auch er olympische meinte) über sieben Milliarien, herausbrachte, lasse ich dahingestellt sein und ist auch die ganze Frage wegen der Ungewißheit des Stadienmaaßes sehr schwer zu entscheiden.

Unsre flinken kleinen Rosse trugen uns schnell den antiken Salinen entlang nach dem Cap Dâmart, wo sich der dreihundert Fuß hohe Dschebel Châwy erhebt. Dieser Hügel verdient seinen Namen, welcher „der hohle Berg" bedeutet, vollkommen, denn sein Inneres ist durch und durch von labyrinthischen Katakomben durchzogen. Allem Anscheine nach war hier der Begräbnißplatz des späteren christlichen Karthago, denn die weiten Räume der Todtennischen deuten auf Beisetzung der Leichen, nicht auf Aufstellung der Ollae in Columbarien. Allerdings wurden auch im punischen Karthago die Leichen unverbrannt beigesetzt, aber weder die Form der Gräber, noch auch ein einziger Fund berechtigen uns dazu, ein so hohes Alter dieser Hypogäen anzunehmen. Vielmehr fand man ausschließlich hier christliche Embleme und durchaus keine heidnischen. An einem Grab wurde das Symbol des siebenarmigen Tempelleuchters von Jerusalem eingemeißelt gefunden.

Von dem Gipfel dieses „hohlen Berges" genossen wir einen höchst interessanten Blick auf Karthago's Gefilde. Hier befanden wir uns am westlichen Ende der Vorstadt Megara, vor uns hatten wir gen Westen einige Sandhügel und eine Landzunge, welche den Salzsee von Çoqra, der dort an die Saline angränzt, vom Meere trennt. Hätte diese Landzunge immer bestanden, wie Estrupp annimmt, so wäre Karthago gar nicht eine Halbinsel zu nennen gewesen. Aber es scheint, wie wir übrigens schon oben erwähnten, bewiesen, daß sie

von neuerer Bildung ist und daß also früher der heutige Salzsee von Çoqra einen Theil des Meeres bildete. Damit fällt Estrupp's ganzer Plan, welcher in diese Gegend den Kothon und auf den Dschebel Châwy die Byrsa verlegt und in der neueren Landzunge die historische Taenia von Karthago erblicken will.

Antike Trümmer sind in dieser Gegend nur wenige, auf dem Dschebel Châwy gar keine. Dieser ist vielmehr der reine Fels ohne alle Schuttaufhäufung. Am Strande hat jedoch Davis die Fundamente einiger Häuser entdeckt, von denen er eines für jenes historisch berühmte Landhaus des Hannibal hält, wohin dieser Feldherr sich nach Beendigung des zweiten punischen Krieges flüchtete, ehe er in's Exil und in den Tod ging. Warum nicht? Wenn es ihm Vergnügen macht. Aber dann werfe er nicht mehr den älteren Plänen ihre Phantasterei vor, wenn sie eine Straße der Mapalien, ein Haus der Dido und ein Stadthaus des Hannibal angeben. Die meisten Archäologen sind unverbesserlich und werden stets unverbesserlich bleiben.

Dicht an den „hohlen Berg" gränzt das Vorgebirge Qâmart, der äußerste nördliche Punkt der karthagischen Halbinsel. Auf ihm befindet sich die Ruine eines wahrscheinlich mittelalterlichen Castells. Hier wollte der Judenmissionar den Punkt entdecken, von wo aus Venus im Virgil dem Aeneas die Stadt Karthago gezeigt habe. In der That eignete sich auch wohl kaum eine Stelle besser zu einer Rundschau auf die alte punische Stadt, denn vom Cap Qâmart übersieht man mit überraschendster Deutlichkeit ihr weitausgedehntes Gefilde. Am Fuße dieses Vorgebirges liegt das nach ihm benannte freundliche Dörfchen Qâmart, schon der dritte bewohnte Ort innerhalb des weiten Trümmerfeldes von Karthago, den wir auf unsern Wanderungen kennen lernten. Außer Duâr esch Schatt, Mo'âlqa und Qâmart giebt es jedoch noch zwei andere

moderne Ortschaften im Stadtgebiete Karthago's, Sfayydy bu Sfa'yd am Cap Karthago, und Sfayydy Daûd, am Aquäduct gelegen. Aus dem Umstande, daß diese fünf Ortschaften, zu denen wir sogar noch eine sechste, el Aryäna, die jedoch mehr eine Aneinanderreihung von Villen und Gärten ist, rechnen können, in dem weiten Wüstengefilde, welches einst Karthago war, verschwindend klein erscheinen, kann man vielleicht besser als aus irgend welchen andern topographischen Angaben einen Begriff von der Ausdehnung der alten Punierstadt gewinnen.

Das Wort Qâmart, wahrscheinlich vom hebräischen und phönicischen כמר abzuleiten, deutet auf ein heißes, der Sonne ausgesetztes und von ihrem Strahle versengtes Vorgebirge, eine Bezeichnung, welche auf diesen trocknen Kalksteinfelsen vollkommen paßt. Was die Etymologie des Wortes Karthago selbst betrifft, so wird dasselbe allgemein von Karth Chadascha, (קרת־חדשה) d. h. „die neue Stadt" abgeleitet, woraus durch Weglassung der beiden Endsylben Karthacha und später Karthago entstanden sein soll. In der griechischen Form *Καρχηδών*, Karchedon, haben sich sogar noch mehr Buchstaben des phönicischen Namens erhalten. Davis will in Karthago das Tarschisch der heiligen Schrift sehen, welches bis jetzt immer für ein großes phönicisches Emporium in Spanien gehalten wurde, doch auch hiefür sind seine Beweise nicht stichhaltig.

Der Name Karthago hat sich noch in der Benennung des Vorgebirges erhalten, welches sich bei Sfayydy bu Sfa'yd erhebt, und wohin wir nun unsre Schritte lenken sollten. Der Weg dahin führte uns durch jenen Theil der einstigen karthagischen Vorstadt Megara, welchen man jetzt Marssa nennt. Hier befinden sich die Villen und mitunter recht schönen Gärten vieler tunisischer Reichen sowohl, als die der Prinzen des fürstlichen Hauses, welche in der Marssa den Sommer zuzubringen pflegen. Da wir auf dem Wege von hier uns etwas vom Meere entfernten und ungefähr bis in die Mitte der

Halbinsel landeinwärts vordrangen, so erreichten wir die alte Römerstraße, welche die Byrsa mit dem Stadttheile beim Cap Qamart verband und von der noch spärliche und nicht sehr deutliche Spuren vorhanden sind.

Nach einem Ritt von etwa dreiviertel Stunde erreichten wir das arabische Dorf Sfayydy bu Sfa'yd, nach einem hier gefeierten arabischen Heiligen so genannt. Es liegt auf dem höchsten Punkt des Vorgebirges und überhaupt der ganzen karthagischen Halbinsel. Von Weitem nahm es sich sehr ansehnlich, beinahe wie eine Stadt aus. Im Innern zeigte es jedoch viel Verfall und Schmutz, wie alle arabischen Ortschaften.

Am Fuße des Hügels, auf dem es erbaut ist, befinden sich einige Felsengrotten. Hier wollte der Missionar durchaus den Landungsplatz des Aeneas erblicken und fing an folgende Verse aus Virgil zu citiren:

Ueberhängende Felsen nach vorne gekehret beschirmen
Eine mit Quellen und Felsensitzen versehene Höhle.

Aeneis I, 166.

Wir konnten freilich hier weder Quellen noch besonders charakteristische Felsensitze entdecken, aber das störte den Bewunderer des Virgil nicht. Er sagte auf englisch, es käme nur auf einen „stretch of imagination", eine Anstrengung der Phantasie, an. Ich glaube aber, die meisten archäologischen Pfuscher haben gar nicht nöthig, ihre Phantasie noch anzustrengen, dieselbe liefert ihnen ohne alle Anstrengung schon die blühendsten Uebertreibungen.

Uebrigens hat Davis, und ich glaube vor ihm schon Chateaubriand, den Satz aufgestellt, daß Virgil wirklich die Ufer des karthagischen Golfs und nicht ein bloßes Phantasiegemälde geschildert habe und auf diesen Punkt denke ich bei meinem Ausflug in die Dachla, wohin Davis den Landungsplatz des Aeneas verlegt, zurückzukommen.

Wir waren vor den Bewohnern von Sfayydy bu Sfa'yd, als vor sehr fanatischen Moslims und besondern Feinden aller Europäer, gewarnt worden. Dennoch sollten wir sie nicht so finden. Wir ließen uns in dem einzigen kleinen Kaffeehause, dessen sich die Ortschaft rühmt, nieder, in einem höchst kläglichen Local, so kümmerlich eingerichtet, wie nicht die ärmste Bauernkneipe in Europa, und dennoch bekamen wir in dieser Spelunke einen so ausgezeichneten Kaffee, wie man ihn in den luxuriösesten Kaffeehäusern Europa's umsonst sucht.

Neben uns hatten sich einige zwar sehr zerlumpte, aber, wie wir vernahmen, ganz wohlhabende Bürger niedergelassen, von denen einer, ein uraltes Männchen mit langem weißen, in eine sehr scharfe Spitze zulaufenden Bart, sich mit uns in ein Gespräch einließ, im Laufe dessen er sich bald als ein ausgedienter Seeräuber entpuppte. Wir brannten natürlich vor Begierde, ihn etwas von seinen Abenteuern erzählen zu hören. Aber dazu war das alte Männchen nicht zu bringen. Er war jetzt fromm geworden, befolgte mit Aengstlichkeit die kleinlichsten Ceremonialvorschriften des Islam und enthielt sich aller weltlichen Dinge. Vielleicht mochte er uns auch für unwürdig halten, etwas von dem „heiligen Krieg", denn so wird die Seeräuberei meistens bezeichnet, mit unsern unheiligen Ohren zu hören. Aber einer andern Erzählung über einen ebenfalls geheiligten Gegenstand hielt er uns nicht für unwürdig, vielleicht sollte dieselbe auch unser Seelenheil befördern und uns durch die Gnade des großen Heiligen, Sfayydy bu Sfa'yd, dem Islam zuführen. Diesen, den Schutzpatron des Dorfes, betraf sie nämlich.

„Sfayydy bu Sfa'yd", so erzählte der Alte, „war ein großer Heiliger, welcher alle möglichen Wunder wirken konnte. Für euch, o ihr Ungläubigen", so apostrophirte er uns nun direct, „möchte es wohl von hervorragendem Interesse sein, zu vernehmen, durch welches Wunder er einen eurer Glaubens-

genossen, einen christlichen Schiffscapitän, zum Islam bekehrte. Dieser Rumy, obgleich ein Ketzer, erfreute sich dennoch vermöge der göttlichen Vorausbestimmung, welche ihn zum künftigen Moslim ausersehen hatte, der Gunst des Heiligen, so daß dieser den Umgang mit ihm nicht scheute und ihn sogar oft auf seinem Schiffe zu besuchen pflegte. Eines Tages versuchte der Capitän, den Gott durch Nacht zum Licht zu leiten beschlossen hatte, dem Heiligen einen Streich zu spielen. Er ließ nämlich plötzlich, als derselbe eben zum Besuch bei seinem noch in Glaubensnacht befangenen Freunde auf dem Schiffe war, dieses unter Segel gehen. Aber der Heilige, welcher die List merkte, bemitleidete den armen Ketzer, welcher vermeinte, ihm etwas anthun zu können, er lächelte nur und sagte: „Du wirst nicht weit kommen!" In der That kehrte auch das Schiff, ehe es sich noch einen Knoten vom Lande entfernt hatte, plötzlich wieder, gegen alle Wahrscheinlichkeit, gegen conträren Wind und Strömung an die Stelle zurück, von welcher es ausgelaufen war. Nun stieg der Heilige aus und der Capitän ging bald darauf ohne ihn unter Segel. Aber trotzdem ereignete sich auch dießmal dasselbe Wunder. Das Schiff kehrte auch dießmal schleunigst an's Land zurück und der Capitän zerbrach sich den Kopf über den Grund dieses mysteriösen Ereignisses. Bei seiner Landung sollte ihm dieser jedoch klar werden. Der Heilige, welcher am Ufer stand, rief dem Capitän zu: „Ich hatte meine Schuhe auf dem Schiffe aus Vergessen zurückgelassen, darum konnte es seine Fahrt nicht fortsetzen." Der Capitän konnte einer so wunderthätigen Bekräftigung der göttlichen Mission des Heiligen nicht widerstehen, warf sich ihm reuig zu Füßen und rief: „Ich erkenne, daß Du ein großer Heiliger bist, aber ich werde nicht eher mich zu Deinem Glauben bekehren, als bis Du mir eine neue Probe Deiner Wunderkraft gegeben haben wirst. Ich möchte ein Mittel gegen das Ertrinken bei einem Schiffbruch

besitzen, welches ich bisher von all' unsern Priestern umsonst verlangte, die zwar viel Geld nahmen, aber das Wunder nicht bewirken konnten. Der Heilige erwiderte: „Du bist zwar kleingläubig, aber ich will Dich schon zum Glauben zwingen." Darauf gab er ihm eine Schnur von Kameelhaaren, die seinen Turban zu umschlingen pflegte und empfahl ihm, sich dieses heiligen Talismans niemals zu entledigen. Als nun der Capitän bald nachher Schiffbruch litt, wollte er sich die Schnur um den Hals binden, um zu versuchen, ob er sich durch ihre Wunderkraft retten könne. Aber seine Matrosen, welche wußten, von wem die Schnur herstamme, entrissen sie ihm und zerschnitten sie in so viele Stücke, als sie Köpfe zählten; sie gaben jedem von ihnen ein Stück davon, dem Capitän nicht mehr und nicht weniger als den andern. Obgleich nun letzterer befürchtete, die Schnur könne durch Zerschneidung ihre Wunderkraft verloren haben, so war doch dem nicht also. Nicht nur er, sondern alle Matrosen schwammen durch Hülfe des Talismans Tage lang und kamen alle bei dem Wohnort des Heiligen an's Land, obgleich sie weit davon Schiffbruch gelitten hatten. Dieses Wunder war zu offenbar. Der Capitän und alle Seeleute bekehrten sich und wurden die frömmsten Moslims."

Der Rückweg von Sfayyḍy bu Sfa'yḍ führte uns dem karthagischen Golf entlang an die schon oben beschriebene Stelle, wo sich am Fuß und auf dem Hügel des modernen arabischen Forts die wichtigsten Handelsbauten des späteren römischen Karthago gruppiren, in deren Nähe die berühmten Dawâmiß esch Schaytân, die cisternae, liegen. Auf dem Wege dahin kamen wir jedoch noch an eine andere höchst interessante Stelle und wichtige Ruine, in südsüdwestlicher Richtung vom Fuße des Hügels von Sfayyḍy bu Sfa'yḍ in der Nähe einer nun unbewohnten Villa des letzten tunisischen Çâḥib et Ṭâba' (Großsiegelbewahrers), nach dessen Tode das

Amt aufgehoben wurde, gelegen. Hier befinden sich am Meere Felsengrotten, trefflich zu Seebädern geeignet und gleich daneben die zwar kümmerlichen, aber doch deutlich nachweisbaren Reste eines Thores, welches wir keinen Anstand nehmen mit Davis für das Seethor von Karthago zu halten, natürlich mit der Restriction, daß wir den jetzt noch stehenden Baureſten keinen punischen Ursprung zuschreiben, sondern lediglich annehmen, dieses Thor könne im späteren römischen Karthago dieselbe Stelle und Bedeutung eingenommen haben, wie sein punischer Vorgänger im ursprünglichen. Was noch von diesem Thore steht, sind vier durch einen zehn bis funfzehn Schritt breiten Raum getrennte Pfeilermassen oder vielmehr Pfeilerbruchstücke, von denen die zwei mittleren etwa 20 Fuß breit sein mögen und fensterartige Oeffnungen mit Gewölben darbieten.

Besaß dieses Thor wirklich die Bedeutung eines Seethores, das heißt bildete es den Eingangspunkt für die in Karthago zu landenden Waaren, so würde dieser Umstand, verbunden mit demjenigen, daß an dem nahen Hügel des jetzigen arabischen Forts eine Gruppe von Handelsbauten vereinigt war, uns zu der Vermuthung berechtigen, daß hier ein Handelshafen befindlich gewesen sei. Da wir nun aber die Lage des Handelshafens im alten punischen Karthago kennen, so liegt die Annahme auf der Hand, daß der beim Seethore gelegene erst zur Zeit des späteren römischen Karthago eine solche Bedeutung erlangte. In der That mochte wohl der einstige Handelshafen Altkarthago's im römischen Karthago nicht mehr seinem ursprünglichen Zwecke entsprochen haben. Der von Scipio erbaute Steindamm, welcher dessen Ausgangscanal versperrte, wurde nie hinweggeräumt, denn seine Reste sind noch heute vorhanden. Der alte Handelshafen konnte also nur durch den Kriegshafen und dieser durch den ganz kurzen Canal, welchen die Karthager in der letzten Noth, als

Scipio ihren andern Ausgangscanal versperrt hatte, gruben und der, wie ich glaube, später offen blieb, mit dem Meere eine Verbindung unterhalten. Diese Verbindung scheint aber zu umständlich gewesen zu sein und so zogen es die Kaufleute im römischen Karthago vor, einen neuern Hafen für ihre Handelsschiffe zu gründen und dieser kann nur am Seethore und zwischen demselben und dem Uferwasser am Fuße des Forthügels gelegen haben. In der That erblicken wir hier im Uferwasser zahlreiche Quaderblöcke, ganz von der Art, wie sie zu einem Hafendamm verwendet zu werden pflegten, denn obgleich die Sicherheit des Golfs im Ganzen den Schiffen auch ohne den Schutz eines Molo genügen konnte, so war doch für ausnahmsweise Stürme ein solcher wünschenswerth und gewiß auch vorhanden.

Neuntes Capitel.

Bû Schâṭir (Utica) und Biserta (Hippo Zaritus).

Moderne Beförderungsmittel und Verkehrserleichterung. — Mein Reisegefährte, der Oberst. — Fahrt bis zum Medscherda. — Schlammigkeit dieses Flusses. — Terrainveränderungen seit dem Alterthum. — Bû Schâṭir und Bedeutung des Wortes. — Die Häfen von Utica. — Der Kanal. — Die warme Quelle. — Die Schildkröten. — Amphitheater. — Wasserbehälter. — Hunger der Schildkröten. — Der See von Porto Farina. — Rhâr el Melah. — Das „Haus des Bey." — Fahrt nach Biserta. — Römische Ruinen. — Columbarien. — Der See von Biserta. — Feierlicher Empfang in Biserta. — Fest der Spahis zu Ehren meines Reisebegleiters.

Wenn auch im Allgemeinen ein Land des Stillstandes in der Civilisirung und folglich (da es keinen absoluten Stillstand giebt) ein Land des Rückschrittes, so bietet doch die Regentschaft Tunis in Einzelheiten die damit im Widerspruch stehende Erscheinung dar, daß sich Manches im Laufe der letzten zwanzig oder dreißig Jahre verbessert oder vervollkommnet hat. Zu diesen Einzelheiten gehört namentlich die Verkehrserleichterung, deren unleugbaren Fortschritt ich selbst aus eigner Erfahrung zu beurtheilen verursacht ward. Zur Zeit meiner ersten Reise in diesem Lande gab es außer der kurzen Strecke zwischen Tunis und Karthago und zwischen ersterer Stadt und dem Palast der Mohammadiya keine einzige fahrbare Straße in der ganzen Regentschaft. Jetzt ist das anders geworden. Man kann jetzt Reisen von fünf- oder sechstägiger Dauer in einer Richtung hin im Wagen zurücklegen, während man früher auf das Reiten allein angewiesen war. So sollte ich denn auch bei meiner letzten An-

wesenheit in Tunis in den Stand gesetzt werden, den Ausflug von dieser Stadt nach den Ruinen von Utica und Hippo in letzterer bequemer Weise zu machen.

Zu diesem Ausflug hatte sich mir ein Reisegefährte octroyirt, ein Mann, den ich nicht zurückweisen konnte, da er mir in Tunis eine gewisse Gastfreundschaft erzeigt hatte, der zwar von Alterthümern keine Ahnung besaß, aber doch in andrer Beziehung auf dieser Fahrt unterhaltend zu werden versprach. Es war ein Oberst von der unregelmäßigen Reitertruppe der Spahis, dessen officielle Residenz die Stadt Biserta bildete, welche aber selten das Glück genoß, den tapferen Krieger in ihren Mauern zu besitzen. Dießmal machte ihm aber die bevorstehende Olivenärndte einen Ausflug dorthin wünschenswerth, namentlich, da er nur dadurch Aussicht besaß zu einigem Gelde zu kommen. Seiner Person nach war er ein Prachtexemplar von einem Stadtaraber, der aber etwas von dem kriegerischen Wesen der Landbewohner angenommen hatte. Der ersteren Classe gehörte seine Statur an, die sich ganz jener fleischigen Ueberfülle erfreute, wie man sie nur bei Städtern, bei den Beduinen aber nie findet. Der letzteren entsprach sein mehr entschlossenes Wesen, sein männlicherer Sinn und vor Allem eine gewisse Liebe zur Abenteuerlichkeit, welche den Nomaden zu charakterisiren pflegt. Bei dem Allen war er gutmüthig, zwar jetzt im heiligen Monat Ramadhân bei Tage etwas verstimmt, aber dafür pflegte er nach Sonnenuntergang in der süßen Verdauungsseligkeit desto heiterer aufzuthauen.

Dieser Ritter konnte natürlich nicht ohne Sancho Pansa sein. Letzterer war in der Person eines Burschen mit sehr großen Augen und sehr buschigen Augenbrauen vertreten, dessen unbeschreibliche Dummheit ganz zu dem würdevollen Amte paßte, welches er versah. Dieses bestand nämlich hauptsächlich im Pfeifenstopfen, denn der Oberst war schon ältlich

und folglich altmodisch und hatte sich nicht die neumodische Cigarette, die sonst in Tunis allgemein vorherrscht, angewöhnt. Sancho Pansa hieß Mohammed, ebenso wie sein Herr, weßhalb ihre Heldenthaten oft vielfach verwechselt, d. h. die Dummheiten des Dieners dem Herrn zugeschrieben wurden u. s. w. Wollte man sie anders, als durch Titel unterscheiden, so blieb nichts übrig, als den einen den „dicken Mohammed", den andern nur schlechtweg „Mohammed" zu nennen. Der dicke Mohammed besaß eine einzige unangenehme Eigenschaft, welche zwar Anfangs, ehe man alle ihre üblen Folgen erprobt, amüsant zu werden versprochen hatte, welche aber in Wirklichkeit und auf die Dauer höchst störend zu werden drohte. Diese Eigenschaft war eine höchst übel angebrachte ehrgeizige Einbildung; übel angebracht, denn sie hatte sich ein Object erwählt, zu dem gar keine Berechtigung vorlag; dieses Object bildete die Kenntniß fremder Sprachen im Allgemeinen und der französischen im Besondern. Der gute Mann bildete sich ein französisch zu sprechen und das hatte die unangenehme Folge, daß er nur in den seltensten Fällen dazu zu bewegen war, arabisch zu reden, die einzige Sprache, deren er mächtig war. Statt mich also mit ihm in einer uns beiden verständlichen Sprache auszudrücken, ward ich nun zur wiederholten Anhörung einiger stereotypen französischen Sätze verurtheilt, welche der Oberst von meinem Bedienten (denn dieser war sein Sprachmeister gewesen) auswendig gelernt hatte und welche sich bei solchem Sprachlehrer natürlich durch ihre kühne Verachtung der Grammatik und Syntax auszeichneten. Der Umstand nur, daß dieser Bediente auch zugegen war und mit dem andern Mohammed zusammen auf dem Kutschenschlag saß, verschaffte mir die Möglichkeit, von diesem zu erfahren, was die Phrasen seines Schülers, die ich meist nicht verstand, denn eigentlich sagen wollten.

Der erste Theil unsrer Fahrt führte uns am Bardo

und an der Ahmediya, der großen Artilleriekaserne, vorbei, in nordwestlicher Richtung dem unteren Laufe des Uëd Medscherda zu, welchen wir nach drei Stunden erreichten. Auf dem Wege waren wir an zahlreichen Olivenpflanzungen, dem hauptsächlichen und heutzutage fast einzigen Reichthum Tunisiens, vorbeigekommen, hatten dann einen kleinen Marabut, Namens Sfayydy Merwân zur Linken, und eine hübsche Fontäne, welche im hiesigen Dialect den verderbten Namen Sfabbâla (Regenguß) führt, sowie ein einst prächtiges, nun ruinenhaftes Landhaus des verstorbenen Çâhib et Tâba' (Großsiegelbewahrer), des letzten, welcher diesen nun abgeschafften Ministerposten versah, zur Rechten gelassen. Interessant wurde jedoch das Terrain erst, als wir am Ufer des Medscherda angekommen waren. Dieser bedeutendste Fluß der Regentschaft, im Vergleich mit unsern deutschen Flüssen freilich noch immer klein genug, da er weder schiffbar ist, noch eine ansehnlichere Breite besitzt, als etwa der Main oder Neckar in dem obersten Theile ihres Laufes, ist nichts andres, als der historische Bagrades, in den punischen Kriegen so häufig erwähnt. An der weiter unten zu citirenden Beschreibung seiner schlammigen Ufer, seines langsamen Laufes und seines schmutzigen Wassers, welche der römische Dichter Silius Italicus giebt, läßt er sich noch heute erkennen. Diese Schlammigkeit, die im Laufe der Jahrhunderte eher zu- als abgenommen hat, bildet auch die Ursache der großen Terrainverschiedenheiten, welche diese Gegend heute im Vergleich mit ihrer Beschaffenheit im Alterthum darbietet. Das alluviale Erdreich, welches diese steten Ablagerungen von Schlamm seit dem Alterthum an einzelnen Stellen neu schufen, an andern nur vermehrten, füllt jetzt einen ungleich, ja ganz auffallend viel größeren Raum als zur Zeit der punischen Kriege. Dadurch ist Utica, der einstige Seehafen, nun zu einem Binnenorte geworden, der über eine deutsche Meile von der Küste

entfernt ist; dadurch ist auch ein Arm dieses früher an seiner Mündung ein Delta bildenden Flusses (nach Julius Honorius, der von mehreren Ausflüssen spricht) im Laufe der Zeiten ausgefüllt worden, so daß man nun von Castra Cornelia, dessen Lage allgemein bei Qal'at el Uëd identificirt wird, nicht mehr, wie es Ptolemäos thut, sagen kann, daß es am linken Ufer des Bagrades liege.

Wahrscheinlich meinte Ptolemäos unter Bagrades nur denjenigen Arm desselben, welcher, da er zunächst bei Karthago mündete, der bekannteste sein mochte und dessen distinctive Bezeichnung wir in dem von Polybius erwähnten Flussesnamen Macar finden dürften. Von letzterem müssen die Castra Cornelia allerdings auf dem linken Ufer gestanden haben. Jetzt ist jedoch der Macar spurlos verschwunden, wie ich vermuthe durch alluviale Anhäufungen, welche sein Bett ausfüllten, so daß nun der andere Arm des Bagrades allein übrig bleibt und von diesem liegen die Castra auf dem rechten Ufer.

Zu jenen oben erwähnten, modernen Verkehrserleichterungen, deren sich die Regentschaft erfreut, gehört auch die große solide Brücke, welche erst in neuerer Zeit über den Medscherda an der Stelle, wo wir ihn überschreiten sollten, erbaut worden ist. Anderthalb Stunden nach dieser Brücke, erreichten wir den Uëd Çarhyr (den kleinen Fluß), ein beinahe wasserloses Seitenbächlein des Medscherda, kamen dann durch ein anmuthiges Hügelland, von einzelnen Nomaden vom Stamme der Dryd, spärlich bewohnt und langten gegen 1 Uhr Nachmittags an der Ruinenstätte des antiken Utica an, welche heutzutage den nichtssagenden Namen Bû Schâtir führt

Ich bin nämlich weit entfernt davon, diesem Worte denselben Sinn, wie Pelissier, beilegen zu wollen, welcher in „Bû Schâtir", das wörtlich übersetzt „Vater des Geschickten, des Feinen, des Flinken" oder auch etwa des „Klugen" bedeutet,

eine Anspielung auf Cato den Jüngeren, der bekanntlich in Utica seinen für alle Zeiten denkwürdig gewordenen Selbstmord beging, erblicken will. In diesem Falle müßte wenigstens „Vater der Geschicklichkeit" (hier im Sinne der Weisheit gebraucht) stehen. Ich glaube vielmehr, daß in diesem Falle das Wort „Schâṭir" den viel banaleren und zu allen Zeiten in Tunis geläufigen Sinn eines Gardesoldaten oder Leibwächters des regierenden Fürsten besitzt und daß das Wort „Vater des Thronwächters" einen ganz gemeinen arabischen Familiennamen bildete, das was die Araber „Kinwa" oder „Konya" nennen und womit immer der Nebensinn eines Spitznamens verbunden ist, daher die oft ganz trivialen Zunamen wie Ziegenvater, Kesselflicker, Schafsgesicht u. s. w., denn einen ehrwürdigen Sinn besitzt im Arabischen nur der Vorname, der Familienname wurde schon vom Propheten gewissermaßen in die Acht erklärt, indem er Alle die zurechtwies, die ihn bei dem seinigen nannten. Nun bildet aber die Sylbe „Bû" (Vater) eines der beliebtesten Zusammensetzungswörter solcher Konya's und so scheint es mir am Einfachsten anzunehmen, daß der Ort seinen modernen Namen nach dem zufälligen Konya einer hier wohnenden Familie bekam, deren Stammvater einen Thronwächter unter seinen Kindern gehabt haben mag.

Das heutige Dorf Bû Schâṭir, wenn man diese Aneinanderreihung einiger wenigen elenden Hütten überhaupt ein Dorf nennen kann, nimmt einen nur sehr kleinen Fleck des Ruinenfeldes der einstigen Rivalin Karthago's ein. Die von Weitem am meisten in die Augen fallenden Punkte auf diesem Trümmergefilde sind nicht etwa die Ruinen selbst, sondern zwei arabische Qobba's (Grabkapellen), von denen die eine einer Heiligen, Namens Barq el Layl (Leuchte der Nacht) geweiht ist, die andere die sterblichen Reste eines Derwischs, Namens Eth Thequry (der Zitterer) beherbergt; die Ruinen bieten

zwar des Interessanten Mannichfaltiges dar, sind aber, was ihre Erhaltung betrifft, sehr enttäuschend und verdienen eigentlich nur den Namen von Baureſten oder Fundamenttrümmern. Das „Jamjam perierunt ruinae“ von Karthago ist auch an seiner treulosen Freundin und Verrätherin in der letzten Noth, an Utica, in Erfüllung gegangen.

Der Haupttheil dieser Trümmer liegt auf einem länglichen von Westen, wo er am Höchsten ist, sich nach Osten hinziehenden und immer mehr abflachenden Hügel, von einer sumpfigen Ebene umgeben, in der man die Spuren der beiden Häfen und des Kanals suchen muß, welcher sie untereinander und mit dem nahen Meere verband. In der That entdeckt man am Fuße des genannten Hügels auf der nördlichen Seite eine sumpfige Vertiefung von rundlicher Form, welche noch heutzutage zur Regenzeit das Bild eines kleinen See's gewähren kann und mit dem Kanal in einer Richtung gelegen zu haben scheint. Mitten in diesem Sumpfe liegt eine Insel, auf der man deutlich die Reste eines aus großen Quadersteinen errichteten Gebäudes unterscheidet. Diese topographischen Grundzüge finden wir genau bei dem im vorigen Abschnitt besprochenen Kriegshafen von Karthago wiederholt und werden dadurch zu der sehr einladenden Vermuthung gebracht, daß wir es hier mit einem ähnlichen Werke, nämlich mit dem Kothon von Utica und der auf seiner Insel gelegenen Admiralswohnnng zu thun haben. Dieser Annahme haben auch seit Shaw, welcher zuerst die Lage von Utica wieder entdeckte, alle wissenschaftlichen Reisenden beigepflichtet. Vom Kanal selbst, der nun theils eine sumpfige Rinne, theils ein gänzlich ausgeflachtes Bett darbietet, läßt sich der Lauf im Ganzen nur aus schwachen Spuren entdecken, an einzelnen Stellen kann man ihn aber ziemlich deutlich traciren und zwar an den Trümmern der massiven Quadereinfassung, welche seinen Quai umgab.

Ein Arm dieses Kanals dürfte den genannten Hügel von einer andern kleinen Erhöhung am nördlichsten Ende des Ruinenfeldes getrennt haben. Auf dieser Erhöhung liegen die Ruinen eines massenhaften Gebäudes, dessen heutige Benennung Sarâyat ess Sultân (Schloß des Sultans) uns zu der Annahme zu verlocken scheint, als habe hier einst der Palast des Proconsuls, zu jener Zeit, als Utica die Hauptstadt der Proconsularis war, gestanden. Daneben unterscheiden wir in zahlreichen auf dem Boden zerstreuten Trümmern von Granit und Marmorsäulen die Reste eines tempelartigen Gebäudes. Weiter gegen Norden entfließt dem sumpfigen Boden eine etwa 24° R. zeigende warme Mineralquelle, in welcher die Araber baden und zahlreiche Schildkröten sich aufhalten.

Bis zu diesem Punkte hatte mich mein corpulenter Reisegefährte, der Oberst, begleitet, nicht jedoch ohne über die unglückliche Manie, sich zur Besichtigung von „alten Steinen" so viel Mühe zu geben und so ganz unnützer Weise zu erhitzen, stille Seufzer gen Himmel zu schicken. Als ich ihm jedoch von hier das Ziel unsrer keineswegs noch vollendeten Wanderung in dem gegenübergelegenen größeren Ruinenfelde zeigte und er durch dessen Besteigung eine ihm drohende Verminderung seines Fettgewichts voraussah, da brach er vollends zusammen und erklärte, mich lieber allein zu den „alten Steinen" wandern lassen zu wollen. Damit diese Zeit aber nicht für ihn verloren gehe, entschloß er sich in der genannten Mineralquelle einstweilen die Wonne des Bades inmitten des Schildkrötenheeres zu genießen. Daß diese Schildkröten heilig seien, war ein Aberglaube, an welchem, obgleich derselbe durchaus mit den Grundsätzen des Qorân, der keine heiligen Thiere annimmt, im Widerspruche stand, dennoch der Oberst sowohl, wie alle Landaraber der Umgegend, deren wir einige begegneten, festhielten. Um aber der heilbringenden Segnungen,

welche den hier Badenden in Folge der Heiligkeit der Schildkröten zu Theil werden, nicht verlustig zu gehen, war es durchaus nothwendig, sich diese gottgeweihten Thiere günstig zu stimmen, das heißt mit einem Theil meines mitgebrachten Frühstücks zu füttern, welches ich dem frommen Badelustigen zu einem so lobenswerthen Zweck bereitwillig abtrat. Dieß bildet nämlich die kostspielige Seite des mit den Schildkröten verbundenen Aberglaubens, daß man annimmt, das Bad könne, ohne eine reichliche und aus Leckerbissen bestehende Fütterung der besagten Thiere, keinen heilbringenden Effect äußern.

Während der Oberst sich mit Hülfe seines Dieners in badefertigen Zustand setzte, erklomm ich den gegenübergelegenen Hügel und befand mich bald auf dessen nördlichster Spitze, welche vorgebirgsartig in die sumpfige Niederung hinausragt und dieselbe von einer Höhe von etwa 200′ beherrscht. Allem Anschein nach dürfte hier die Citadelle der alten phönicischen Colonie und späteren Römerstadt gestanden haben, die gegen Westen durch einen tiefen künstlichen Graben, auf allen andern Seiten aber durch die Abschüssigkeit des Felsens geschützt war. Von ihren Ruinen sind jedoch, bis auf einige von wucherndem Unkraut überwachsene Fundamenttrümmer, alle Spuren verschwunden.

Westlich davon blieb mir eine wenig tiefe Versenkung des Erdreichs, wahrscheinlich der obenerwähnte Festungsgraben, zu überschreiten, um die beiden genannten Qobba's (Grabkapellen) moslimischer Heiligen zu erreichen. Der kleine Hügel, welchen sie sowie in ihrem Schatten eine große Zahl arabischer Gräber einnahmen, scheint nicht von bedeutenden Bauten bedeckt gewesen zu sein; dagegen entdeckt man auf der von ihm nur durch einen Hohlweg getrennten länglichen Anhöhe, dicht bei dem Dorfe Bû Schâtir selbst, die deutlichen Reste eines Amphitheaters. Dieß Gebäude war, ähnlich wie die Arenen von Cagliari und Qelma in Algerien, in dem Bette eines

jener fast immer trockenen Gießbäche angelegt, wie sie im Süden so häufig sind. Es war wie das des antiken Caralis, zum Theil in den Fels gehauen, zum Theil ausgemauert. Der letztere Theil ist verschwunden, der erstere von wildem Strauchwerk überwuchert und unkenntlich gemacht. Dennoch ist das Gebäude durch die elliptische Form des Terrains deutlich in seinen Umrissen zu traciren. Ein Kanal, welcher unter ihm nach dem Hafen zu durchführte, war ohne Zweifel dazu bestimmt, die Wasser des Gießbachs, dessen Bett das Amphitheater usurpirt hatte, zur Zeit der Regengüsse abzuleiten; vielleicht diente er auch, wie Davis vermuthet, dazu, um das von einer etwas höher gelegenen Piscina limaria kommende Wasser, nachdem man es in der Arena zum Zwecke einer Naumachie benutzt hatte, in denselben Hafen weiterzuführen. An das Amphitheater stoßend, erblickte ich die deutlichen Reste eines halbrunden Gebäudes, welches, nach den zahlreichen Marmorstücken zu urtheilen, die hier auf dem Boden zerstreut liegen, nicht ohne architektonische Pracht gewesen zu sein scheint. Davis hält es für ein Theater.

Am Besten erhalten zeigen sich jedoch die nur wenige Schritte vom Amphitheater entfernten Piscinae, deren noch sechs zu unterscheiden sind. Ihre Form ist die länglicher Vierecke von etwa 130 Fuß Länge und 18 Fuß Breite, ihre Lage zu einander parallel. Die Gewölbe einiger sind eingestürzt, die besser erhaltenen dienen jetzt dem Zwecke, das Vieh der Bewohner von Bû Schâtir vor Regengüssen zu schützen.

Der Aquäduct, welcher diese Piscinae speiste, ist noch zum Theil erhalten. Wie derjenige von Karthago war er, je nach der Terrainbeschaffenheit, bald auf hohen luftigen Arcaden, bald auf niederen angelegt, bald auch unterirdisch. Seine Architektur zeigt sich jedoch ungleich ärmlicher, als die des karthagischen Aquäducts und selbst als diejenige der

Wasserleitung von Uthina. Sie besteht nämlich durchweg aus der Caementicia structura incerta, das heißt einer durch festen Mörtel verbundenen Zusammensetzung kleiner Steine. Er führte das Wasser nicht, wie Davis meint, aus dem See von Biserta, der wohl nie schmackhaftes enthalten haben mag, hierher, sondern von einem anderthalb Meilen westlich gelegenen Berge, welchen die Araber mit dem Namen „Choschbân" (Felsberg von mittlerer Größe) bezeichnen und den man hier gewöhnlich in dialectischer Verderbtheit „Geschbâta" nennen hört.

Von dem Hügel dieses Aquäducts in die sumpfige Ebene hinabgestiegen, entdeckte ich dort die Reste eines römischen Brunnens, folgte darauf wieder der Spur des Kanals und erreichte, dieser entlang gehend, abermals die Stelle, wo mein Reisegefährte sich in Gesellschaft der Schildkröten badete. Diese liebenswürdigen Thiere hatten inzwischen einen ansehnlichen Appetit entwickelt und zwei Pfund französischen Bisquits aufgefressen, mit denen sie der Oberst aus meinem Vorrath gefüttert hatte. Eine so luxuriöse Bewirthung des Sumpfgethiers wollte mir, der ich allein darunter litt, denn doch ein wenig verschwenderisch vorkommen, aber Sfayhdy Mohammed erwiderte auf meine Vorstellung darüber mit einem Satz, wogegen ich aus Höflichkeit nichts einzuwenden haben konnte.

„Willst Du denn", so meinte er, „daß mir das Bad schlecht bekommen, ja daß es mich krank machen soll? Denn dieß würde die unausbleibliche Folge davon sein, wenn ich die Schildkröten nicht mit dem Besten, was wir haben (sollte heißen, was Du hast) bewirthet hätte."

Da ich natürlich nicht den Wunsch hegte, ihn krank zu machen, so begnügte ich mich, meine ehrfurchtsvolle Bewunderung seiner Freigebigkeit mit fremdem Gut auszudrücken. Aber auch hierauf wurde mir eine Antwort ertheilt, welche die Höflichkeit unwiderlegbar machte.

„Sind wir nicht Brüder?" so sagte er und meinte damit

etwa „haben wir nicht Alles gemeinsam?“ Die Götter, dachte ich, mögen mich vor vielen solcher Brüder in Gnaden bewahren.

Während der beleibte Oberst, seinen feisten Körper den Wonnen des Bades entziehend, ihn mit jenem Ueberfluß von faltigen Gewanden, womit ihn die tunisische Sitte, welche zu dem vollständigen Tuchanzug, dem darüber geschlungnen Hayk und den zwei Burnussen der arabischen Tracht noch die Dschobba hinzufügt, ausgestattet hatte, langsam und gravitätisch zu bekleiden anfing, besaß ich hinlänglich Muße, dem Spiel jener liebenswürdigen Thiere, welche meinen ganzen Dessertvorrath für eine drei- oder viertägige Reise aufgefressen hatten, in stoischer Resignation über diesen Verlust zuzusehen und, da mich dieses bald langweilte, über die Schicksale der denkwürdigen Stadt nachzudenken, auf deren Trümmern ich stand.

Dieser Stadt, deren Name schon „die Alte“ (עתיקה im Phönicischen) bedeutet, wird gewöhnlich etwas voreilig ein älterer Ursprung, als Karthago selbst, beigelegt und zwar nach einer Stelle im Vellejus Paterculus, welcher Utica 300 Jahre vor der berühmten Schwesterstadt gegründet sein läßt. Nach Movers (II, 2, 140) wäre letzteres jedoch nur in Bezug auf die zweite Gründung Karthago's (durch eine tyrische Colonie unter der fabelhaften Königstochter Elissa), welche um 813 stattfand, zu verstehen, und dieß würde die Gründung von Utica in die Periode um das Jahr 1100 vor Beginn unserer Zeitrechnung versetzen. Karthago wurde aber schon um 1214—1233, wie derselbe Movers sehr einladend darthut, von einer sidonischen Colonie zum erstenmale gegründet, war somit über ein Jahrhundert älter, als die benachbarte Colonie. Jedenfalls konnte aber, außer der Metropolis, keine andere Stadt von Afrika Utica den Rang streitig machen, was sowohl Alter, Wichtigkeit, Größe und historische Berühmtheit betrifft.

Utica und Karthago, diese beiden einst so mächtigen Städte, nun nicht einmal mehr Dörfer, erinnerten mich auch heute wieder, als ich auf den Ruinen der erstern stand, an jene Verse des Corippus, in welchen er den Johannes die Schicksale der zu seiner Zeit schon verfallenden afrikanischen Städte betrauern läßt. (Joh. I, 411).

Sic fatus doluit desertas civibus urbes
Et vacuas tacuisse domus, Libycasque ruinas
Ingemuit miserans.

Die Gründer von Utica scheinen Tyrier, die des ersten Karthago Sidonier gewesen zu sein und dieser Umstand erklärt uns die Rivalität, in welcher beide Städte zuweilen bis zur Feindschaft übergingen. Als aber drei Jahrhunderte nach der Gründung von Utica sich auch in Karthago eine tyrische Colonie niederließ, scheint das Verhältniß ein freundschaftlicheres geworden zu sein, so daß selbst später, als alle andern Städte von Afrika der allmächtig gewordenen Metropolis sklavisch zu gehorchen gezwungen wurden, Utica lange noch eine gewisse Unabhängigkeit, mit einem eignen Senat und selbsterwählten Sufeten genießen durfte. Endlich verschwand jedoch auch dieser Schein von Freiheit und Utica wurde nun, ebensogut wie die andern Städte, eine Unterthanin Karthago's. Oft jedoch scheint es versucht zu haben, das allzuharte Joch abzuschütteln. So ergab es sich im Jahre 300 v. Chr. Geb. vielleicht ohne Noth dem kühnen Eroberer Agathokles. Später nahm es am Söldneraufstand Theil und wurde dafür von der Metropolis hart gezüchtigt. Dadurch gewitzigt, bewies es freilich im zweiten punischen Kriege eine große Anhänglichkeit an die Mutterstadt, so daß selbst der allsiegende Scipio nichts über es vermochte. Aber zu Anfang des dritten punischen Krieges scheinen seine alten Antipathieen gegen die Herrin neuerwacht zu sein. Utica ergab sich zuerst von allen Städten den Römern und wurde zum Lohne dafür nach Karthago's

Fall, im Jahre 146 v. Chr. Geb., zur Hauptstadt der Proconsularis gemacht.

Seitdem spielte Utica nur noch einmal eine denkwürdige Rolle und zwar nicht durch sich selbst, sondern nur durch den Zufall, welcher es zum Schauplatz einer der ergreifendsten historischen Tragödien ausersehen hatte, den Tod Cato des Jüngeren, ein Ereigniß, welches auf die mannichfaltigste und widersprechendste Weise gedeutet und commentirt worden ist. In neuester Zeit scheint es zum liberalen System zu gehören, Cato, den ein berühmter Historiker sogar den römischen Don Quixote nennt, lächerlich zu machen, weil er der aristokratischen Partei, die zu seiner Zeit die einzige republikanische war, angehörte, und dagegen Cäsar, der die Aristokratie brach und sich einen Demokraten nannte, in die Wolken zu erheben. Auf diesen modernen Standpunkt vermag ich mich nicht zu stellen. Ich bin noch in den Vorurtheilen der achtzehn verflossenen Jahrhunderte, welche Cato bewunderten, befangen und kann mich nicht bis zum Enthusiasmus über Cäsar erheben. Darum waren auch meine Gefühle, als ich mich im Schatten der Ruinen, welche Cato's Ende gesehen, befand, ungetheilter Natur und ich gab mich dem ganzen Eindruck, welchen diese großartige historische Figur von jeher auf mich gemacht hatte, unverhohlen hin.

Aus dieser „Fülle der Genüsse" wurde ich jedoch durch einen „trockenen Schleicher" gestört, und zwar durch den feisten Oberst, welcher mich mahnte, daß es endlich Zeit sei, diese „alten Steine" zu verlassen und unserm heutigen Nachtquartier, welches das elende Städtchen Porto Farina bilden sollte, von den Arabern Rhâr el Melah (d. h. Salinen) genannt, zuzueilen.

Ehe ich jedoch von Utica Abschied nehme, muß ich noch der wichtigen Stelle gedenken, welche diese zweite Stadt der Proconsularis nicht verfehlen konnte, in der christlichen Pe-

riode einzunehmen. Von ihr ist uns eine Bischofsliste mit nicht weniger als elf authentischen Namen erhalten. Schon im J. 255 finden wir Aurelius, Bischof von Utica, auf dem von Cyprian präsidirten Concil. Einer seiner Nachfolger, Maurus (um 303) hat eine nicht sehr empfehlenswerthe Berühmtheit; er wurde nämlich der Simonie angeklagt. Ein anderer, Victor, erschien im J. 318 auf dem Concil zu Arles, Quietus 338 auf demjenigen von Karthago, von Gratian präsidirt, Victor 411 auf dem von Augustinus berufenen (mit donatistischem Gegenbischof, Gedudus), Gallonianus 418 auf dem unter Aurelius Vorsitz versammelten Concil, Florentinus 484 auf demjenigen, welches Hunerich veranstaltete, und Faustinianus 525 auf dem von Bonifacius präsidirten karthagischen Concil. Um 556 dedicirte Junilius, Bischof von Utica, dem berühmten Rimarius von Adrumetum ein kirchengeschichtliches Werk. 646 finden wir Flavianus unter den Bischöfen, welche die Beschlüsse gegen die Monotheleten unterzeichneten. Von Utica kennen wir auch den letzten activen Bischof (denn Bischöfe in partibus dieses Sprengels hat es seitdem immer gegeben) nämlich Potentinus, der im J. 683 vor den Saracenen nach Spanien floh, wo er dem 14. Concil von Toledo beiwohnte und wo er starb. Im Martyrologium besitzt Utica den nicht geringen Ruhm, die sogenannte Massa candida hervorgebracht zu haben. Die Massa candida waren dreihundert Märtyrer, deren Glorie die Kirche unter diesem seltsamen Namen (der weißen Schaar oder richtiger weißen Masse) celebrirt. Ich fürchte nur, Cato's Erinnerung wird lange die der Massa candida überdauern.

Der Weg nach Porto Farina führte uns theils dem Laufe des Medscherda entlang, den wir erst da verließen, wo sich dieser Fluß nach Westen wendet, um bald darauf in's Meer zu münden. Einigen Angaben zu Folge, welche Davis gesammelt hat, hätte der Medscherda jedoch noch im vorigen

Jahrhundert ganz denselben Lauf gehabt, wie unser heutiger Weg bis zum See von Porto Farina und hätte sich in diesen ergossen. Irgend ein Schlaukopf von Bey soll, nach einem von Davis citirten Manuscript, die Ableitung des Flusses deßhalb vorgenommen haben, weil er befürchtete, der von diesem mitgeführte Schlamm könne die Seeesmündung mit der Zeit verstopfen. Leider fand jedoch das Gegentheil statt, das heißt, was der Bey vom Flusse befürchtet hatte, das bewirkte grade die Ableitung desselben, nämlich die allmählige Verstopfung des Seees, denn der Fluß hatte durch seine jährlichen starken Schwellungen die Barre, welche den See vom Meere trennt, von Zeit zu Zeit durchbrochen und so den See offen gehalten. Vor 20 Jahren soll ein aufgeklärter moslimischer Großer, Namens Sfayydy Çâlah Schâbub, welcher unter Andern auch viel zur Hebung des Ackerbaus und Handels von Porto Farina beitrug, beabsichtigt haben, den Fluß wieder in seine frühere Mündung zurückzuleiten, wurde aber durch die Ungnade, in die er bei dem Thronwechsel im J. 1855 fiel, an der Ausführung verhindert, nicht nur aller seiner Reichthümer beraubt, sondern auch in's Exil geschickt, wo er sein Leben kümmerlich beendete.

Der letzte Theil des Weges führte uns dem See selbst entlang bis zur kleinen Stadt, welche die Eingebornen Rhâr el Melah, die Europäer Porto Farina nennen, ein Name, der ihr wegen ihres Fruchthandels beigelegt worden sein soll. Guérin schließt aus dem Umstand, daß das nahe gelegene Vorgebirge Rass Sfayydy 'Alyy el Makky (nach einem hier hochverehrten Heiligen so genannt) im Alterthum den Namen Ruscinona (nach Livius XIII, 10) führte, darauf, daß die moderne Stadt die Stelle einer antiken ähnlichen Namens, wie das Cap, eingenommen habe. Nun soll Ruscinona „Vorgebirge der Lebensmittel" bedeuten und somit hätte die hier gelegene Stadt schon im Alterthum einen ähnlichen Namen

wie heute im Italienischen geführt. Ich glaube jedoch, daß der Name des Caps von שנן oder צנן, welches „spitz sein“ heißt, abzuleiten ist, und daß das Rass Ssayydy ʿAlyy el Makky ganz einfach das „spitze Vorgebirge“ hieß. Von einer hier im Alterthum gelegenen Stadt wissen wir dagegen auch nicht das Geringste.

Porto Farina ist jetzt ein ärmliches Städtchen von etwa 800 Einwohnern, worunter einige fünfzig Malteser, Italiener und andres europäisches Lumpengesindel und etwa ebensoviel Juden. Es besitzt ein sogenanntes Arsenal mit einem Hafenbassin, in dem ein einziges halbverfaultes Schiff im Schlamm versunken daliegt. Dieses Schiff ist möglicherweise dasselbe, von dem ein von Davis citirtes Manuscript aus dem vorigen Jahrhundert sagt: „Im Hafen liegt ein hier gebautes Kriegsschiff, welches wegen der Verstopfung der Hafenmündung nie hinausgekonnt hat und auch wohl nie in's Meer kommen dürfte.“ Die hiesige Regierung scheint von je her solche Schlauköpfe in ihrem Dienst gehabt zu haben, welche ihre Schiffe an einer Stelle bauten, von welcher man sie nie in's Meer hinausschaffen konnte. Vor wenigen Jahren hat sich derselbe Fall in der Goletta bei Tunis wiederholt.

Wir stiegen in Porto Farina im „Dâr el Bey“ d. h. dem Regierungshause, ab, wo allen wohlempfohlenen Fremden die Gastfreundschaft angeboten zu werden pflegt. Hier brachten wir den Abend in den Genüssen des Kusskussu und die Nacht im Kampfe mit einem Heer von Insecten zu, welche stets die treusten Bewohner aller tunisischen Regierungshäuser bilden.

Am andern Morgen, unsre Reise nach Biserta fortsetzend, erreichten wir nach zweistündiger Fahrt, die uns durch einen wohlgepflegten Olivenhain, den Reichthum dieser Gegend, brachte, das große Dorf el ʿAliya (das hochgelegene), welches Shaw (I. p. 208), einer von ihm hier entdeckten, nun verloren gegangenen Inschrift zu Folge, für eine römische Nie-

verlassung hält, deren sonst ganz unbekannter Name Cotuza gewesen sein soll. Im Orte bemerkt man allerdings einiges antikes Baumaterial zu modernen Zwecken verwendet. Die einzige Ruine, welche noch eine compacte Masse darbietet und auf einer Anhöhe über dem Dorf liegt, scheint jedoch nicht römischen, sondern mittelalterlichen Ursprungs zu sein. Die Araber halten sie für eine alte Windmühle und nennen sie dem zu Folge Ṭâḥunat-er-Rȳḥ.

Zwei Stunden später kamen wir durch das Bett eines ausgetrockneten Flüßchens, Uêd el Kanyśch (der sich windende Fluß) genannt, in dessen Nähe wir einige römische Trümmer bemerkten, die heute nicht einmal mehr eine Namensbezeichnung besitzen. Eine halbe Stunde nordwestlich von ihnen gelangten wir an ein etwas ansehnlicheres Trümmerfeld, dessen arabischer Name Ḥanschyr el Chayma (d. h. Trümmerfeld der Reiserhütte) anzudeuten scheint, daß die Tradition des Volkes diesen Ruinen einen sehr unbedeutenden Ursprung beimißt. Dennoch scheinen die hier vorhandenen Reste auf eine Stadt oder ein Städtchen dritten Ranges hinzuweisen. Vielleicht gehörten sie dem Tuna des Itinerarium Antonini Augusti an, welches die Peutinger'sche Tafel Tumsa nennt und das in einigen Codices des Itinerars auch Tunciza, Tuneiza u. s. w. heißt. Auf der östlichen Seite würden die Entfernungsangaben ziemlich gut übereinstimmen, wenn anders wir in Ḥanschyr Bu Fâriß, einem Dorf zwischen hier und Utica gelegen, wie Victor Guérin empfiehlt, das Membro des Itinerars und das Membione der Tafel zu erblicken haben. Auf der westlichen Seite bietet sich uns freilich die Schwierigkeit, daß beide Itinerare übereinstimmend die Entfernung von Tuna oder Tumsa nach Hippo Zarytus zu zwanzig Milliarien angeben, während sie in directer Linie nicht zehn beträgt. Genau wird aber diese Zahl erreicht werden, wenn wir uns die Römerstraße um den See herum angelegt denken,

was sehr gut erklärbar, ja wahrscheinlich ist, da der Kanal, welcher den See von Biserta mit dem Meere verbindet, ein Hinderniß für die directe Verbindung nordwärts vom See darbot, ein Hinderniß, welches allem Anschein nach nicht durch eine Brücke beseitigt worden war.

Ich glaube nicht, daß wir Tuna oder Tumsa in den kirchengeschichtlichen Berichten unter irgend einer Form wiedererkennen können, denn der Episcopatus Tuneiensis muß auf Tunis, der Ep. Tunudensis auf das oppidum Thunusidense des Plinius, und Thunusda des Ptolemäos, welches freilich in dieser Gegend, jedoch westlich von Hippo und bereits in Numidien lag, gedeutet werden. Auf diese Weise erhellt die große Unbedeutendheit dieser Römerstadt in der christlichen Periode, in welcher bekanntlich fast jedes Dorf seinen Bischof besaß.

Außer einigen Grabdenkmälern ist hier kein Gebäude stehen geblieben. Von jenen zeichnen sich zwei durch ihre Wohlerhaltenheit aus, welche allem Anschein nach der Gattung des Sepulcrum familiare (bei Ulpian Dig. II, 7, 5) angehörten. Es sind viereckige Bauten mit gewölbten Dächern von der üblichen Cementstructur mit kleinen Steinen. Das eine Familiengrab enthält sieben, das andere nur drei Columbaria (Nischen für die Ollae oder Aschenurnen). Ein drittes Grab deutet auf geringeren Aufwand von Seiten der Erbauer. Neun Columbaria sind hier in engem Raume aneinander gedrängt.

In nordwestlichster Richtung unsern Weg weiterfortsetzend, erreichten wir den Rand des Sees von Biserta, welchen die Araber „Tindschâ Bensert" nennen, einen Namen, den ich trotz Pelissier's Angabe, daß er von einer am Südende des Sees gelegenen Ruinenstadt, Namens Tindschâ, komme, dennoch für eine auf die Wasserfläche als solche bezügliche Bezeichnung halte, indem ich das Wort Tindschâ vom Verbum نجر

(herausdringen) ableite und auf das Ausströmen der Wasser aus dem See nach dem Meere bezüglich halte. Der Name Tindschä, welchen die Ruinenstadt führt, dürfte ihr wohl nur wegen ihrer Lage an dem See beigelegt worden sein, ähnlich wie Porto Farina Rhâr el Melah d. h. die Saline heißt.

Unweit von den Ufern beginnt ein anmuthiges Hügelland mit grünen Olivenhainen, Rebenpflanzungen und einem Kornreichthum, welchen die gute Bewässerung des Bodens vor der Calamität regenloser Jahre sicher stellt. In Mitte dieser lachenden Gegend erhebt sich auf einer sanften Anhöhe das freundliche Dorf Mansil Dschamyl, dessen Namen man durch „Wohnung des Ueberflusses" übersetzen kann, wenn man die Bedeutung von Dschamyl, welches wörtlich „schön oder gut" heißt, auf die Bodenerzeugnisse ausdehnt.

Da wir von hier nur noch eine Stunde nach Biserta hatten, so begann jetzt mein Reisegefährte, der dicke Oberst, seine Vorbereitungen für einen würdigen officiellen Einzug, den er in seiner Residenz Biserta, wo er das Amt eines Qahya der Spahis versah, zu halten beabsichtigte. Die eine dieser Vorbereitungen war für mich so störend, daß ich es vorzog, aus dem Wagen zu steigen und nebenherzugehen. Diese bestand nämlich darin, daß der Qahya sich all' seiner bauschigen arabischen Umhüllungen zu entkleiden anfing, um seinen fetten Körper in die enge Zwangsjacke seiner officiellen Kleidung, die nach fränkischem Schnitte war, einzuzwängen. Nun war sein Umfang schon im ruhigen Zustand so bedeutend, daß er einen großen Theil des Kutschenraums für sich allein einnahm, im bewegten aber, wenn er mit Armen und Füßen um sich stieß, um die bauschigen Gewänder abzuschütteln, füllte er das ganze Innere des Vehikels aus, und wo er allenfalls noch Platz übrig ließ, da nahmen ihn seine abgestreiften Häute ein. Das Manöver des Costümwechsels im Wagen war kein Leichtes, und sein Bedienter, der dumme

Mohammed stöhnte und schwitzte unter dieser Operation, die er beschleunigen helfen sollte, aber in Wirklichkeit nur verzögerte, wie ein galoppirendes Kutschenpferd im Hochsommer. Dafür war jedoch auch der Effect, welchen alle diese Mühwaltung zu Wege brachte, ein überraschender, aber allerdings kein in vortheilhaftem Sinne überraschender, wenigstens nicht für mich, der ich an dem Qahya in seiner arabischen Tracht ein sehr würdevolles Aussehen gefunden hatte und ihn nun in eine Caricatur eines europäischen Invaliden verwandelt sah. Unsre europäischen Uniformen verleihen bekanntlich nur demjenigen ein würdiges Aussehen, der sie mit einer gewissen männlichen Strammheit, das was wir „militärische Tournüre" nennen, worunter ich keineswegs Steifheit verstehe, zu tragen weiß. Wenn aber ein ältlicher und wohlbeleibter Orientale, dem ein träges Sichgehenlassen zur zweiten Natur geworden und dessen ganze Gestalt, gleichsam „aus dem Leim" gegangen ist, sich in eine europäische Uniform steckt, die gewöhnlich noch dazu nicht nach seinem Maß gemacht wurde, so können wir ihn höchstens, was seine äußere Erscheinung betrifft, einem unsrer Invaliden und noch dazu einem recht verwahrlosten und unordentlichen an die Seite stellen.

Dieß war jedoch nicht die Ansicht der Araber im Allgemeinen und der Untergebenen des Obersten im Besondern. Letztere gaben vielmehr, als sie uns an dem Thor von Biserta in schmucker geordneter Reiterschaar entgegenrückten, ihre Verehrung und Bewunderung für ihren tapferen Commandanten auf die enthusiastischste Weise zu erkennen. Der Qahya schien auch in der That mit seinem Empfang hochzufrieden und reichte in einem Ueberfluß guter Laune sämmtlichen Spahis seine schwielige fette Hand zum Küssen dar, auf welche diese in brünstiger Verehrung ihre andächtigen Lippen drückten. Auch ich sollte nicht ohne meinen Antheil an diesen Auszeichnungen bleiben, denn der Oberst befahl seinen Untergebenen,

mir zu Ehren den drei oder vier Gewehrsalven, womit sie ihn begrüßt hatten, einige drei oder vier andere folgen zu lassen, ein Umstand, der die ganze Stadt Biserta, in welche wir inzwischen eingerückt waren, in Aufruhr brachte und alle Bewohner auf die Straße lockte, so daß wir unter den höchsten Ehrenbezeigungen und einem großen Zulauf Maulaffen feilhaltender Bewunderer unsern Einzug, der einem Triumphzug glich, in das elende Städtchen hielten.

Als ein elendes Städtchen so erwies sich Biserta (arabisch Bensart) allerdings und sehr von seiner früheren Bedeutung herabgesunken, sogar von derjenigen, welche es noch in moslimischen Zeiten besessen hatte, geschweige denn von derjenigen, deren es sich im Alterthum rühmen konnte. Diese Stadt, welche jetzt höchstens 5000 Einwohner zählt und deren meiste Häuser ein ruinenartiges Aussehen darbieten, besaß noch im vorigen Jahrhundert, als sein Hafen noch nicht versandet war, eine thätige, handelsbeflissene Bevölkerung, unter welcher die aus Spanien vertriebenen andalusischen Mauren, nach denen noch heute eines der Stadtviertel „Hamt' el Andalus" heißt, eine hervorragende Stelle einnahmen. Hätte man die beiden Kanäle, welche die Stadt durchziehen und die Verbindung zwischen dem Meere und der Tindschâ Bensart unterhalten, nicht so vernachlässigt, daß jetzt kein größeres Schiff mehr in den See, diesen natürlichsten und schönsten Hafen, einsegeln kann, so würde ohne Zweifel der Seehandel dem Städtchen noch heute eine gewisse Blüthe sichern. Ebenso vernachlässigt scheinen auch die beiden massiv angelegten Festungen, die Qaçba (Citadelle) und die Qoçayba (die kleine Citadelle), von denen erstere früher eine kleine Stadt mitten in der Stadt bildete, und ein buntes Häusergewirre (jetzt jedoch ein Ruinenhaufen) enthielt, ein Umstand, welcher dieser Citadellenstadt den Namen el Madyna oder der „Stadt" kat'exochen verschafft hatte.

Mit Leichtigkeit, behauptet man, könnte man dieser Stadt einen Theil ihrer alten Bedeutung wiederverschaffen, wenn man die verhältnißmäßig geringen Kosten nicht scheuen wollte, welche die Entsandung der Kanäle erheischt. Diese Kanäle und der See, zu welchem sie führen, hatten schon im hohen Alterthum der hier gelegenen Stadt eine hohe Handelsblüthe gesichert. Die Beschreibung, welche Plinius der Jüngere von diesen Wassern giebt, indem er sagt: „bei der Stadt liegt ein schiffbarer See, aus dem ein flußartiger Kanal das Wasser bald dem Meere zuführt, bald von diesem empfängt, je nachdem die Fluth die Wellen vortreibt oder zurückdrängt", diese Schilderung zeigt sich noch heute anwendbar und kann uns fast allein schon als Beweis genügen, daß wir es hier in der That mit dem antiken Hippo, zur Unterscheidung von dem andern, bei dem heutigen Bôna gelegenen, der Stadt des heil. Augustinus, welche regius hieß, Hippo Zarytus oder Diarrhytos genannt. Letztere Bezeichnung bildete ohne Zweifel eine von den Griechen, welche allen Namen einen Sinn in ihrer eigenen Sprache beizulegen trachteten und wenn deren Form sich dieser Deutung widersetzte, dieselbe verstümmelten oder entstellten, erdachte Verhunzung des ursprünglichen phönicischen Wortes Zerath, welches eine ähnliche Bedeutung wie das Wort Hippo selbst besaß, nämlich die einer „glänzenden prächtigen" (d. h. Stadt). Aus den Berichten der classischen Autoren scheint auch hervorzugehen, daß die Namensform Diarrhytos den Einheimischen ganz unbekannt war. Von diesen wurde die Stadt bald Hippo Zarytus, bald Hipponezareston, bald oppidum Ippone zaritense genannt. In den Bisthumslisten kommen beide Formen nebeneinander vor, jedoch in der ältesten Erwähnung (255) nur die Form Hippozarytus, später finden wir dann Hippo Diaretorum, wo auch die griechische Form bereits latinisirt erscheint.

Wenig ist uns, trotz der commerciellen Wichtigkeit, welche

dieſe Stadt beſaß, von ihrer Geſchichte im Alterthum bekannt. Von den Tyriern gegründet, ward ſie ſpäter von Agathokles eingenommen, folgte darauf als Unterthanin Karthago's den wechſelvollen Schickſalen der afrikaniſchen Metropolis. Eine Zeit lang ſcheint ſie auch den Königen der maſſäſſyliſchen Numidier unterthan geweſen zu ſein, denn Solinus ſagt von den zwei Hippo's, daß ſie beide königliche Städte geweſen ſeien (Hippones ambo et ambo regii). Unter Cäſar zur Colonia erhoben, führte ſie den Titel „Colonia Julia Hipponensis Diarrhyta", den man auch wirklich in den letzten Jahren auf einer in der Mauer eines vor der Stadt gelegenen kleinen Forts befindlichen Inſchriftstafel entdeckt hat, ſo daß zu den Beweiſen über die Identität von Biſerta mit Hippo noch die inſchriftliche Beglaubigung hinzukommt (S. Victor Guérin T. II, p. 23).

In der Kirchengeſchichte muß Hippo Zarytus freilich an Ruhm bedeutend gegen ſeine Schweſterſtadt Hippo regius zurückſtehen. Aber dennoch rühmt es ſich vieler Märtyrer, unter denen auch der Biſchof Petrus, der 255 auf dem Concil von Karthago erſchienen, ſpäter den Zeugentod ſtarb. Ein ſchwarzes Schaf ſcheint der um 400 lebende Biſchof Equinus von Hippo Diaretorum (wie es bei dieſer Gelegenheit genannt wird) geweſen zu ſein, denn nachdem er „ob improbitatem ejus" von einer Kirchenverſammlung verurtheilt worden war, und ſich auf den heiligen Stuhl berufen hatte, deſſen Beſchluß ſich aber nicht fügen wollte, mußten zwanzig Biſchöfe nach Hippo abgeſchickt werden, um ihn abzuſetzen. Sie erwählten an ſeiner Stelle Florentinus, der im Jahre 411 auf dem Concil zu Karthago erſchien und im Donatiſten Victor einen ſchismatiſchen Gegenbiſchof hatte. Später erſchienen noch Marianus und Palmatius auf den Concilen von 484 und 525, und im Jahre 646 wird Donatus im Streit wegen des Monotheletismus erwähnt.

Leider ist jene Inschriftstafel auch Alles, was sich von den Resten der alten Colonia erhalten hat. In archäologischer Beziehung bot also Biserta meiner Neugierde nur durch seine Topographie Interesse. Für eine Unterhaltung ganz andrer Natur hatte jedoch mein Reisegefährte gesorgt, der dicke Oberst, welcher schon am Tage nach meiner Ankunft mich im Dâr el Bey, dem Regierungshause, in dem ich abgestiegen war, abzuholen kam und mich zu einem arabischen Feste führte, welches, wie er sagte, mir zu Ehren, welches in der That aber für ihn selbst von seinen Untergebenen veranstaltet worden war.

Auf einem freien Platz einer der Vorstädte hatte sich die ganze Schaar, welche der Oberst commandirte und die allerdings weitentfernt davon war, ein Regiment zu bilden, sondern nur aus fünfzig Mann bestand, aufgestellt und gewährte mit ihren wallenden Burnussen, ihren kleinen, aber feurigen Pferden einen sehenswerthen Anblick. Leider hat sich die Pferderasse in Tunisien in den letzten 20 bis 30 Jahren dergestalt verschlechtert, daß ein schönes Pferd nun zu den größten Seltenheiten gehört. Namentlich die Pferde der Ebene, welche die eine Kategorie der hiesigen Rasse bilden, und sich durch höhere Beine, schlankeren Hals und feineren Körper vor den kräftigeren, gedrungenen und kleineren Bergpferden unterscheiden, sind so entartet, daß man unter zehn kaum ein für den Militärdienst taugliches findet. Die Ursachen dieser Verschlechterung der Rasse sind ohne Zweifel in der Unsicherheit des Besitzes zu suchen, indem der Eigenthümer eines schönen Pferdes beinahe sicher sein kann, daß dasselbe ihm von der Regierung genommen wird, um als Geschenk entweder an irgend einen europäischen Fürsten (denn in diesem jetzt so pferdearmen Land bilden dennoch immer noch die Pferde der alten Tradition zu Folge die üblichen Schenkungsgegenstände) oder einem hiesigen Großen, oder auch irgend einem jener Schwindler, welche mit der Regierung Geschäfte

haben, geschenkt zu werden. So wurden neulich einem meiner arabischen Bekannten zwei der wenigen guten Pferde, die es in Tunis noch gab, ohne Weiteres weggenommen und einem italienischen Doctor, der irgend einen schwindelhaften Vertrag mit der Regierung abzuschließen dachte und den Bey vollkommen für sich gewonnen hatte, geschenkt.

So boten denn auch diese Pferde der Spahi's nicht jene schöne Erscheinung dar, welche man sich von berberischen Pferden, die ja bekanntlich eine Abart der arabischen Rasse bilden, erwarten sollte, aber dennoch liegt so viel Feuer, Kraft und Gelenkigkeit in dieser trefflichen Rasse, daß ich wahrhaft erstaunte, wie so unbedeutend aussehende Thiere solch' edle Bewegungen, solchen kühnen Flug entwickeln konnten. Die arabische „Phantasia" ist im Allgemeinen zu bekannt, als daß ich die, deren Zeuge ich hier ward, noch beschreiben dürfte. Sie ging übrigens zu allgemeiner Befriedigung und zu der des Oberst von Statten. Nachher lud mich letzterer zu einem großen Thurm von Kusskussu ein, von dem sich seine Untergebenen wirklich ganz ungeheure Massen zu Gemüth führten, und das Fest beschloß ein Tanz oder vielmehr das Ansehen der erotischen Verzückungen einer rabenschwarzen Terpsichore, welche es in der Kunst, sich den Bauch anscheinend zu verrenken, sehr weit gebracht hatte.

Am nächsten Morgen, als ich mich eben vom Oberst trennte, der in Biserta blieb, um seines schwierigen Amtes zu warten, welches hauptsächlich im Gelderpressen von seinen Untergebenen bestand, wartete meiner noch von Seiten dieses trefflichen Mannes eine süße Ueberraschung, süß nicht etwa im bildlichen, sondern im buchstäblichen Sinne des Worts, denn ich wurde von ihm mit einigen zehn Pfunden eines nach arabischen Begriffen trefflichen, mir jedoch unausstehlichen Gepäcks mit Honig und Oel ausgestattet. Durch diese splendide Gabe sollte ich für den Verlust, den mir die Schildkröten bereitet

hatten, entschädigt werden. Leider ging jedoch diese gute Absicht verloren, denn ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als das entsetzliche Backwerk, welches den ganzen Wagen in eine Traufe von Oel und Honig zu verwandeln drohte, dem ersten besten Beduinenlager zu schenken, das ich nach meiner Abreise von Biserta antraf, ein Umstand, der mir noch tausendfältige Segnungen in Worten zuzog, mit denen beladen ich glücklich wieder in der „grünen Stadt", Tunis, anlangte.

Anhang.

Die

neuentdeckten phönicischen Inschriften

aus den Ruinen von Karthago

von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Mit 8 lithographirten Tafeln, enthaltend 59 Inschriften.

Anhang.

Ueber die neuentdeckten phönicischen Inschriften von Karthago.

Die von uns in Tunis und Umgegend copirten neuentdeckten phönicischen Inschriften, über deren Fundort und jetzige Aufbewahrungsstätte, sowie über unsre Benutzung derselben wir uns schon in der Vorrede ausgesprochen haben, geben wir hier in der Reihenfolge, in welcher sie zu unsrer Benutzung gelangten, das heißt:

1) Die wichtigsten Dankinschriften im Museum des Lustschlosses el Manuba.

2) Die einzige in neuester Zeit gefundene Grabinschrift, gleichfalls aus el Manuba.

3) Die wichtigsten Dankinschriften im Museum des Lustschlosses zu Karthago.

4) Einige Dankinschriften, im Hafenstädtchen „la Goletta" bewahrt.

5) Als eine Auslese aus dem Inhalt der weniger wichtigen Dankinschriften in den beiden Museen (die Gesammtzahl beläuft sich auf 148), welche wir gleichfalls alle copirten, aber nicht der Mühe werth halten, wiedergegeben zu werden, lassen wir die Liste der in ihnen vorkommenden Eigennamen und die Angabe der Ziffer, wie oft jeder einzelne Name vorkommt, folgen.

6) Am Schlusse geben wir noch ein Vocabularium aller neuentdeckten, erst durch diese Inschriften bekannt gewordenen

Eigennamen und Wörter, selbst der zweifelhaften, die jedoch durch ein Fragezeichen hinlänglich unterschieden sind.

Unter den 148 Inschriften im Besitz des Ministersohnes von Tunis befinden sich auch einige dreißig, welche der Eigenthümer im Jahre 1867 zur Ausstellung nach Paris geschickt hatte und die jetzt wieder in el Manuba sind. Man hatte wahrscheinlich, um auf der Ausstellung zu figuriren, die interessantesten auswählen wollen; da aber das Museum nie einem Kenner gezeigt worden war und der Eigenthümer weniger als nichts von phönicischen Alterthümern versteht, so hatte man sich bei der Auswahl natürlich nicht von der philologischen Wichtigkeit der Inschriften, sondern nur von dem in die Augen fallenden Theil dieser Denkmäler, das heißt, den mehr oder weniger gut erhaltenen eingekritzelten Figuren leiten lassen. Diese Figuren, deren wir einige Beispiele zugleich mit den zu ihnen gehörenden Inschriften in den lithographirten Tafeln geben, sind alle kindisch, plump, im rohesten Kunststyl eines auf der tiefsten Kunststufe stehenden Volkes ausgeführt. Dennoch oder vielleicht grade deßhalb gefielen sie dem ungebildeten Museumsbesitzer so gut, daß er nur diejenigen Inschriften, welche von den nach seiner Ansicht schönsten Figuren umgeben waren, nach Paris schickte. Auf diese Weise kam fast nichts Anderes, als die allerunin teressantesten Inschriften zur Ausstellung. Ein Wunder scheint es jedoch, daß unter diesen sich wirklich auch einige wenige befanden, welche für den Phönicologen Interesse bieten konnten.

Die zur Ausstellung nach Paris gesandten Inschriften wurden dort von Herrn Léon Rodet copirt und im Journal asiatique (Décembre 1868) veröffentlicht. Wir würden uns natürlich enthalten haben, solche Inschriften, welche bereits veröffentlicht wurden, hier wiederzugeben, wenn die von Herrn Rodet gemachten Copieen richtig wären. Da dieß aber nicht der Fall ist (wie auch ein Artikel von Herrn Longpérier im

Aprilheft des Journal asiatique von 1869 darthut), so geben wir von denjenigen der in Paris ausgestellten Inschriften, welche einige Wichtigkeit besitzen, unsre eignen Copieen, die in manchen Stücken von denen des Herrn Rodet abweichen. Dieser Inschriften sind jedoch nur sieben (bei Rodet Nr. 1, 4, 5, 8, 11, 13 und 14, in unsrer Reihenfolge Nr. 3, 8, 14, 17, 18, 19 und 33), welche wir somit allein der Mühe werth halten, reproducirt zu werden. Die andern dreizehn Inschriften in der Publication des Herrn Rodet (der im Ganzen nur 20 Inschriften giebt; von den 30—40, die in Paris waren, hat er über 10 ganz unwichtige mit Recht weggelassen) bieten zu wenig Interesse, zudem sind grade sie von Herrn Rodet richtig copirt, mit einziger Ausnahme seiner 2ten, wo ebenso wie in seiner 5ten fälschlich עברבעל copirt wurde, während עזרבעל deutlich ist.

Die Berichtigungen zu Herrn Rodet's Copieen, welche Herr Longpérier im Aprilheft des Journal asiatique 1869 veröffentlichte, waren uns erst zugekommen, als wir schon unsre Bemerkungen über Herrn Rodet's Copieen geschrieben hatten. Um so mehr freuen wir uns, daß Herr Longpérier in vielen Dingen mit uns übereinstimmt. Auch er kann das Eberbaal nicht entdecken, sondern liest wie wir Asarbaal. Er giebt jedoch 2 Inschriften mehr, als Herr Rodet. Von diesen glauben wir die eine, die 14te bei Longpérier, in unsrer 32sten zu entdecken. Die andere, die 22ste bei Herrn Longpérier, ist nicht mehr in der Sammlung des Ministersohnes zu finden, sie ist spurlos verschwunden, ebenso die 12te bei Rodet und die 13te bei Longpérier, wie so viele andre Denkmäler, die ich im Frühjahre 1868 in el Manuba sah und im Herbst desselben Jahres nicht mehr finden konnte. Die 22ste Inschrift von Longpérier war mit numidischen oder neuphönicischen Zeichen geschrieben. Nun hatte ich aber bei meinem ersten Besuch des Museums viele Inschriften (einige 20) mit

dieſem Schrifttypus daſelbſt geſehen. Jetzt ſind ſie alle ſpurlos verſchwunden, die Steine wahrſcheinlich zum Bau benutzt, wie Alles zu Grunde geht, was dieſen Leuten gehört. Im ganzen Muſeum findet ſich jetzt keine einzige Inſchrift mit neuphöniciſchem Typus.

---

§. 1.

Die Dankinſchriften in el Manuba.

Die Inſchriften beginnen, mit einer einzigen Ausnahme, mit der geläufigen, vielbekannten Formel:

לרבת לתנת פן בעל ולארן לבעל חמן

welche bekanntlich folgendermaßen überſetzt wird:

Der Herrin Thanith, dem Angeſicht Baal's und dem Herrn Baal Chamon . . . . .

Von dieſer ſtereotypen Eingangsformel weicht nur eine einzige, unſre 46ſte, ab, indem hier die Votivformel umgekehrt erſcheint, ſo daß „Baal Chamon" vor „der Herrin Thanith" genannt wird. Eine andere, nur orthographiſche Abweichung finden wir auf unſrer 25ſten Inſchrift, wo ſtatt des üblichen פן die verlängerte Form פנא ſteht.

Auf dieſe, die Götternamen enthaltende Eingangsformel folgt mit nur zwei Ausnahmen das bekannte אש נדר (derjenige, welcher gelobte) oder אש נדרא (diejenige, welche gelobte). Die Ausnahmen bilden die 20ſte und 52ſte Inſchrift, in welchen ſtatt des geläufigen נדר das ſchon aus der 23ſten und 83ſten Inſchrift bei Davis bekannte נשא ſteht. Bei der 20ſten fehlt auch das Relativum אש, ähnlich wie auf der 16ten bei Davis.

Um nicht unnütz jene bekannte Eingangsformel zu wiederholen, berückſichtigen wir in dem Folgenden nur die Eigennamen, die allenfallſigen Titel (von Amt oder Ehren) und

den Schluß der Inschriften, ähnlich wie Dr. Levy in seiner Besprechung der Davis'schen Inschriften (Phönicische Studien III, §. VII, S. 41). Das Verbum der Eingangsformel נרר werden wir nur in den wenigen Fällen noch zu beachten haben, in welchen ihm eine Femininalendung angehängt ist, oder in welchen es, ohne daß eine solche Endung vorhanden, dennoch Femininalbedeutung besitzt. Letzteres ist auf der 10ten, 11ten, 34sten, 48sten und 57sten unserer Inschriften der Fall, ohne daß hier ein Zweifel übrig bliebe, da in keinem dieser Fälle das folgende Wort mit einem א anfängt, welches allenfalls als Schlußbuchstabe von נרר gelten könnte. Die regelmäßige Femininalendung נררא ist auf sieben unsrer Inschriften (24, 27, 38, 39, 46, 49, 53) deutlich zu lesen. Die dem Neuphönicischen sich nähernde Form נררע findet sich vollkommen deutlich nur in unsrer 9ten Inschrift; in der 13ten ist sie zweifelhaft; in der 17ten scheint sogar נררע mit zwei Ain zu stehen, doch ist dasselbe sehr undeutlich. Eine auf ein einziges ע auslautende Form des Fem. III pers. sing. perf. ist nirgends deutlich nachweisbar.

Den Schluß unserer Inschriften bilden, wie gewöhnlich, die Namen der Weihenden, denen in einzelnen Fällen der Wunsch um Erhörung folgt, theils in der bekannten Formel ברכא קלא שמע כ „wenn Du seine Stimme höreſt, so segne ihn", theils in der kürzeren שמע קלא „erhöre seine Stimme" (s. Inschrift 12). Noch öfter scheint jedoch die Schlußformel unserer Inschriften den Dank nach erfolgter Erhörung auszudrücken, indem einfach כשמע קלא ohne das darauf folgende ברכא steht, wie auf der 1sten, 7ten, 32sten, 44sten und 47sten unserer Inschriften. Bei der 32sten ist es jedoch wahrscheinlich, daß ursprünglich ברכא stand und durch Verletzung der Inschrift in Wegfall gekommen ist.

Als eigenthümliche, bis jetzt noch nicht vorgekommene Abweichungen von diesen mehr oder weniger bekannten Schluß-

formeln finden wir auf der 28sten Inschrift קלי statt קלא, also „meine Stimme“ statt „seine Stimme“, und auf einer andern Inschrift יברכא statt תברכא, d. h. „möge er ihn segnen“ anstatt „mögest du ihn segnen“ (s. Inschrift 35). Doch von diesen Ausnahmsfällen ausführlicher am geeigneten Ort.

Sonst haben wir es in diesen Inschriften fast nur mit Eigennamen zu thun, durch das gewöhnliche בן (Sohn) mit einander syntaktisch verbunden. Ein einziges Mal finden wir auch אשת „Gattin“ (Nr. 23) und ein andres Mal die Erwähnung eines Sohnes des Weihenden mit ובנא „und sein Sohn“. Ueber andere auf die Weihenden bezügliche Bezeichnungen, Ehrentitel u. s. w., übrigens äußerst selten vorkommend und meist noch zweifelhaft, müssen wir auf die einzelnen Inschriften verweisen.

Wir lassen nun den Schluß der Inschriften, von den Worten אש נדר an, folgen.

1) אדנב
על בן בעליתן בן עבראש(מן)
בן גרעשתרת כשמע קלא

Adonbaal, Sohn des Baaljithen, Sohnes
Des Abdesmun, Sohnes des Geraſtoreth,
Als er seine Stimme erhörte.

Alle Namen sind bekannt, und wir würden diese Inschrift gar nicht wiedergegeben haben, wäre es nicht der Schlußformel wegen, in der kein Zweifel übrig bleiben kann, daß hier wirklich einfach כשמע קלא ohne darauf folgendes ברכא steht. Somit finden wir hier das bestätigt, was Dr. Levy (Phönicische Studien III, S. 45) in Bezug auf die 39ste und 80ste Inschrift bei Davis ausspricht, während es bekanntlich bei der 5ten und 6ten Davis'schen Inschrift zweifelhaft ist, ob nicht ursprünglich ברכא folgte. In unseren Inschriften finden wir die Weglassung dieses letzteren Wor-

tes, wie man unten sehen wird, viel häufiger als sein Vorkommen.

2) בעלחנא בן
גרמסכר
בן בעלחנא

Baalhanno, Sohn des
Germiskor,
Sohnes des Baalhanno.

Auffallend muß hier der völlig neue Name „Germiskor" erscheinen, in dessen Lesung wir nicht zu irren glauben, da nur das vorletzte Zeichen einem Zweifel unterliegt, die andern aber alle vollkommen deutlich sind. Was das besagte Zeichen betrifft, so entspricht dasselbe allerdings ebensogut einem Vav, aber wir wüßten nicht, was wir aus גרמסור machen sollten. גרמסכר dagegen ist einer Deutung fähig. מסכר leiten wir nämlich vom Verbum שכר oder סכר (beide Schreibarten kommen schon im Hebräischen vor) ab, welches bekanntlich „mercede conduxit" bedeutet, und zwar als ein in der Art des Infinitiv von Kal (der chaldäischen und syrischen Infinitivform) abgeleitetes Nomen, welches eine ähnliche Bedeutung haben dürfte, wie das aus gleicher Wurzel stammende hebräische מַשְׂכֹּרֶת (Lohn), das sich nur durch die Femininalendung von unserm מסכר (denn die Permutation des Sin in Samech bietet keine Schwierigkeit) unterscheidet. גרמסכר würde also die Bedeutung von „Gast oder Freund des Lohnes" (amicus mercedum) und etwa den Sinn des lateinischen „mercator" haben. Ein solcher Eigenname bei einem Handelsvolke wie den Phöniciern kann nur als passend erscheinen. Bis jetzt haben wir freilich das Wort גר nur in Verbindung mit Götternamen gefunden, aber es scheint uns nicht widersinnig, dasselbe auch mit einfachen Hauptwörtern verbunden zu denken.

3) בדעשתרת בן עזר
בעל בן אדרמלך

Bodaſtoreth, Sohn des Aſar-
baal, Sohnes des Adramelech.

Hier finden wir zum erſten Male auf karthagiſchen Inſchriften den uns aus Jeſ. 37, 38 und II. Kön. 19, 37 bekannten Eigennamen Adramelech aus אדר המלך, d. h. „Herrlichkeit des Königs“ gebildet. Wir ſehen daraus, wie der äußerſte Oſten (Aſſyrien) und der äußerſte Weſten (Karthago) des ſemitiſchen Sprachgebiets vielfache Begegnungspunkte, ſelbſt in der Wahl ihrer ſeltneren Eigennamen, beſaßen.

Dieſe Inſchrift, welche ſich unter der kleinen Anzahl der vom Miniſterſohn von Tunis zur Pariſer Ausſtellung von 1867 geſandten befand, wurde dort von Herrn Léon Rodet, gleichzeitig mit 19 andern, copirt und im Journal Asiatique (Décembre 1868) veröffentlicht. Die daſelbſt von Herrn Léon Rodet (Seite 355) gegebene Copie zeigt ſich jedoch in einem Punkte mangelhaft, indem ſie nämlich das vorletzte Zeichen der dritten Zeile in der Form eines phöniciſchen Beth abbildet, wodurch der völlig neue und bis jetzt nirgends conſtatirte Name עברבעל (Eberbaal) herauskommen würde. Es iſt wahr, Herr Rodet lieſt dieſes Eberbaal noch auf einer andern Inſchrift, der zweiten im Decemberheft 1868 des Journal Asiatique (Seite 353), auf deren Original, das wir im Muſeum in el Manuba ſahen und copirten, jedoch ebenſogut wie im vorliegenden Falle ein deutliches Sain ſtatt des Beth zu erkennen iſt, und zwar annähernd an die bekannte Form, wie ſie ſich auch auf Dr. Levy's alphabetiſcher Tafel (Phöniciſche Studien, erſtes Heft, Tafel III) unter der Rubrik VI, d. findet. Das von Herrn Rodet auf ſeiner erſten Inſchrift (a. a. O. Seite 352) geleſene Baaleber, ein Seitenſtück zu dieſem Eberbaal, iſt ebenſowenig ſtichhaltig, wie man ſich

weiter unten, wo wir die besagte Inschrift als unsere 8te geben, überzeugen wird.

Herr Longpérier macht über diese beiden Inschriften in Bezug auf עברבעל statt עורבעל dieselben Bemerkungen wie wir (Journal Asiatique, Mars—Avril 1869, Seite 345).

4) בראשתן בן חמלכת בן
אשתניתן מחרבעל

Bodesmun, Sohn des Chimilkat, Sohnes des Esmunjithen (Sohnes des) Macharbaal.

Alle Namen sind bekannt; nur Macharbaal unterscheidet sich von der gewöhnlichen Form dadurch, daß hier das Ha in Cheth permutirt hat, so daß wir also hier „Macharbaal" statt „Maharbaal" zu lesen hätten. Auffallend ist ferner, daß das Wort בן zwischen den zwei letzten Eigennamen fehlt, eine Eigenthümlichkeit, welche wir weiter unten (in der 51ten Inschrift) noch einmal, und zwar auch wieder vor dem Namen Maharbaal, beobachten, ein Umstand, der uns auf den Gedanken gebracht hat, daß Maharbaal zugleich als Zuname üblich war, wie wir auch später in עמסעם ein andres Wort finden werden, das gleichfalls als ein Zuname angesehen werden könnte.

5) עברמלקרת??

Auf den bekannten Namen „Abdmelkarth" folgen hier zwei Zeichen, welche wir nicht zu deuten vermögen, übrigens auch mangelhaft ausgeführt scheinen.

6) עזר
בעל בן עברמלקר(ת)
(בן) עזמלך

Asarbaal, Sohn des Abdmelkarth
(Sohnes des) Asmelech.

Der Name עזמלך wurde bis jetzt nur einmal, und zwar in einem Fragment, nämlich mit fehlenden Endbuchstaben, ent-

deckt oder vielmehr vermuthet, und nur von Dr. Levy so gedeutet, während Andere diesen Namen nicht erkennen wollten. Wie richtig jedoch Dr. Levy die diesen Namen enthaltende 23ste Inschrift von Davis gelesen, beweist der Umstand, daß obige Inschrift ihn deutlich giebt. Das Fragezeichen, womit Dr. Levy in seinem Wörterbuch (Seite 37) diesen Namen noch begleitet, kann also in Zukunft wegfallen.

7) חמלכת בן ברמלקר
ת בן עזרבעל בשמא קל
א

Chimilkat, Sohn des Bodmelkarth,
Sohnes des Aserbaal, als er seine Stimme erhörte.

Ein weiteres Beispiel einer Dankinschrift, in welcher der Dank nach erfolgter Erhörung ausgedrückt wird, wie unsere 1ste und die 39ste und 80ste Inschrift bei Davis.

שׁמא, mit einem Aleph statt mit einem Ain geschrieben, findet sich auf diesen Inschriften mehrmals.

8) ב
עלעכם בן ארש בן אש
מנעמם בן מלקרת
מתן בשמע קלא ברכא

Baaleches, Sohn des Aris, Sohnes des Esmunamas, Sohnes des Melkarthmathan, wenn du seine Stimme höreſt, segne ihn.

Außer dem bekannten Eigennamen Aris haben wir hier drei neue, Baaleches, Esmunamas und Melkarthmathan. Letzterer, den wir durch „Gabe Melkarth's" übersetzen, bedarf keiner Erläuterung, da er nach der Analogie der wohlbekannten Namen מתנבל und מתנבעל gebildet ist.

In Esmunamas dagegen zeigt sich der Göttername mit einem Verbum verbunden, welches uns bisher noch nicht auf phönicischen Inschriften vorgekommen war. Dieses Zeitwort

ist das hebräische עָמַם, „tragen, stützen". אשמנעמם würde also „Esmun hält aufrecht" oder „Esmun unterstützt" bedeuten. Der Name hat übrigens im Hebräischen seine bekannte Analogie im Eigennamen עַמַסְיָה (quem Jehova in sinu gestat) II. Chron.. 17, 16.

Was nun endlich den Namen Baaleches betrifft, so erscheint das letzte Zeichen desselben allerdings etwas undeutlich, indem es nur aus einem verticalen Strich und einer horizontalen Linie besteht, welche vom Mittelpunkt der verticalen nach der linken Seite ausläuft. Aber, wenn wir es nicht etwa für ein verstümmeltes א nehmen wollen (was jedoch wenig wahrscheinlich, da sonst die horizontale Linie eher zur Rechten sich verlängern und zur Linken nur angedeutet sein dürfte), so bleibt uns kein anderer Buchstabe, für den wir dieses Zeichen halten könnten, als Samech. Dadurch erhalten wir den etwas räthselhaften Namen בעלעכם, dessen Etymologie jedoch uns einer Deutung fähig scheint. עֵכֶם kommt in der Bibel in der Bedeutung „Fessel" oder im bildlichen Sinne für „der Gefesselte" vor (Gesenius Lexicon, Ausgabe 1847, S. 696: עֵכֶם compes concrete dictum est pro compedito vel compeditis). Die wirkliche Uebersetzung würde also „Fessel Baals" oder „der Gefesselte Baals", und der Sinn etwa „der durch ein Gelübde an Baal Gebundene" sein.

Auch diese Inschrift wurde von Herrn Léon Rodet (a. a. O. Seite 352—353) veröffentlicht und mit einziger Ausnahme von בעלעכם so gelesen, wie von uns. Statt letzterem giebt jedoch Herr Rodet בעלעבר (Baaleber), ein Seitenstück zu seinem oben citirten „Eberbaal". Doch, wie dieses auf fehlerhafter Copie beruht, so sind auch bei der Abschrift unserer Inschrift zwei Zeichen von Herrn Rodet falsch wiedergegeben. Das vorletzte ist bei ihm ein ב, in Wirklichkeit aber ein deutliches כ, das letzte bei ihm ein ר,

während es eine viel weniger ausgesprochene Form hat, die jedoch der eines Samech am Nächsten steht.

Herr Longpérier, welcher diese Inschrift als die 19te aufführt (Journal Asiatique Mars—Avril 1869 Seite 354) kann ebenfalls das Baaleber hier nicht entdecken. Er liest jedoch nicht wie wir בעלעבם, sondern בעלעור; aber der fünfte Buchstabe dieses Wortes sieht bei ihm ganz so aus, wie ein phönicisches ב, nur scheint er ihn für ein verzogenes ר zu halten; der sechste ist gewiß kein deutliches Resch, sondern nur ein Strich mit einer Linie links, die mit ihm einen rechten Winkel bildet. Im letzten Eigennamen findet Herr Longpérier nicht das leichterklärliche מלקרתמתן, sondern einen völlig neuen Namen מלקרתמשל, den er Melkarthmoschel vocalisirt. Gegen die Richtigkeit dieser Lesung wollen wir nichts einwenden, aber der Name ist jedenfalls bis jetzt beispiellos.

9)

אש נדר
עא מטמלקר
ת בת ברמלקר
ת בן גרסכן

Diejenige, welche gelobte
Methmelkarth (vielleicht Amethmelkarth?),
Tochter des Bodmelkarth,
Sohnes des Gersochen.

Der weibliche Eigenname „Amethmelkarth" ist bis jetzt nur in seiner Abkürzung „Methmelkarth" vorgekommen, und wir glauben, daß wir ihn auch hier so auffassen müssen, da das Aleph uns dem vorhergehenden נדרע anzugehören scheint. Eine Femininalendung auf ע allein ist bekanntlich im Phönicischen noch nicht nachgewiesen, dagegen kommt die verlängerte Form auf עא selbst bereits im Altphönicischen vor, z. B. auf der 79sten Inschrift bei Davis (Levy Phön. Stud.

III. S. 58), im Neuphöniciſchen iſt ſie, wie man weiß, ſogar häufig.

10) א
ש נדר מתנבעל בת חמ
לן

Diejenige, welche gelobte, Mathanbaal, Tochter des Chamlan.

Dieſe Inſchrift zeigt eine auffallende Analogie mit der 56ſten bei Davis, wo ebenfalls das נדר mit Femininalbedeutung in der Masculinform, während in beiden Fällen Mathanbaal, Tochter des ..., folgt.

Genau dasſelbe finden wir auf der folgenden Inſchrift, deren Stein in meinem Beſitz iſt.*)

11) אש נדר מתנבעל ב
ת ברמלקרת בן בד
עשתרת בן גרסבן

Diejenige, welche gelobte, Mathanbaal, Tochter des Bodmelkarth, Sohnes des Bodaſtoreth, Sohnes des Gerſochen.

Schon das dritte Beiſpiel dieſes אש נדר מתנבעל בת, gewiß eine höchſt auffallende Erſcheinung. Daß das נדר in gewiſſen Fällen als generis communis gebraucht wurde, hat ſchon Dr. Levy in ſeinen „Phöniziſchen Studien" angedeutet. Ueber die Natur dieſer Fälle ſcheinen uns aber die drei vorliegenden Beiſpiele (unſre 10te und 11te Inſchrift und die 56ſte bei Davis) einige Aufklärung zu enthalten. Der in allen drei vorkommende Name מתנבעל iſt ſelbſt generis communis und wird viel häufiger Männern, als Frauen beigelegt. Deßhalb dürften wir wohl annehmen, daß auch die

*) Ich kaufte ihn vom Gärtner von St. Louis in Karthago; er war nie in el Manuba, und ich führe ihn hier nur an, weil er ein Seitenſtück zu der 10ten Inſchrift aus el Manuba bildet.

Masculinform der 3ten Person perf. Kal mit Vorliebe in solchen Fällen als generis communis gebraucht wurde, in welcher ihr ein Eigenname, der selbst generis communis war, folgte.

12) (ז)חמלקרת
(בת חנ)ן בן עברמלק
ת בן ארש שמא ק(לא)

Methmelkarth,
Tochter des Hannon, Sohnes des Abdmelkarth,
Sohnes des Aris, erhöre seine Stimme.

In dieser sehr fragmentarischen Inschrift haben wir das Wort בת und den Anfang des Namen חנ (biblisch für חנא weiter unten in der 34sten Inschrift ganz deutlich zu lesen) ergänzt, letzteren, weil er der kürzeste auf Nun auslautende Name ist und hier nur sehr wenig Buchstaben fehlen.

Der Schluß unsrer Inschrift enthält denselben orthographischen Fehler, wie unsre 7te שמא statt שמע, was an die neuphönicischen Inschriften, von denen viele שעמא Judas, Etude démonstrative pl. 11, 12, 13 und Bourgade toison d'or 6, 8 und 11), sowie einige שמא (Bourgade 6 und 11) haben, erinnert.

13) אש נרעא . . .
בת עברמלקרת

Diejenige, welche gelobte, N. N.
Tochter des Abdmelkarth.

Da aus der letzten Zeile hervorgeht, daß die Inschrift von einer Frau gesetzt wurde, so können wir die auf נדר folgenden Buchstaben עא als die neuphönicische Endung des Verbums ansehen und hätten dann ein weiteres Beispiel von dem in unsrer 9ten und der 79sten Inschrift bei Davis vorkommenden נדרעא. Vielleicht müssen wir hier aber נדר als generis communis annehmen und dann würde das ע den Anfangsbuchstaben eines Frauennamens bilden. Das א ist

ohnehin sehr undeutlich und das Zeichen sehr vieler Deutungen fähig. Wenn wir es als ein Lamed auffassen wollten, so könnten wir den Namen zu עלשת, Elissath, ergänzen und dann lesen: „die Gelobende, Elissath, Tochter des Abdmelkarth". Wollen wir aber נדרעא stehen lassen, so muß hier ein sehr kurzer, höchstens dreibuchstabiger Frauenname ergänzt werden, etwa לבת, das wir aus der 28sten Inschrift bei Davis kennen.

14) (ל)רבתרל תנת פן בעל (ולארן)
(ל)בעל חמן אש נדר (אשמן)
אמין בן ברא בן י(חנמ)
ילקרת בן אשמנ(יתן בן)
עמסעם

Der Herrin Thanith, dem Angesicht Baals (und dem Herrn)
Baal Chamon derjenige, welcher gelobte (Esmun-)
immez, Sohn des Bodo, Sohnes des (Jithen-)
Melkarth, Sohnes des Esmunjithen, Sohnes des Amasam

Die Inschriftstafel ist auf der linken Seite abgebrochen und auf der rechten beschädigt, so zwar, daß von jeder Zeile 3, 4 oder 5 Buchstaben am Schluß und bei den zwei ersten Zeilen je eine vorn fehlt.

In der ersten Zeile, welche die Götternamen enthält, fehlen die Worte ולארן; die zweite, an deren Anfang wir das fehlende ל ergänzen mußten, ist nach den Worten אש נדר abgebrochen, und die dritte beginnt mit אמין, worauf gleich בן folgt; also bildet אמין den Schluß eines Eigennamens. Bis jetzt ist uns auf phönicischen Inschriften zwar noch kein auf אמין auslautender oder damit beginnender Eigenname vorgekommen, aber im Hebräischen besitzen wir in אֲמַצְיָה, Amaziah, ein Analogon. אֲמַצְיָה heißt „quem deus

roboravit" und ist vom Zeitwort אמץ (stark sein) und der Abkürzung für Jehova gebildet. Auf einer phönicischen Inschrift müssen wir natürlich einen andern Götternamen in Verbindung mit אמץ voraussetzen; der einfachste wäre בעל; da aber mehr als drei Zeichen zu fehlen scheinen, so wählen wir den geläufigen אשמן, den wir schon in einer früheren Inschrift in Verbindung mit einem fast gleichlautenden Verbum im Namen אשמנעזם gefunden haben. In unserm Falle dürfte jedoch אמץ nicht im Kal, wie עזם in obigem Namen, sondern im Piel stehen, da nur dieses die Bedeutung „stark machen" besitzt. Wir vocalisiren also אַמֵּץ, Immez, und schreiben den vollen Namen Esmunimmez und nicht Esmunamaz, der uns mehr einer Gottheit zuzukommen scheint. Es wäre freilich auch denkbar, daß Menschen den Namen Esmunamaz, d. h. „Esmun ist stark", geführt hätten, da ja auch solche offenbar göttliche Benennungen wie Adonbaal, „Baal, der Herr," von Menschen geführt wurden.

Außer diesem völlig neuen Namen Baalimmez haben wir auf unsrer Inschrift noch zwei andere bis jetzt noch nicht vorgekommene, nämlich Jithenmelkarth und Amasam. So glauben wir nämlich diese beiden Namen lesen zu müssen. Beim ersteren war die Ergänzung der Buchstaben תנם so deutlich angezeigt, daß über ihn wohl kein Zweifel herrschen kann. יתנמלקרת nach Analogie von יתנבעל gebildet, ist als Namensform so einleuchtend, daß darüber nichts mehr gesagt zu werden braucht.

Mehr Schwierigkeit bietet der andere Name, den wir עמסעם lesen, dessen Zeichen übrigens alle vollkommen deutlich sind, so daß über deren Deutung kein Zweifel herrschen kann, wohl aber darüber, ob dieses Wort einen selbstständigen Namen oder nur den zweiten Theil eines andern bildet. Besonders irreführend ist das am Schluß der fragmentarischen 4ten Zeile stehende אשמן, welches wir versucht werden könnten, mit

dem die 5te Zeile beginnenden עמם in Verbindung zu bringen, um so den aus der 8ten Inschrift bekannten Namen אשמנעמם zu erhalten. Hiergegen spricht jedoch der Umstand, daß die 4te Zeile hinter אשמנ abgebrochen ist und zwar so, daß 3—5 Buchstaben fehlen, sowie der, daß das Wort עמם in Verbindung mit einem andern, mit עם steht. Diese am Schluß der 4ten Zeile fehlenden fünf Buchstaben haben wir durch יתן בן ergänzt, also 5 Zeichen, gewiß nicht zu viel, da auch am Schluß der ersten 5 fehlen.

Was sollen wir aber aus עמסעם, das somit als selbstständiger Eigenname erscheint, machen? Auch dieses ist nach Analogie von עַמְסָיָה gebildet. Statt eines Göttternamens „Baal oder Esmun" haben wir jedoch hier in Verbindung mit עמם ein etwas räthselhaftes Wort. Wir glaubten Anfangs, statt des Ain in עם einen andern Buchstaben, ein כ oder ח lesen und den Namen עמסכם oder עמסחם schreiben zu können, worin wir eine Abkürzung von עמסחמן, d. h. „quem Ammon sustulit" zu erblicken geneigt waren. So einladend jedoch diese Erklärung auch scheinen mochte, so war ich doch genöthigt, sie aufzugeben, da ich mich nach wiederholter Besichtigung des Steins davon überzeugt hatte, daß hier wirklich ein deutliches Ain stehe. Statt eines Götternamens (einen Gott עם kennen wir bis jetzt nicht) haben wir hier also in Verbindung mit עמם das Wort עם, welches „Volk" bedeutet. Der Sinn von עמסעם kann natürlich nicht wie der von עמסיה passiv, sondern muß activ aufgefaßt werden und zwar als „qui sustulit populum" (und nicht als „quem sustulit populus"). עמסעם würde also etwa den Sinn „Beschützer des Volkes" haben. Vielleicht können wir auch diese Wortzusammensetzung nicht als einen Eigennamen, sondern als einen Ehrentitel, etwa wie das lateinische „pater patriae" gelten lassen und in diesem Falle müßte das von uns in der 4ten Zeile ergänzte בן wegfallen.

Auch diese Inschrift befand sich unter den im Jahre 1867 zu Paris ausgestellten und wurde von Herrn Léon Rodet (Journ. Asiat. Déc. 1868. Seite 355) fast ebenso wiedergegeben, wie von uns. Seine Erklärung scheint uns jedoch nicht genug dem fragmentarischen Charakter der Inschrift Rechnung zu tragen. Er liest nämlich vom dritten Zeichen der 2ten Zeile an:

צדן בראדן מ
לקרת בן אשמנ
עמסעם

und übersetzt „Le Sidonien Bodadon Melqart fils de Eschmunamasam.

Das letzte Zeichen der 3ten Zeile, welches er als מ auffaßt, während es doch offenbar ' ist, bringt er unmittelbar in Verbindung mit dem לקרת des Anfangs der 4ten Zeile, ebenso das אשמנ am Schluß letzterer mit dem עמסעם am Anfang der 5ten, während doch am Ende jeder der beiden Zeilen 3—5 Buchstaben fehlen. Auf diese Weise kann er auch keine einladende Bedeutung für das am Schluß stehende עם gewinnen, denn dieses noch zu אשמנעמם geschlagen, würde den monströs angen Eigennamen אשמנעמסעם ergeben. Diesen, also aus 3 Wörtern zusammengesetzten Eigennamen hält er in der Bedeutung „Esmun soutient le peuple" aufrecht. Auf einer weiter unten mitzutheilenden Inschrift, der 35sten, haben wir jedoch das עמסעם noch einmal und zwar in Verbindung mit einer näheren Bezeichnung des Volkes, nämlich:

עמסעם קרת ה(ד)שה

Dort würde sich also der Sinn „Beschützer des Volkes von Karthago" ergeben, wie es hier einfach „Beschützer des Volkes" heißt. Denken wir uns nun einen Eigennamen wie

אשמנעמסעם קרתחדשה

so muß uns das Monströse desselben gleich auffallen und auf den Gedanken bringen, daß עמם in beiden Fällen nicht als

das 2te, sondern als das erste Zusammensetzungswort eines Compositums anzusehen sei.

Dr. Levy, dem wir diese, sowie die 35ste Inschrift von Tunis aus mittheilten, antwortete uns, ganz mit dem Obengesagten übereinstimmend, daß allerdings in beiden עמסעם eine andere Stelle und Bedeutung haben müsse, als die ihm von Herrn Rodet in seiner Erklärung unsrer 14ten, seiner 4ten Inschrift beigelegte. Unsre 35ste war nicht auf der Pariser Ausstellung. Herr Longpérier, bei dem sich obige Inschrift als die 15te aufgeführt findet (Journal Asiatique Mars-Avril 1869, Seite 351), ist unsrer Ansicht in Bezug auf den Umstand, daß Herr Rodet den fragmentarischen Charakter der Inschrift nicht genug berücksichtigte und spricht es aus, daß das Ende der dritten Zeile unmöglich unmittelbar mit dem Anfang der vierten verbunden werden könne; dasselbe sagt er in Bezug auf die vierte und fünfte. In der dritten Zeile liest er anders wie wir, nämlich ברארני, Bodadonai, wo wir (..תנ) ירא בן lesen.

15) אצרי בן חמלן
בן שרדני בן כם

Azri, Sohn des Chamlan,
Sohnes des Sardoni, Sohnes des
Kosi.

Was den ersten, bis jetzt unbekannten Namen „Azri" betrifft, so glaubte ich Anfangs in den ihn bildenden Zeichen das schon bekannte מצרי (Bourgade Carthag. A, 3, Levy, Wörterb. S. 30) wiedererkennen zu können, überzeugte mich jedoch, bei Prüfung des Steins, daß das Anfangszeichen eher einem א als einem מ entspreche. אצרי wäre kein auffallender Eigenname. Einen ihm beinahe gleichlautenden haben wir schon im Hebräischen, nämlich אֲצַר, thesaurus (Gen. 36, 30); daran angehängt finden wir hier die dem Nomen deno-

minativum eigene Endung ', welche dem Worte etwa den Sinn „des Schatzmeisters" geben würde.

Außer diesem sahen wir auf unsrer Inschrift noch zwei völlig neue Namen, Sardoni und Kosi. In beiden haben wir es gleichfalls mit Denominativen, die auf ' auslauten, zu thun. Was den ersten betrifft, so dürfte er vielleicht von שרדן, das wir aus Norensis I. als den Ausdruck für „Sardinien" kennen, abgeleitet sein und die Bedeutung „der Sardinier" haben, ähnlich wie das bekannte צרני „der Sidonier" von צדן „Sidon" und viele andere.

Die Ableitung von Kosi scheint uns etwas dunkler. Wir halten ihn für ein durch Verkürzung des langen Cholem in kurzes Cholem oder in Qamez Chatuph und angehängtes ' gebildetes Denominativum von כוס, d. h. der Becher; die Bedeutung würde also etwa „der Mundschenk" sein. Im Hebräischen kommt dieses Denominativ nicht vor. Aber dieser Umstand braucht uns nicht zu stören, da wir bekanntlich auch andere phönicische Derivata von hebräischen Wurzeln haben, welche im Hebräischen selbst beispiellos sind.

Den Umstand, daß in dieser Inschrift drei Viertel der Eigennamen mit der dem Denominativ eigenthümlichen Endung ' schließen, dürfen wir vielleicht als eine dialectische Eigenthümlichkeit ansehen und daraus den Schluß ableiten, daß die weihende Familie nicht karthagischen Ursprungs war.

16) א

שמנעמם . בן

בן מ . . . . . .

גן

Esmunamas, Sohn des

. . . . . Sohnes des Ma-

gon.

Diese Inschrift besitzt nur insofern eine gewisse Wichtigkeit, als sie uns ein neues Beispiel des erst durch diese

Sammlung bekannt gewordenen Eigennamens אשמנעמם giebt.

Auch sie befand sich im Jahre 1867 auf der Pariser Ausstellung und wurde von Herrn Rodet (a. a. O. S. 362, Nr. XIV.) veröffentlicht, jedoch auf eine Weise, daß die 4te Zeile durchaus fragmentarisch herauskommt und vom Namen אשמנעמם das erste מ, sowie das Samech fehlen; dieses letztere ist durch Punkte als 2 verschiedene Buchstaben angedeutet. Auch die 5te Zeile, obgleich fragmentarisch, ist es jedoch nicht in dem Grade, wie auf der Copie im Journal Asiatique.

Herr Longpérier (Journal As. Mars-Avril 1869, S. 348) theilt unsre Ansicht in Bezug auf das אשמנעמם, ebenso in Bezug auf das מגן des Schlusses, ein Fall, der mir großes Vertrauen zu meinen Copieen einflößt, da Herr Longpérier die Steine lange in Händen hatte. Er glaubt jedoch den fehlenden Theil der vorletzten Zeile auch ergänzen zu können und liest ihn: מגן בן צר בן מ

גן

Magon, Sohn des Zur, Sohnes des Magon.

17) אש נדרע(ע)? מע(ד)?

בשרת בת א(ב)

די בש(מ)ע קלע

Diejenige, welche gelobte, Maadkoschereth, Tochter des Abdi,
als er ihre Stimme erhörte.

Diese Inschrift, welche sich offenbar der dialectischen Verderbtheit des neuphönicischen Idioms nähert, bietet die Eigenthümlichkeit, daß fast in allen Worten Ain die Stelle des Aleph zu vertreten scheint. So in dem Worte נדרע, auf dessen Schluß-Ain sogar noch ein zweites ע zu folgen scheint, so daß wir vielleicht נדרעע statt des schon in einem früheren Beispiel constatirten נדרעא lesen müssen. Auch weiter unten haben wir קלע statt קלא. Dieß sind ohne Zweifel orthogra-

phiſche Fehler, deren häufiges Vorkommen, namentlich in der Zeit der Entſtehung der neuphöniciſchen Denkmäler, jedoch anzudeuten ſcheint, daß in einer ſpäteren Epoche die Buchſtaben ע und א, obgleich an ſich grundverſchieden, doch in der Ausſprache ſich einander genähert hatten und auch in der Schrift bei den Ungebildeten zu allerlei Verwechſelungen führten.

In der Leſung der Zeichen, welche den Eigennamen מערבשרת zu bilden ſcheinen, könnte man uns in Bezug auf zwei dieſer Zeichen den Vorwurf der Willkürlichkeit machen und wir müſſen offen geſtehen, daß wir ihn verdienen würden, wenn wir unſre Entzifferung für etwas anderes gelten laſſen wollten, als für einen bloßen Verſuch, aus dieſen aller Interpretation ſpottenden Zeichen einen Sinn herauszubringen. Von dem Worte מער iſt in der That nur das ם vollkommen deutlich; das ר haben wir ergänzt; das Zeichen, welches wir als ע leſen, gleicht allerdings eher einem ט, da die Rundung mit dem dieſem Buchſtaben eignen Punkt in der Mitte verſehen iſt. Dasſelbe hätten wir ſchon von dem vor dem Mem ſtehenden Zeichen ſagen müſſen. Was ſollen wir aber aus מט oder ממט machen? Uebrigens kommt auch die vergrößerte Form des Ain zuweilen vor und wir wagen es deßhalb, dieſe Leſung hier vorzuſchlagen. Am Schluß der drittletzten Zeile fehlt ein Buchſtabe. Dieſen zu ergänzen, wählen wir ר und erhalten ſo das Wort מער, welches uns aus dem Hebräiſchen als ein Zuſammenſetzungswort von Eigennamen bekannt iſt, z. B. in מַעֲרֵיָה (ornamentum Jehovae) Maadja, wie ihn Luther (Nehemia 12, 5) wiedergiebt. Als zweites Zuſammenſetzungswort des uns vorliegenden Eigennamens hätten wir hier ſtatt Jehova nicht Baal, Esmun oder einen andern bekannten Götternamen, ſondern ein Abſtractum, nämlich בשרת, welches wir für gleichbedeutend mit dem hebräiſchen בּוּשֶׁרָה (felicitas) halten. Das Uebergehen des langen Cholem in kurzes oder in Qâmez Chatuph und das ת als Femininalendung

ſtatt des hebräiſchen ה ſind Abweichungen, welche vollkommen den Regeln des Phöniciſchen entſprechen. Dr. Levy hält mit Recht das ת für die vorherrſchende Femininalendung der Subſtantiva im Phöniciſchen. Der bekannten Regel zu Folge, daß bei den Femininalendungen auf ת, Qâmeẓ in Segol übergeht (Geſenius Gramm. v. Rödiger 1862, Seite 189), vocaliſiren wir hier כְּשֶׂרֶת und ſchreiben den zuſammengeſetzten Namen מַעֲרַכְשֶׂרֶת, Maadkoſchereth, welches „Zierde der Glückſeligkeit" bedeutet, gewiß ein ſehr paſſender und wahrhaft galanter Frauenname, zu dem wir übrigens weiter unten, in unſrer 33ſten Inſchrift, wo ſchlechtweg כשרת als weiblicher Name ohne Zuſammenſetzungswort vorkommt, ein Analogon beſitzen.

Der Name אברי, in welchem wir das fehlende ב ergänzt haben, dürfte eine permutirte Form des uns ſchon bekannten עברא ſein, beſonders, wenn wir die dialectiſche Verwechſelung des א mit ע in dieſer Inſchrift in's Auge faſſen.

Was endlich die Schlußformel קלע כשמע betrifft, ſo haben wir in שמע das fehlende ם ergänzt; die übrigen Zeichen ſind deutlich.

Auch dieſe Inſchrift befindet ſich unter den von Herrn Rodet (a. a. O. Nr. XIII, Seite 361) veröffentlichten. Die dort gegebene Copie differirt nicht weſentlich von der unſrigen. Nur nähern ſich diejenigen Zeichen, von denen es zweifelhaft iſt, ob ſie ע oder ם bedeuten, bei ihm mehr dem letzteren. Ferner iſt das drittletzte Zeichen dort ein ם, während es uns als ein ף erſchien. Das 4te der 5ten und das 2te der 4ten Zeile tragen bei Rodet nicht ſo ausgeſprochen den Charakter des ש, wie auf unſrer Copie. Eine große Satisfaction gewährt uns die von Herrn Longpérier (Journal As. Mars—Avril 1869, S. 349) veröffentlichte Copie, denn dieſelbe ſtimmt genau mit der unſrigen überein. Nur fehlt unbegreiflicherweiſe ein ע in der dritten Zeile, wo zwei ע aufeinander-

folgen. Dieß kann nur ein Druckfehler sein, denn Herr Longpérier selbst liest hier 2 Ain, also müssen sie in seiner ursprünglichen Copie gestanden haben. Er liest nämlich die dritte Zeile:

ואש נדרע עמע(ש)
תרת

Die gelobende Amastoreth.

Hiegegen haben wir nur das einzuwenden, daß zwischen עמע und תרת mehr als ein Buchstabe fehlt und daß das zweite Zeichen der 4ten Zeile kein ת, sondern eher ein ש ist. Im Uebrigen liest er ganz wie wir. Auch findet sich bei ihm קלע statt מלע (bei Rodet). Sogar die Ergänzung des בשע zu בשמע nimmt er gerade so vor, wie wir.

18)

תנעתר בן שפט

Jithenathor, Sohn des Sufet.

Obgleich das 4te Zeichen der letzten Zeile etwas undeutlich ist, so glauben wir doch hier den Namen der auch von den Phöniciern verehrten ägyptischen Göttin עתר, Athor, Hator oder Hathor erblicken zu können, welche wir auch auf Melitensis V, 4 und vielleicht auch Citiensis XI, 1 finden. יתנעתר würde also durch „Athor verleiht" oder „Gabe der Athor" zu erklären sein. Streng grammatisch sollte allerdings statt יתנ die Femininalform תתנ stehen, da ja עתר feminin. ist, doch haben wir ja schon in נדר statt נדרא ein Beispiel, daß die 3te Person masc. sing. in den phönicischen Verben oft statt der 3ten Person fem. sing. steht.

Diese Inschrift findet sich bei Rodet (J. As., Déc. 1868, Seite 357) und bei Longpérier (J. As. Mars—Avril 1869, S. 346). Ersterer läßt das 3te und 4te Zeichen der letzten Zeile unausgedrückt (nur durch punctirte Linien angegeben), letzterer dagegen macht aus diesen zwei Zeichen ein

einziges und zwar ein א, während wir deutlich ein ע und ein andres Zeichen, das wir für ein ח ansehen wollen, zu lesen glaubten. Herr Longpérier findet so hier den Namen יחנאר, Jtanad. Ein andrer Gelehrter, Herr de Vogüé, hält dagegen dieses Doppelzeichen für ein צ (Zade) und liest יחנצר, Jthantsid. Die Lesung als צ scheint mir plausibler, als die als א, denn das Zade hat oft eine so monströse Form, daß es wie zwei Zeichen aussieht. Dennoch glauben wir hier unser יחנעחר festhalten zu müssen, da wir sonst nicht wüßten, was der Strich zur Linken bei dem 4ten Zeichen, oder dem 3ten nach Longpérier, bedeuten soll, denn das Zade hat alle seine Ausläufer zur Rechten. Herr Longpérier ist jedoch mit uns einig, daß der 3te Buchstabe wirklich ein Nun ist und nicht ein ש wie bei Rodet.

19) מ(ה)

(ל)ך בן זיונבעל בן א

Hamelech, Sohn des Sivagbaal, Sohn des A...

Den ersten Namen המלך stellen wir nur als höchst ungewisse Vermuthung auf, da das erste Zeichen undeutlich ist und das 3te fehlt. Bei der Kürze, welche das Wort offenbar haben mußte (da nur ein Buchstabe am Zeilenanfang fehlt und נר vorhergeht und בן nachfolgt), scheint uns jedoch kaum ein anderer auf ך auslaufender Name hier ergänzt werden zu können, als חמלך, der zwar bis jetzt beispiellos, dessen Bedeutung „der König" aber gewiß zu Eigennamen paßt. Vielleicht haben wir hier jedoch statt des ה ein ח zu ergänzen, und dann würden wir den weiter unten dreimal (Jnschriften 40, 41 u. 45) vorkommenden Namen חמלך Chimelech, ein Seitenstück zu dem bekannten חמלכת, Chimilkat, haben.

זיונ finden wir als schlichten Eigennamen ohne Zusammensetzungswort auf der 17ten Jnschrift bei Davis, 4te Zeile, und die hier vollkommen deutlichen Zeichen bestätigen die von

Dr. Levy (Phön. St. III, 49) veröffentlichte Lesung vollkommen. Hier steht übrigens זיו nicht allein, sondern mit בעל zu einem zusammengesetzten Eigennamen verbunden, dessen Bedeutung wir, da nach Dr. Levy זיו vom hebräischen זוג (vereinigen) abzuleiten ist, als „Baal vereinigt", oder „Baal, der Vereiniger", auffassen.

Herr Rodet hat auch diese Inschrift (a. a. O. No. XI. S. 355) veröffentlicht, doch giebt er unbegreiflicher Weise die 4te Zeile als fragmentarisch, so daß bei ihm deren letzte Hälfte von den Zeichen זיו an gänzlich fehlt. Auch liest er חמלן statt חמלך oder חמלך, während das ך am Schluß dieses Eigennamens doch deutlich zu erkennen ist. Mit dieser Inschrift muß es übrigens eine eigenthümliche Bewandtniß haben. Herr Longpérier, dessen Copieen sonst nichts zu wünschen übrig lassen, giebt sie nämlich ganz in derselben unvollkommenen Form, wie Herr Rodet (Journal Asiatique Mars—Avril, S. 348, 9te Inschrift). Wir können keinen Irrthum bei beiden Herren zugleich voraussetzen und müssen deßhalb glauben, daß zwei Inschriften existirten, welche beide das חמלך בן זיו(ג) hatten und daß die eine, die nach Paris zur Ausstellung gesandte, verstümmelt ist, die andere von uns in el Manuba ganz wohlerhalten gesehen wurde. Der Umstand, daß dieselben Namen sich in derselben Folge auf verschiednen Inschriften wiederholen, kommt noch öfter vor. Daß aber so wie hier die Buchstaben auf beiden Inschriften eine gleiche Abtheilung in Zeilen zeigen, ist gewiß ein seltner Fall. Auch Herr Longpérier liest hier חמלך und nicht חמלן.

20) נשא חמ . ח

gelobte Chimilkat.

Diese kurze fragmentarische Inschrift ist nur insofern interessant, als sie uns ein weiteres Beispiel des uns bereits aus Davis' 23ster und 83ster Inschrift bekannten נשא an

Stelle des gewöhnlichen נדר giebt. Das Relativum אש fehlt, ähnlich wie auf der 16ten Inschrift bei Davis. In der Eingangsformel bemerken wir אדן (Herr) mit einem ע als ערן geschrieben.

21)

בן בדמלק
רת בן שפט ב
ן מתן

Sohn des Bodmelkarth,
Sohnes des Sufet,
Sohnes des Mathan.

Mutten oder Mathan, welches wir bis jetzt auf allen karthagischen Inschriften nur als Zusammensetzungswort anderer Eigennamen fanden, steht hier allein als besondrer Name, ähnlich wie Umm. 1, 2, und auf einer neuphönicischen Inschrift bei Dr. Levy (Phön. Stud. III. § VIII. No. 6.).

22)

חמן נר
ר בעלפרא
בן ארם

gelobte Baalpada,
Sohn des Aris.

Auch hier fehlt wie bei der obigen 20sten und der 16ten bei Davis das Relativum אש vor נדר.

Der Name בעלפרא ist neu. Er scheint nach Analogie des hebräischen פְּרָהְאֵל (quem Deus servavit, Num. 34, 28) gebildet und dürfte also „Schutz des Baal" bedeuten. Im Hebräischen kommen die Formen פרה und פרץ nebeneinander vor. Hier haben wir die häufige Permutation des ה in א. ארם ist mit einem Samech statt ארש geschrieben.

23)

אש נדר(א)
(מ)תנבעל אשת עברמ
(ל)קרת בן בעלחנא בן
ברשתרת כשמא קלא
יברכא

Diejenige, welche gelobte
Mathanbaal, Gattin des Abd-
Melkarth, Sohnes des Baalhanno, Sohnes
Des Bodastoreth, wenn er ihre Stimme erhöret,
Möge er sie segnen.

Was diese Inschrift besonders interessant macht, ist der Umstand, daß wir hier zum erstenmal auf phönicischen Denktafeln das Wort אשת (Gattin) deutlich und unzweifelhaft haben.

Der Name מהנבעל ist uns als weiblicher Name schon aus unsrer 10ten und 11ten und der 56sten und 63sten von Davis bekannt. Auch hier fehlt wie in drei der citirten Fälle das א nach dem נדר. Da jedoch der Stein etwas verletzt ist, so haben wir es ergänzt.

Im Namen עבדשתרת ist das ע ausgefallen.

In שמא statt שמע neues Beispiel der Permutation des ע in א.

Das Schlußwort יברכא bietet gleichfalls eine Eigenthümlichkeit dar, da das Imperfectum als Optativ bis jetzt auf diesen Inschriften nur in der 2ten Person gebraucht erscheint. Die Gottheit wird jedoch hier nicht direct in der 2ten Person angeredet, ein Umstand, den wir versucht sind dadurch zu erklären, daß die Weihende eine Frau war und Frauen nach der Anschauung einiger orientalischen Völker der Gottheit ferner stehend und nur durch Vermittlung ihrer Männer mit den Göttern in Verbindung gedacht wurden.

24) אש נדרא גדנם
בת ארש
Diejenige, welche gelobte Giddenem,
Tochter des Aris.

In גדנם haben wir hier wohl ohne Zweifel die authentisch phönicische Form des durch Plautus' Poenulus bekannten punischen Frauennamens Giddenem oder Giddenemme. Der in

Davis' 42ster Inschrift vorkommende Eigenname גרנעם ist offenbar mit diesem verwandt. Freilich erhellt bei letzterem nicht, welchen Geschlechts er ist (Levy Phön. Stud. III, 53). Bei unsrer Inschrift lassen jedoch das vorhergehende גרא und nachfolgende בת keinen Zweifel übrig. Diese kleine Inschriftstafel bildet somit eine der interessantesten wissenschaftlichen Errungenschaften aus dem Museum in el Manuba.

25) לרבת לחנת פנא
בעל ולארן לבעל

Dieses Inschriftsfragment, welches nur einen Theil der Eingangsformel aufweist, ist insofern bemerkenswerth, als hier statt des gewöhnlichen פן die verlängerte Form פנא steht, welche wir schon aus Davis' 82ster Inschrift kennen.

26) . תנת פן בעל ולארן לחמן
(א)ש נדר ארנבעל בן . .
. בא

Der Thanith dem Angesicht Baals und dem Herrn Chamon,
Derjenige, welcher gelobte Adonbaal, Sohn des . . . . ka.

Diese Inschrift bietet die Eigenthümlichkeit, daß hier das „Baal" vor Chamon ausgelassen ist. לארן לחמן statt לארן לבעלחמן

Der Name ארנבעל ist derselbe, wie in Davis' 66ster Inschrift statt ארנבל.

27) אש נ
דרא חנמל
קרת

Diejenige, welche gelobte Chanmelkarth.

Der völlig neue, aber durchaus verständliche Name חנמלקרת nach Analogie von חנבעל und חמלכת gebildet,

erſcheint hier als Femininum, obgleich er ſeiner Bedeutung nach gewiß ebenſo gut generis communis war, wie מתנבעל und andere. (Gewiß haben wir hier das bekannte Hamilkar).

28) קלי ברכא

(Erhöre) meine Stimme, ſegne ihn.

Die Inſchrift, von welcher nur dieſe ſieben Zeichen übrig geblieben ſind, iſt inſofern intereſſant, als hier bei קל das Suffixum der erſten Perſon sing. und nicht wie gewöhnlich das der 3ten Perſon ſteht. Da letzteres aber bei ברכא unzweifelhaft iſt, ſo müſſen wir annehmen, daß dieſes Gelübde von einer Perſon für eine andere, vielleicht von einem Vater für ſeinen Sohn dargebracht wurde.

29) אש נדרא עמתבעל
בת בעלחנא בן חמל
בת

Diejenige, welche gelobte Emethbaal,
Tochter des Baalhanno, Sohns des Chimilkat.

Der Eigenname עמתבעל kommt bis jetzt nur auf einer Inſchrift von Davis, der 38ſten, vor und zwar deutet ihn Prof. Vaux als weiblich für אמתבעל, Dr. Levy dagegen als männlich, entſtanden aus עַמָּה oder עַמַּת und בעל und famulus Dei bedeutend. Wir glauben uns, obgleich das weibliche Geſchlecht des עמתבעל unſrer Inſchrift unzweifelhaft aus derſelben hervorgeht, dennoch letzterer Etymologie nähern zu müſſen, indem wir jedoch עַמָּת vocaliſiren und dieſes für das Femininum des bekannten עַם oder עָם (cives) halten, welches auch in der Bedeutung von „Anhänger" gebraucht wurde. עמעבעל würde alſo die „Anhängerin des Baal", d. h. „Dienerin des Baal" bedeuten.

30) עלשי ב
ן .בעלחנא
ברכ ....

Eliſſi, Sohn des
Baalhanno.
. . . . . ſegne.

Wir kennen bereits aus der Carth. XII. und der 40ſten Davis'ſchen Inſchrift einen weiblichen Eigennamen עלשת, Eliſſath, und glauben nicht zu irren, wenn wir in dem עלשי unſrer Inſchrift die Masculinform desſelben erblicken.

31) מ
חנהברא בן שפ
ט בן בעלחנא

Mathanhabore, Sohn des Sufet,
Sohnes des Baalhanno.

Der erſte Eigenname, deſſen Zeichen auf der Tafel alle deutlich und unverkennbar ſind, iſt neu und intereſſant. Das ſo vielfach gebrauchte Zuſammenſetzungswort von Eigennamen מתן findet ſich hier in Verbindung nicht mit einem der gewohnten Götternamen, ſondern mit dem abſtracten Begriff des Schöpfers. Das Participium בֹּרֵא findet ſich in der Bedeutung „Schöpfer" bei Jeſaias 65, 18 und im plural. majest. בוֹרְאֶיךָ (dein Schöpfer), Eccleſ. 12, 1. Der Umſtand, daß es hier mit dem vorgeſetzten Artikel ſteht, würde vollkommen der Regel entſprechen, wonach das Gattungswort durch Vorſetzung des Artikels gewiſſermaßen zum Eigennamen wird, wie בעל (der Herr) mit dem Artikel als הבעל, „der Gott Baal", wenn wir es hier nicht mit einer Zuſammenſetzung von zwei Wörtern zu thun hätten, als deren zweites הברא figurirt. Nun pflegen allerdings ſolche Worte wie בעל, אל in Zuſammenſetzungen in der Regel nicht mit dem Artikel zu ſtehen, aber bei ברא ſcheint mir der Fall anders. Dieſes allein, d. h. ohne den Artikel, würde wohl in dieſem Falle nicht hinlänglich die Bedeutung eines zum Nom. prop. gewordenen Particips beſitzen. מתנהברא, als „Gabe des Schöpfers" aufzufaſſen, ſcheint uns deßhalb nicht allzu gewagt.

32) (לרבת) לתנת פן בעל ולא
(דן) לבעל חמן אש נדר ח
(מ)לכת בן ברעשתרת בן
עבדמלקרת בן עכבר
(מצ)ב רבת צרתנת מ(ל)
(כ)ת כשמע קל(א)

Der Herrin Thanith, dem Angesicht Baals und dem Herrn
Dem Baal Chamon, derjenige, welcher gelobte
Chimilkat, Sohn des Bodastoreth,
Sohnes des Abdmelkarth, Sohnes des Achbar,
Ein Denkmal der Herrin Zadthanith, der Königin,
Wie er seine Stimme erhörte.

Der aus Davis' 71ster, 75ster, 77ster und 78ster Inschrift bekannte Eigenname עכבר findet sich hier zum erstenmal auf den Steinen in el Manuba.

Nur die vierte Zeile bietet in der Lesung einige Schwierigkeit. Deutlich sind der Name תנת und das vor diesem stehende צר, ebenso das vor diesem befindliche רבת. Was צר betrifft, so waren wir freilich Anfangs versucht, das ר für ein ר zu deuten und צר, d. h. „Tyrus", zu lesen, wodurch sich רבת צר תנת, d. h. „der Herrin von Tyrus, Thanith", ergeben würde. Aber genaue Prüfung der Inschrift überzeugte uns, daß wirklich ein ר und kein ר hier stehe. צר aber als צדן, „Sidon", zu deuten, schien uns eine zu gewagte Abkürzung. In dieser Verlegenheit wurden wir durch Herrn Professor Dr. Levy, dem wir die Inschrift von Tunis aus mittheilten, brieflich darauf aufmerksam gemacht, daß die Sylbe צר sich bereits auf einer von Déverria (Journ. Asiat. Avril—Mai 1868) veröffentlichten Inschrift auch in Zusammensetzung mit einem Götternamen und zwar mit בעל befinde, ganz wie hier mit תנת. צר ist nach Dr. Levy von צרר abzuleiten, ähnlich wie im Hebräischen שרי von שרר. Nach der

Analogie vom hebräischen אל שדי, welches ja auch einen zusammengesetzten Gottesnamen bildete, können wir also צרתנת wohl gleichfalls für einen zusammengesetzten Namen, einen Beinamen einer Göttin und zwar der im Wort enthaltenen Thanith nehmen. Da צרר „advertit" se bedeutet, so können wir צרתנת als „Thanith, die sich wendende", bezeichnen, ein Begriff, dem ohne Zweifel irgend eine symbolische Bedeutung zu Grunde lag.

Anfang und Ende der 4ten Zeile haben wir ergänzt und zwar bei ersterem auf den Rath Dr. Levy's מצ, so daß wir מצב (Denkstein) erhalten, bei letzterem die Zeichen לב, welches mit den ersten Zeichen der 5ten Zeile und dem letzten der 4ten zusammen מלכת (Königin) geben würde, ein Titel, der der Thanith zukommt.

Diese Inschrift befand sich gleichfalls unter denen, welche der Ministersohn zur Ausstellung nach Paris schickte. In der Arbeit des Herrn Rodet (Journal Asiatique, Décembre 1868) findet sie sich nicht, wohl aber in derjenigen des Herrn Longpérier (Journ. As. Mars-Avril 1869, Seite 380, 14te Inschrift) und zwar genau so, wie auf unsrer Copie, wiedergegeben. Herr Longpérier findet gleichfalls hier den schon bei Davis vorkommenden Namen עבבר, Achbar. In der 5ten und 6ten Zeile liest er

עבר בת צרתנת מ(לך)
(ר)ח בשמע קל(א)

Er spricht sich nicht über die Bedeutung dieser Worte aus, aber wie man sieht, ist seine Lesung der Zeichen genau die unsrige, nur seine Eintheilung in Worte verschieden.

33)

נד(ר)
א כשרת בת עשאבל
בן ברמלקרת . . .

Die gelobende Koschereth, Tochter des Asibel,
Sohnes des Bodmelkarth.

Undeutlich ist von dieser Inschrift nur die zweitletzte Zeile, namentlich deren 5tes, 7tes und 10tes Zeichen. Wir lesen die beiden ersteren als Tau, da sie diesem Buchstaben am Nächsten kommen, und halten das letztere für ein etwas mangelhaftes Aleph.

Das Wort בשרת, welches wir schon in der 17ten Inschrift in der Zusammensetzung mit מער zu מערבשרת kennen lernten, finden wir hier allein. Doch dürfte es sich auch an und für sich ebensogut zu Eigennamen eignen, wie als Theil eines zusammengesetzten Namens, da seine Bedeutung „Glückseligkeit" von jeher bei allen Völkern zu persönlichen Namen gebraucht wurde. Bei den modernen Franzosen ist sie es noch heute in ihrem „Félicité".

עשאבל halten wir für einen vom Verbum עשה (erschaffen) und dem Gottesnamen בל, nach Analogie des hebräischen עֲשִׂיאֵל (Asiël, a Deo creatus) und עֲשָׂיָה (Asajah, quem Deus creavit) zusammengesetzten Eigennamen. Daß hier א statt י oder ה steht, entspricht der Erfahrung, daß im Phönicischen א oft die Stelle des ה und zuweilen auch des י einnimmt.

34)

אש נר
ר בהרת בת ג
רשתרת בן חנן

Diejenige, welche gelobte
Bohereth, Tochter des
Gerastoreth, Sohnes des Hannon.

Ein weiteres Beispiel, daß נדר in der Masculinform für das Femininum steht.

בהרת, dessen Deutung wir einem Fingerzeig des Herrn Prof. Levy verdanken, ist nach diesem Gelehrten das Participium fem. I. Conj. von בהר „glänzen", heißt also „die Glänzende".

גרשתרת statt גרעשתרת erinnert an die Thuggensis, wo עבדשתרת statt עבדעשתרת steht, sowie an unsre 23ste Inschrift, auf welcher wir ברשתרת statt ברעשתרת hatten.

חנן, Hannon, biblisch statt des im Phönicischen häufiger vorkommenden חנא. חנן kommt in Esra und Nehemia öfters vor.

35)

לרבת לתנת (פן בעל ולא)
(ר)ן לבעל חמן (אש נדר א
רש בן ברבעל (חשפט עמ)
סעם קרת ח(רשה בש)
מע קלא יברכא

Der Herrin Thanith dem Angesicht Baals und dem Herrn
Dem Baal Chamon, derjenige, welcher gelobte,
Aris Sohn des Bodbaal, der Richter, Beschützer
Des Volks von Karthago, wenn er höret
Seine Stimme, möge er ihn segnen.

Diese Inschrift, deren fragmentarischer Zustand uns bestimmt, auch ihre ersten Zeilen zu geben, damit über die Zahl der zu ergänzenden Zeichen kein Zweifel bleibe, ist auf der linken Seite in solcher Weise verletzt, daß in der ersten Zeile, wo das Fehlende deutlich nachweisbar, 8 Zeichen in Wegfall gekommen sind. In der 2ten fehlt wahrscheinlich ein Buchstabe weniger, da das ח in חמן fast immer die Stelle von zwei Zeichen einnimmt, also sieben, von denen das ר am Anfang unfehlbar angezeigt war. Die andern sechs haben wir mit dem üblichen אש נדר und dem Anfangsbuchstaben von ארש ergänzt, da uns kein anderer 3literaler Eigenname, der auf רש endet, bekannt war, als Aris. Gleich darauf nämlich folgt בן. Der Name ist also mit dem ש abgeschlossen. In der dritten Zeile fehlen gleichfalls 6—7 Buchstaben (es sind neun erhalten, also einer mehr als in der

vorigen). Wir ergänzen nur sechs, weil darunter solche wie ט und ח sind, die immer mehr Raum einnehmen. Bei dieser Ergänzung hat uns der Anfang der 4ten Zeile סעמקרתח geleitet. Aus dieser Zeichenfolge sind mit vollkommner Deutlichkeit die Worte עם קרת, also „das Volk der Stadt" herauszulesen. Auf קרת folgt unmittelbar ein ח. und dieses dürfte wohl der Anfangsbuchstabe eines die Stadt näher bezeichnenden Wortes sein. Nun kennen wir keine für den Fundort unsrer Inschrift (Karthago) mehr geeignete Bezeichnung, als die, welche im Phönicischen die geläufigste für Karthago war und die mit ח beginnt, nämlich חדשה, d. h. die neue, in Verbindung mit קרת, „die Neustadt", Karth Chadascha, woraus das griechische *Καρχηδον* und das lateinische Carthago entstanden sind. Wir haben also in diesem Sinne das Ende der 4ten Zeile mit רשה und darauf folgendem בש ergänzt, letzteres, weil es durch die übliche Schlußformel, die hier fast vollständig ist, angezeigt war.

Etwas willkürlicher möchte unsre Ergänzung der dritten Zeile scheinen. Der Umstand, daß vor עמ ein ם steht, erinnert uns zu lebhaft an unsre 14te, die 4te Bodet'sche Inschrift, wo wir in der letzten Zeile deutlich das Doppelwort עמסעם haben. Wir sind deßhalb versucht, auch hier eine ähnliche Ergänzung vorzunehmen.

עמסעם קרת חדשה würde also „der Beschützer des Volkes von Karthago" heißen. Wenn wir in der 14ten Inschrift noch schwankten, ob wir עמסעם als Eigenname oder als bürgerlichen Ehrentitel anzusehen hätten, so können wir hier jedoch keinen Augenblick den Begriff eines Eigennamens festhalten, da „Amasamkarthchadaschah" ein Monstrum eines nom. propr. sein würde. Hier können wir das viermal zusammengesetzte Wort nur als einen bürgerlichen Ehrentitel auffassen.

Vor dem עם, das wir am Schluß der 3ten Zeile

ergänzten, bleibt jedoch noch Raum für einige 3—4 Zeichen und diesen haben wir durch den bürgerlichen Amtstitel ausgefüllt, welcher am Besten dem Begriff eines „Beschützer des Volks von Karthago" entspricht, nämlich das Wort השפט, der Richter oder Sufet. Solcher Erwähnungen des Amtstitels Sufet fand ich noch auf mehrern Inschriften in el Manuba.

In dem Namen ברבעל statt עברבעל haben wir hier zum erstenmal in Verbindung mit dem Götternamen בעל eine ähnliche Abkürzung, wie wir sie schon in ברמלקרת statt עברמלקרת und in ברעשתרת statt עברעשתרת kennen.

In der letzten Zeile finden wir abermals statt dem üblichen תברכא den Optativ in der dritten Person als יברכא, wie wir dieses schon auf einer frühern Inschrift bemerkten.

36) Von dieser Inschrift hat sich nur die letzte Zeile erhalten, ohne daß es erhellt, wie viele über ihr fehlen, da der Stein abgebrochen ist. Wir lesen diese Zeichen

צבת בת אביתר בן י(תנבעל)

Zobeth, Tochter des Abjathar, Sohnes des Jithenbaal.

צבת dürfte das Participium act. fem. sing. Kal von צבה „glänzen" sein und somit eine ähnliche Bedeutung haben, wie das obige בהרת, Bohereth, d. h. „die Glänzende".

אביתר, dessen richtige Lesung wir gleichfalls Herrn Professor Levy verdanken, ist der bekannte biblische Eigenname אֶבְיָתָר (pater abundantiae), welchen wir in den Büchern Samuels (I. Sam. 22, 20 ff.) mehrmals finden und der von Luther als „Ab-Jathar" wiedergegeben wird, obgleich er der Vocalisation nach Ebjathar heißen sollte.

Das Fehlende dieser Zeile haben wir durch den geläufigen Namen יתנבעל ergänzt, der durch das י am Anfang und die Zahl der mangelnden Zeichen angedeutet schien.

37) נדר חמלכת
בן חנא בן חמל
כת הרבם קלא
לכמתרח עתת

Der gelobende Chimilkat, Sohn des Hanno, Sohns des Chimilkat

. . . . . .

. . . . . .

Von dieser Inschrift sind nur die drei ersten Eigennamen bekannt. Was die zwei letzten Zeilen betrifft, so haben wir über ihre Bedeutung nur Vermuthungen, die jedoch so sehr im Ungewissen schwimmen, daß wir uns enthalten, sie als ein selbst nur muthmaßliches Resultat unsrer Forschungen zu geben. הרבם heißt bekanntlich „die Herren" und dürfte für „Chamon und Thanith" stehen. קלא, „sein Wort", scheint gleichfalls deutlich. Aber was für ein Zusammenhang zwischen diesen Worten herrschen kann, darüber dürfte uns nur die letzte Zeile aufklären, und diese ist gerade am dunkelsten.

38) אש נדרא בשחב
על בת גרמלק
רת

Diejenige, welche gelobte Boschetbaal,
Tochter des Garmelkarth.

Der Name בשחבעל, in dessen zweitem Theile wir nur das durch die folgenden Zeichen על angezeigte ב ergänzt haben, ist zwar neu, dürfte jedoch sehr leicht erklärbar sein. Wir leiten ihn vom hebräischen בֹּשֶׁת (pudor) ab und dieses mit בעל in Verbindung gebracht, ergiebt die für einen weiblichen Eigennamen höchst passende Bedeutung „pudor Baalis". Herr Dr. Levy, dem wir von Tunis aus auch über den Fund dieser Inschrift Mittheilung gemacht hatten, schien unsrer An-

sicht über diesen Namen beizupflichten, indem er uns schrieb: „So wäre z. B. בשחבעל als Frauenname höchst instructiv und würfe ein helleres Licht auf das יְרִבֶּשֶׁת, welches II. Sam. 11, 21 für das gewöhnliche יְרֻבַּעַל steht (vergl. auch אשבשת und אשבעל)."

Auch גרמלקרת ist bis jetzt noch nicht dagewesen, bedarf aber keiner Erklärung, da dieselbe auf der Hand liegt.

39) (א)ש נדרא לבנת ב(ת)
עבראשמן בן יע
נב

Die gelobende Lebanath, Tochter
des Abdesmun, Sohns des Jânab.

Der neue Name לבנת scheint uns das Femininum des im Hebräischen vorkommenden männlichen Eigennames לְבָנָה (Esra 2, 45, Neh. 7, 48). Seine Bedeutung „alba" eignet sich trefflich zu Frauennamen (vergl. französisch Blanche, italienisch Bianca, spanisch Blanca u. s. w.).

Die Schlußbuchstaben יענב könnten wir als Imperfectum von ענב, chaldäisch „sammeln, verbinden" auffassen, und da etwas am Ende fehlt, בעל hinzuergänzen. ענבבעל würde dann „Baal vereinigt" bedeuten.

40) בעל
יתן בן ארש בן (ח)
מלך בן ארנ(בעל)

Baaljithen, Sohn des Aris, Sohnes des
Chimelech, Sohnes des Adonbaal.

In מלך sind alle Zeichen deutlich, besonders das letzte als כ unverkennbar. Wir können also hier wohl das fehlende ח ergänzen und dann statt des gewöhnlichen חמלך, Chamlon, eine dem geläufigen חמלכת (Freund der Königin) analoge Form חמלך (Freund des Königs) annehmen.

41) Denselben Namen enthält dießmal ganz unverkennbar eine von mir in Karthago gekaufte Inschriftstafel, die noch in meinem Besitz ist,

חמלך בן ברע
שחרת

Chimelech, Sohn des Bodestoreth.

Auch in diesem Falle ist das ב so deutlich, daß wir nicht an חמלן, Chamlan, denken können.

Die 40ste Inschrift findet sich bei Rodet (a. a. O. S. 358) und bei Longpérier (a. a. O. S. 334). Ersterer liest wie gewöhnlich מלן(ח), aber Herr Longpérier nimmt wie wir מלך(ח), das er Hamilc vocalisirt, an. Die 41ste Inschrift giebt dieser Ansicht volle Bestätigung, und nun kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß hier ein Männername חמלך existirte. Ob wir ihn nun nach Analogie von Adramelech, Chimelech oder, wie Herr Longpérier vorschlägt, Hamilc, vielleicht Himilk schreiben müssen, mögen Andre entscheiden.

42) עבראדן
בן מהרבעל בי מ
לקרתחלץ

Abbadon
Sohn Maharbaal's, Sohnes des
Melkarthchillez.

Der Name עבראדן (Knecht des Herrn), so einfach und naturgemäß er auch ist, kommt doch hier zum erstenmal auf karthagischen Inschriften vor.

§. 2.

Grabinschrift.

Unter allen von uns in el Manuba copirten Inschriften befand sich blos eine einzige, einem Grabdenkmal ange-

hörige, und diese noch dazu nur im Fragment. Wir geben sie auf den lithographirten Tafeln als die 43ste.

43) קבר עבדמלקרת בן(ן)
בעלשלך בן מלק(רת)
יתן

Grabmal des Abdmelkarth, Sohnes des Baalschillek, Sohns des Melkar(thjithen).
Alle Namen sind bekannt.

§. 3.

Dankinschriften aus dem Museum zu Karthago.*)

Als wir im Februar 1868 vom Museum in el Manuba eine leider nur flüchtige Einsicht hatten nehmen können, war uns daselbst außer einigen höchst interessanten alten phönicischen Dankinschriften, von denen wir eine im Anhang zu unsrer „Reise auf der Insel Sardinien (nebst einem Anhang über die phönicischen Inschriften Sardiniens. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1869.)“ veröffentlichten, auch eine Anzahl neuphönicischer Schriftdenkmäler aufgefallen, welche, der verhältnißmäßigen Seltenheit dieser epigraphischen Denkmäler wegen, unsre Neugierde mächtig erregten. Als uns erst im November desselben Jahres durch günstige Umstände eine einigermaßen freiere Benutzung dieses Museums gestattet worden war, sahen wir uns natürlich sogleich nach den ebenerwähnten Inschriften um, konnten sie jedoch zu unsrer Enttäuschung nicht wiederfinden. Auf Nachfrage hieß es, sie seien jetzt wahrscheinlich in einem andern kleinen Museum, welches sich im Lustschloß bei Karthago befände. Als wir

*) Das Museum befindet sich im Landhaus Sr. Excellenz Ssayydy Muctafa Chasnadâr, des ersten Ministers, auf dem Ruinenfelde von Karthago, dicht an den Häfen der alten Stadt.

jedoch auch zu letzterem Zugang erhalten hatten, traf uns eine neue Enttäuschung, denn sowohl die neuphönicischen, als eine große Anzahl der interessantesten altphönicischen Inschriften, welche wir damals flüchtig erblickt hatten, waren und blieben verschwunden. Die unbegreifliche Fahrlässigkeit der Moslims, ihre Nichtkenntniß und Geringschätzung der Alterthümer, welche sogar gestattet, daß werthvolle Denkmäler als gemeine Bausteine verwendet werden, kann allein einen Erklärungsgrund für dieses unbegreifliche Verschwinden so vieler Inschriftstafeln abgeben.

Alles, was wir in dem kleinen Museum zu Karthago entdecken konnten, waren einige 30 altphönicische Dankinschriften, von denen wir diejenigen, welches etwas Neues oder Zweifelhaftes enthalten, hier wiedergeben.

44) א

רש בן־יתנבעל בן מספ

נסכא חרץ (בש)מע קלא

Aris, Sohn des Jithenbaal, Sohns des Micipsa grub ein (diese Inschrift), wie er seine Stimme hörte.

Den bisher noch auf keiner Inschrift gesehenen Eigennamen מספנסכא glauben wir für nichts Anderes, als die phönicische Form des uns nur in lateinischer bekannt gewordenen numidischen Eigennamens Micipsa halten zu können. Allerdings hat dieser Name zwei Buchstaben (נ u. כ) mehr als der lateinische, so daß wir ihn etwa Messipnaska aussprechen müßten. Aber ähnliche Einschiebungen von Buchstaben bieten sich uns ja auch in der unzweifelhaften Form des Namens Massiniſſa (Levy, Wörterb. S. 31), welche משתנגן lautet, also ein ת u. נ mehr hat als die römische Version Massiniſſa. Eine andere phönicische Lesart desselben (Judas 16, 2, 3), welche משׁשׁנאשׁן lautet, hat gleichfalls zwei oder drei Zeichen(נ, ש u. א) mehr als die lateinische. Erscheint so der

eine numidische Königsname zweimal auf Inschriften und zwar jedesmal in verschiedener Form, so haben wir dagegen den andern „Micipsa“ bis jetzt noch nirgends unzweifelhaft constatirt gefunden, denn der eine Fall (auf einer Münzlegende bei Müller, Levy, Wörterb. S. 29), wo der Name מסך lautet, wird von den Kennern mit Recht in Zweifel gezogen. Auffallen mußte es aber, daß dieser Name bis jetzt fehlte, da ihn uns die lateinischen Quellen als einen der verbreitetesten in Numidien nennen. Wir schlagen also diese Identification des Namens Micipsa mit unserm מספנסנא vor.

Das Wort חרץ halten wir für dasselbe wie das hebräische חרש (einmeißeln, eingraben), es kommt übrigens schon im Hebräischen vor: חרץ, חרש u. חרז, alle diese 3 Formen sind nachweisbar. Regelrecht sollte freilich hier, wie uns Dr. Levy mit Recht bemerkte, ein Verbindungswort (ו) vor dem חרץ stehen, da ja schon ein Verbum, נדר, vorhergeht. Doch dürfen wir vielleicht hier eine syntaktische Nachlässigkeit oder einen Fehler des Steinmetzen annehmen.

45) ברעשתרת בן חמלך בן
נוא

Bodaštoreth, Sohn des Chimelech, Sohns des Nave.

In חמלך haben wir das ל ergänzt. Das ך am Schluß ist ebenso deutlich, wie auf unsrer 40. u. 41. Inschrift, also schon das dritte Beispiel des Vorkommens dieses Seitenstücks zu חמלכת. Auch hier können wir nicht das gewöhnliche חמלן „Chamlan“ annehmen.

Das letzte Wort ist ziemlich undeutlich. Wir glaubten Anfangs בוא, Bodo, lesen zu können, aber das ו ist zu ausgesprochen und die so erlangten Schlußzeichen וא bestimmen uns das erste Zeichen נ zu lesen. נוא würde für נָוֶה (decorus) stehen, welches sich in dieser Bedeutung besser zu Eigennamen eignen dürfte als in der andern „habitans“.

46) (ל)אדן בעל חמן (ו)
לרבת לתנת פן בעל
אש נדרא מתנאל
(ב)ת מתנבעל בן

Dem Herrn Baal Chamon und
Der Herrin Thanith, dem Angesicht des Baal
Diejenige, welche gelobte Mathanel
Tochter des Mathanbaal Sohnes des . . . .

Das einzige Beispiel, daß der Name des Gottes חמן vor demjenigen der Göttin תנת steht.

מתנאל „Gabe des El", analog מתנבעל „Gabe des Baal". אל als Göttername kommt bekanntlich auch im Phönicischen vor, wie auf der großen Sidonischen Inschrift בן־אל (Sohn Gottes) und auf der 2ten von Umm-el-Awamid אל חמן (El Chamon). Wie מתנבעל, so dürfte auch מתנאל sich sowohl zum männlichen wie zum weiblichen Eigennamen eignen.

47) ב
עלשלך בן מתנאלם וב
נא טבח בשמע קלא

Baalschillek, Sohn des Mathanelim und
sein Sohn Tobëach, wie er seine Stimme erhört.

Außer dem bekannten Namen בעלשלך haben wir hier zwei andere, völlig neue, deren Etymologie jedoch durchaus keine Schwierigkeiten bereitet.

מתנאלם erinnert an das in der vorigen (46sten) Inschrift vorkommende מתנאל. Hier steht das אל im Plural als אלם für das hebräische אֱלֹהִים, und die Bedeutung ist statt „Gabe Gottes" hier „Gabe der Götter".

Den dritten, auf unsrer Inschrift vorkommenden Eigennamen, in dessen Lesung wir nicht zu irren glauben, da das erste Zeichen für ein ע zu groß sein dürfte, halten wir für das

Particip. act. Kal von טבח (schlachten, opfern) als persönlichen Eigennamen gebraucht. Der Sinn wäre also „der Opferer".

Interessant ist unsre Inschrift, weil sie außer dem Weihenden noch dessen Sohn (ובנא) nennt, wovon uns kein anderes Beispiel bekannt ist. Dieß erinnert an Melitensis I., wo es heißt: „Abdosir und sein Bruder Osirschamar". Die Zeichen, welche ובנא bilden, sind übrigens deutlich.

Möglich wäre es jedoch, daß wir hier eine Andeutung von einem Menschenopfer hätten, und daß die Worte ובנא טבח et filium immolavit bedeuten. In beiden Fällen würde טבח gleichgeschrieben, wenn auch in einem als particip. טֹבֵחַ, im andern als 3 pers. perf. טָבַח vocalisirt. Doch dürfte wohl in letzterem Falle eine andre Wortfolge und zwar וטבח בנא zu erwarten sein.

48) אש נדר עזחנת
בת עבראשמן

Diejenige, welche gelobte Asthanith,
Tochter des Abdsesmun.

Der Name עזחנת scheint uns hier ziemlich deutlich lesbar zu sein. Das Sain allein ist etwas undeutlich. Für עזחנת haben wir bekanntlich in עזבעל und עזמלך Analogieen, die uns jeder weitern Erklärung überheben.

Auch hier, wie in den Inschriften 10, 11 und 26, steht נדר als generis communis.

49) אש נד(ר)
א נזרבעל בת בחעשתר(ת)
בן חנא בן ערנבעל

Diejenige, welche gelobte
Nasarbaal, Tochter des Bodastoreth,
Sohnes des Hanno, Sohnes des Adonbaal.

Obgleich das ר in נורבעל etwas undeutlich scheint, so nähert sich doch das Zeichen diesem Buchstaben am Meisten. נור können wir hier in verschiedenem Sinne auffassen und in jedem wird es sich zum Zusammensetzungswort eines Eigennamens eignen, sei es als „diadema", wodurch der Name „Krone Baals", sei es als consecratio, wodurch sich der Sinn „Weihe des Baal" ergeben würde. Wir könnten es auch als Abkürzung von נָזִיר „der Geweihte" auffassen, obgleich es dann eigentlich in der Femininalform נזרת stehen müßte.

בתעשתרת würde, wenn es hier nicht Männername wäre, als „filia Astartes" zu übersetzen sein. Hier müssen wir freilich das ת als Schreibfehler bezeichnen und annehmen, daß בתעשתרת für ברעשתרת stehe.

50)

ארש בן חנבעל
בן בעלצלח

Aris, Sohn des Channibaal,
Sohns des Baalzillach.

Der Name בעלצלח ist neu, bedarf aber keiner Erklärung, da er ganz nach Analogie des bekannten אשמנצלח gebildet ist. (Levy, Wörterbuch 7.)

§. 4.

Dankinschriften aus la Goletta.

Auf einem Ausflug, welchen wir nach der Hafenstadt von Tunis, la Goletta, unternahmen, fanden wir in dem dortigen Bettelmönchskloster, dessen Vorstand die katholische Pfarrei des Städtchens versieht, im Garten ein kleines Museum, etwa 20 Inschriftssteine enthaltend, die mit mehr Sorgfalt aufbewahrt und vor Verletzung geschützt wurden, als die von el Manuba und Karthago. Außerdem bekamen wir von dem dort residirenden belgischen Consul, Herrn Cubisol, einige Inschriftstafeln aus dem Nachlaß seines Bruders, des franzö-

sischen Viceconsuls Cubisol, geschenkt. Letzterer war ein fleißiger Sammler gewesen und soll an 30 phönicische Inschriftssteine besessen haben. Er hat auch einige 12 derselben in einer kleinen Schrift, die er über die Regentschaft Tunis herausgab, veröffentlicht. Die dort gegebenen Copieen sind jedoch leider völlig unbrauchbar und stellen monströse Zeichen dar, die offenbar aus Unkenntniß der phönicischen Schrift entstellt sind. Desto mehr ist dieses zu bedauern, als jene von Cubisol copirten Originale seitdem spurlos verschwunden sind; denn diejenigen Inschriften, welcher mir sein überlebender Bruder zeigte, und von denen die interessantesten jetzt mir gehören, sind ganz andere, und keine einzige derselben befindet sich in Cubisols Werkchen. Von diesen in la Goletta von uns copirten Inschriften besitzen folgende allein Wichtigkeit.

51) בראשמן בן חמלכת בן
חנמניתן מחרבעל

Bodesmun, Sohn des Chimilkat, Sohns des Chamonjithen Maharbaal.

חנמניתן halte ich für eine fehlerhafte Form von חמניתן, ein zwar neuer Name, der aber nach Analogie von אשמניתן leicht zu erklären ist.

Vor מחרבעל fehlt auch hier, wie auf der 4ten Inschrift das בן, was uns auf den Gedanken gebracht hat, als könne מחרבעל einen Zunamen oder religiösen Ehrentitel gebildet haben.

52) אש נשא צפנ(בעל)

Derjenige, welcher gelobte Zophonbaal.

Ein zweites Beispiel des schon in unsrer 20sten und in der 23sten und 83sten Inschrift bei Davis constatirten נשא an Stelle von נדר.

Der Eigenname, dessen erster Theil צפן vollkommen deutlich ist, scheint uns nach Analogie des hebräischen צָפְנְיָה

(quem Deus abscondidit vel tuitus est) gebildet. An Stelle des fehlenden Göttternamens haben wir hier den einfachsten, בעל, ergänzt. Die Bedeutung des Namens wäre also „der Schützling Baals". Obgleich die Vocalisirung strenggenommen צְפַנְבַעַל, Zephanbaal, sein dürfte, so glauben wir doch in der Aussprache der Septuaginta, welche sich ohne Zweifel auf wohlbegründete Volkstraditionen stützte, folgen zu müssen, da sie den analogen Namen צְפַנְיָה, Sophonias, schreibt, und vocalisiren deshalb Zophonbaal und nicht Zephanbaal.

53) אש נדרא ארשת בת
עברמלקרת בן ארנבל
Die gelobende Ariseth, Tochter
des Abdmelkarth, Sohns des Adonbal.

In ארשת haben wir sie zum erstenmal, aber unzweifelhaft die Femininalform des bekannten männlichen Eigennamens ארש, Aris.

54) אש נדר צפנבעל
בת מגן בן (חמלכ)
ת בן מגן כ(שמע קלא)
Die gelobende Zophonbaal,
Tochter Magon's, Sohns des Chimilkat,
Sohns Magon's, wie er seine Stimme erhörte.

Der bereits in unsrer 52sten Inschrift vorgekommene männliche Eigenname צפנבעל erscheint hier als weiblicher, als welchen ihn das nachfolgende בת deutlich zu erkennen giebt. Er war also generis communis, wie das bekannte מחנבעל. Der Umstand, daß נדר hier auch in der Masculinform als generis communis gebraucht ist, bestärkt uns in dem schon oben bei Inschrift 10 und 11 ausgesprochenen Satz, daß dieß besonders dann der Fall zu sein pflegte, wenn auf das נדר ein nomen proprium folgt, welches selbst generis communis war. Dreimal hatten wir bis jetzt אש

נדר מתנבעל בת und hieran ſchließt ſich unſer אש נדר צפנבעל בת als viertes Beiſpiel an.

55) אש נדרע(א)
שערת בת חנא

Die gelobende Scho'ereth, Tochter des Hanno.

Das auf נדר folgende ע und der Umſtand, daß nach dieſem ein Zeichen fehlt, beſtimmt uns hier, die neuphöniciſche Form נדרעא zu vermuthen und א zu ergänzen.

שערת halten wir für das Participium fem. sing. Kal von שער, welches „ſpalten, öffnen", oder bildlich „ſchätzen" bedeutet. Als Eigenname würde wohl der Sinn „die Pförtnerin" (d. h. eines Heiligthums) feſtzuhalten ſein. Vielleicht können wir שערת auch als Beinamen einer Göttin „die Eröffnerin des Heils" auffaſſen und dann den nach ע fehlenden Buchſtaben durch ו ergänzen, woraus עושערת Aſſcho'ereth entſtehen würde.

56) נדר עזרבעל בן מצר
י בן עבדמלקרת

gelobte Aſarbaal, Sohn Mazri's,
Sohns des Abdmelkarth.

Ein zweites Beiſpiel des bis jetzt nur auf einer Inſchrift von Bourgade vorgekommenen Namens מצרי (ſ. Levy Wörterbuch ad vocem מצרי).

57) תדר(א) (ב)ת עב
רצפן

Thedira, Tochter des
Abdzophon.

Obgleich נדר bei dieſer Inſchrift nicht im Femininum ſteht, ſo giebt doch das dem Vaternamen עבדצפן vorhergehende ת, vor dem wir das fehlende ב ergänzen müſſen, den Namen der weihenden Perſon als den einer Frau zu erkennen. Von dieſem Namen ſind die drei erſten Zeichen תדר

vollkommen deutlich. Wäre das ר nicht unzweifelhaft, so hätten wir in dem Namen vielleicht das תברע (Tiberia) bei Judas 16, 1—2 erblicken können. Da dieß aber der Fall und da uns kein hebräischer Stamm תרר bekannt ist, so halten wir das ת für ein Präfix und רר (wahrscheinlich aus רור abzuleiten) für die Wurzel. Wir hätten hier also ein Nomen nach der Art des Infinitiv von Piël, ähnlich dem hebräischen תקטיל von קטל. Vom Verbum רור kommt bereits in der Bibel ein so abgeleitetes Nomen, nämlich תְּדִירָא — Dan. 6. 17, 21, — vor, welches in seiner Bedeutung „aeternitas“ sich wohl auch zu persönlichen Eigennamen eignen mochte. Nach Analogie dieses biblischen תְּדִירָא ergänzen wir denn auch hier ein א am Schlusse.

Der völlig neue Name עברצפן (Dieners des Verbergenden, d. h. Beschützenden) bereitet uns keine Schwierigkeit. Wir haben schon oben צפן בעל zweimal gehabt. Hier finden wir nun das dort als Verbum gebrauchte Stammwort צפן in der Participialform zum Beinamen des Gottes selbst geworden.

58)

(לרב)ת לתנת פן ב
(על ול)ארן לבעל ת
(מן אש) נדר ארשו
(בת נ)רב בן נתן

Wir geben die ganze Inschrift, um die Ergänzung der fehlenden Buchstaben zu erleichtern, und übersetzen nur die zwei letzten Zeilen:

Die gelobende Ariseth,
Tochter des Nadab, Sohns des Nathan.

Die auf den drei ersten Zeilen fehlenden 3—4 Anfangszeichen geben uns einen Fingerzeig für die Ergänzung der vierten Zeile. Die dritte bietet uns entweder wieder den schon auf der 53sten Inschrift vorkommenden Namen ארשת

oder wir müßten das א zu נדר schlagen und hätten dann einen neuen Eigennamen רשת (die Herrin). Wir ziehen es jedoch vor, hier den bekannten Namen ארשת und bei נדר ein weiteres Beispiel von der Masculinform der 3ten Person als generis communis, wie auf Inschrift 10, 11, 26 und 54, anzunehmen.

Ob jedoch ארשת oder רשת zu lesen, jedenfalls giebt das Schluß-ת den Namen als einen weiblichen zu erkennen und erleichtert uns die Ergänzung der vierten Zeile, deren zwei ersten Buchstaben also בת wären.

Auf die zwei ersten von den uns erhalten gebliebenen Zeichen der vierten Zeile folgt das Wort בן (Sohn), also muß das vorhergehende, völlig deutliche רב den Schluß eines Eigennamens bilden und zwar eines solchen, der nur 3—4 Buchstaben hatte, da zwischen בת und רב höchstens 1 oder 2 Zeichen fehlen. Von Eigennamen mit 3—4 Zeichen, welche auf רב enden, ist uns unter den bisher bekannten phönicischen keiner erinnerlich, wohl aber besitzen wir im Hebräischen einen solchen und zwar den bekannten Eigennamen נדב, Nadab, welchen der Sohn des Jerobeam und viele andre führten. (1 Kön. 15, 25. 31.) Wir ergänzen also das fehlende Zeichen zu einem נ und lesen נדב.

Im Schlußnamen unsrer Inschrift lesen wir das drittletzte Zeichen als נ und nicht als כ, da wir nicht wüßten, was wir aus כתן machen sollten. In נתן aber haben wir den sehr bekannten biblischen Namen, welchen der Prophet Nathan und viele andere führten.

59) אש נדרע שמחיתא בצרנע

Diese Inschrift unterscheidet sich von allen bisher dagewesenen dadurch, daß hier das übliche בן oder בת durchaus nicht zu entdecken ist. Alle Buchstaben sind übrigens deutlich, bis auf den 10ten der vorletzten und den ersten der letzten

Zeile. Ersteren nehmen wir als ר, könnten ihn aber auch als ד gelten lassen; letzterer scheint verzeichnet oder unvollständig. Wir ergänzen ihn zu einem נ, da er mit diesem eine gewisse Aehnlichkeit zeigt. Dieses könnte dann mit dem folgenden צרנ zusammen wohl „in Sidon" gelesen werden.

Was sollen wir aber aus עשמחי machen? Es scheint offenbar aus zwei Worten zusammengesetzt, vielleicht folgenden: 1) עשמ, das für עשמן (wir haben diese Form statt אשמן schon Judas 22, 2) stehen könnte; 2) חי, welches für חָיָה, beleben, Piël von חָיָה, leben, gelten dürfte. Dieß würde den Sinn „Esmun belebt" geben.

Doch müssen wir gestehen, daß uns diese Erklärung keineswegs befriedigt und wir Andern eine bessere Deutung überlassen.

§. 5.

Inschriften mit bekannten Namen.

Außer den erwähnten 59 Inschriften, welche mehr oder weniger Neues bieten, haben wir in den verschiednen Sammlungen noch etwa 120 Dankinschriften vorgefunden und copirt, welche jedoch nur die stereotypen Formeln und außerdem lauter bekannte Eigennamen enthielten. Wir begnügen uns deßhalb hier damit, eine Uebersicht über die Häufigkeit des Vorkommens eines jeden dieser bekannten Namen zu geben. So fanden wir in diesen Inschriften den Namen

אדנבעל, Adonbaal, achtmal immer in dieser Form, nie אדנבל.

ארש, Aris, achtmal.

ברא, Bodo, einmal.

ברמלקרת, Bodmelkarth, sechsmal.

ברעשתרת, Bodastoreth, zwanzigmal.

בעלחנא, Baalhanno, dreizehnmal.

בעלעזר, Baalasar, zweimal.

בעלשלך, Baalſchillek, einmal.
גרסכן, Geraſochen, viermal.
גרעשתרת, Geraſtoreth, dreimal.
חמלכת, Chimilkat, ſechsunddreißigmal.
חמלן, Chamlan, ſechsmal.
חנא, Hanno, neunzehnmal.
חנבעל, Hannibaal, zweimal.
מגן, Magon, fünfmal.
מהרבעל, Maharbaal, viermal.
מלכיתן, Malkjithen, einmal.
מלקרתחלץ, Melkarthchillez, zweimal.
מתמלקרת, Mathmelkarth, viermal.
מתנבעל, Mathanbaal, ſechsmal.
עבראשמן, Abdesmun, fünfmal.
עבדבעל, Abdbaal, einmal.
עבדמלקרת, Abdmelkarth, zweiundzwanzigmal.
עבדעשתרת, Abdaſtoreth, dreimal.
עזמלך, Asmelech, viermal.
עזרבעל, Aſarbaal, dreimal.
שפט, Sufet, ſechsmal.

Wie man ſieht, ſind die beliebteſten Namen dieſer Liſte חמלכת (36mal vorkommend), חנא (19mal), בדעשתרת (20mal), עבדמלקרת (22mal) und בעלחנא (13mal). Alle andern kommen verhältnißmäßig ſeltner, die genannten aber auf einer Inſchrift oft 3mal vor. So heißt es auf einer

בדעשתרת בן בדעשתרת בן חמלכת בן בדעשתרת

auf einer andern:

חמלכת בן חנא בן חמלכת בן חמלכת

Bei den beiden Namen בדעשתרת und עבדמלקת bemerken wir die Eigenthümlichkeit, daß erſterer vorzugsweiſe in dieſer verkürzten Form ſtatt der längeren עבדעשתרת ſteht, letzterer aber viel häufiger iſt, als ſeine verkürzte Form

ברמלקרת. Im Ganzen ſcheinen diejenigen Namen, welche ſich auf eine weibliche Gottheit beziehen, wie חמלכת und בדעשתרת häufiger, als die auf eine männliche bezügliche, die Verehrung der Göttin (Thanith, Aſtoreth u. ſ. w.) war alſo wohl volksthümlicher, als die des Gottes מלקרת, der von allen Göttern noch am häufigſten in den Eigennamen figurirt. אשמן ſpielt neben ihm in dieſen Namen nur eine ſehr unbedeutende Rolle. Dem מלקרת ſtand die מלכת, in der wir wohl die תנת oder עשתרת erkennen müſſen, als beliebteſte Göttin zur Seite. Sie war die Königin, wie er der König, der bald als „König der Stadt" מלך קרת, bald auch ſchlechtweg als „König" wie in עומלך המלך erſcheint.

§. 6.

Verzeichniß *)

der in dieſen Inſchriften vorkommenden neuen phöniciſchen Eigennamen und Wörter.

א

אברי ? nom. propr. masc., vielleicht für עברא, 17te Inſchrift.

אביתר, Abjathar, nom. propr. masc. Bibliſch (1. Sam. 22, 20.) 36ſte Inſchrift.

אדרמלך, Adramelech, nom. propr. masc. Bibliſch (Jeſ. 37, 38. 2. Kön. 19, 37.) 3te Inſchrift.

אצרי ? Azri, nom. propr. masc., vielleicht von אצר, Schatz, 15te Inſchrift, 4te Zeile.

ארשת, Ariſeth, nom. propr. fem., Femininalform von ארש, Aris, 53. Inſchr., zweitletzte Zeile.

*) Wir haben hier nur alle diejenigen Eigennamen und Wörter aufgenommen, welche ſich noch nicht in Dr. Levy's Phöniciſchem Wörterbuch (Breslau, Schletter'ſche Buchhandlung, 1864) angeführt finden. Die zweifelhaften ſind mit Fragezeichen verſehen.

אשמנאמץ ? Esmunimmez, nom. propr. masc., analog dem hebräiſchen אֲמַצְיָה, Amazia, 14te Inſchrift.

אשמנעמס, Esmunamas, nom. propr. masc. Analog dem hebräiſchen עֲמַסְיָה, Amaſia, 8. Inſchrift, Zeile 3, 4, 16te Inſchrift, Zeile 4.

אשת, substant. fem., ſtatt des hebräiſchen אִשָּׁה, das Weib, die Gattin. 23ſte Inſchrift.

ב

ברבעל, Bodbaal, nom. propr. masc., verkürzte Form von עבדבעל, 35ſte Inſchrift.

בחרת, Bohereth, d. h. „die Glänzende", nom. propr. fem. von בהר, glänzen. 34. Inſchrift.

בעלעכם ? Baaleches, d. h. „der Gefangene Baals", nom. propr. masc., vielleicht von עֵכָם, Feſſel, und בעל. 8te Inſchrift, 3te Zeile.

בעלפדא, Baalpada, d. h. „Baal bewahrt". Nom. propr. masc. Nach Analogie des hebräiſchen פְּדָהְאֵל (Num. 34, 28.) 22ſte Inſchrift.

בעלצלח, Baalzillech, d. h. „derjenige, welchen Baal beglückt". Nom. propr. masc. Analog אשמנצלח. 50ſte Inſchrift letzte Zeile.

בשחבעל, Boſchethbaal, d. h. „Schamhaftigkeit Baals". Nom. propr. fem. 38. Inſchr. 3. Zeile.

בתעשתרת, Bothaſtoreth, nom. propr. masculi. ſtatt ברעשתרת, Bodaſtoreth, 49ſte Inſchrift, letzte Zeile.

ג

גדנם, Giddenem, nom. propr. fem. Der aus dem Poenulus von Plautus bekannte puniſche Frauenname Gidenemme. 24ſte Inſchrift.

גרמלקרת, Germelkarth, d. h. „Freund des Melkarth". Nom. propr. masc. 38ste Inschrift.

גרמסכר ? Germiskor, d. h. „Freund des Lohnes", nom. propr. masc. Vielleicht von מַסְכֹּר oder מִשְׂכֹּר, Lohn, und גר, Gast oder Freund, 2te Inschrift.

גרשתרת, Gerastoreth, nom. propr. masc., statt des gewöhnlichen גרעשתרת. 34ste Inschrift, letzte Zeile.

ה

המלך ? Hamelech, d. h. „der König". Nom. propr. masc. 19te Inschrift.

ז

זוגבעל, Sivagbaal, d. h. „Baal vereinigt". Nom. propr. masc. vom Verbum זוג, vereinigen, und בעל, vergl. זוג, Sivag, als nom. propr. bei Davis 17, 4. 19te Inschrift.

ח

חמלך, Chimelech, d. h. „Gnade des Königs", nom. propr. masc. Analog חמלכת, Chimilkat, d. h. „Gnade der Königin". 40ste, 41ste und 45ste Inschrift.

חנמלקרת, Chanmelkarth, d. h. „Gnade des Melkarth". Nom. propr. fem. Analog חנבעל, Hannibaal. 27ste Inschrift, letzte Zeile.

חנמניתן ? Chamonjithen, d. h. „Chamon giebt", nomin. propr. mascul., vielleicht statt חמניתן. 51ste Inschrift.

חנן, Hannon, nom. propr. masc. Biblisch (1 Par. 11, 43). 34ste Inschrift, letzte Zeile.

ט

טבח, Tobeach, d. h. „der Schlächter", nom. propr. masc. als Part. act. Kal von טבח, schlachten, 47ste Inschrift, letzte Zeile.

י

יענבעל ? Janabbaal, d. h. „Baal verbindet." Nom. propr. masc. Vielleicht vom Imperfect. von ענב, verbinden, und בעל. 39ste Inschrift, letzte Zeile.

יתנמלקרת, Jithenmelkarth, d. h. „Melkarth verleiht", nom. propr. masc. Analog יתנבעל und יתנבל. 14te Inschrift, 3te Zeile.

יתנעתר, Jithenathor, d. h. „Athor verleiht". Nom. propr. masc. עתר findet sich Melit. 5, 4. 18te Inschrift, letzte Zeile.

כ

כסי ? Kosi, d. h. „der Mundschenk". Nom. propr. masc., vielleicht von כוס (Becher) abzuleiten. 15te Inschrift, 5te Zeile.

כשרת, Koschereth, d. h. „Glückseligkeit". Nom. propr. fem. 33ste Inschrift, 3te Zeile.

ל

לבנת, Lebeneth, d. h. „die Weiße". Nom. propr. fem. Analog dem hebr. Eigennamen לְבָנָה (Esra 2, 45). 39ste Inschrift, 3te Zeile.

מ

מחרבעל, Macharbaal. Nom. propr. masc., statt des gewöhnlichen מהרבעל, Maharbaal. 4te Inschrift, letzte Zeile.

מלקרתמתן, Melkarthmathan. Nom. propr. masc., analog dem bekannten מתנבעל, 8te Inſchr.

מלקרתיתן, Melkarthjithen, nom. propr. masc., analog dem bekannten אשמניתן. 14te Inſchrift.

מספסבא ? Micipſa, nom. propr. masc. Vielleicht der bekannte numidiſche Name. 44ſte Inſchrift, Zeile 3 u. 4.

מערבשרת ? Maabkoſchereth, d. h. „Zierde der Glückſeligkeit". Analog dem hebr. מַעֲרֶכֶת. 17te Inſchrift, 3te Zeile.

מתנאל, Mathanel, d. h. „Gabe Els". Nom. propr. fem. Analog מתנבעל. 46. Inſchr., 3. Zeile.

מתנאלם, Mathanelim, d. h. „Gabe der Götter". Nom. propr. masc. 47ſte Inſchr., 3te Zeile.

מתנהברא ? Mathanhabore, d. h. „Gabe des Schöpfers". Vielleicht vom Particip. masc. Kal von ברא, erſchaffen, mit vorgeſetztem Artikel und מתנ. 31ſte Inſchrift, 2te Zeile.

נ

נרב ? Nadab, nom. propr. masc. Bibliſch (1. Könige 15, 25. 31. Exodus 6, 23. 24, 1. ꝛc.) 58ſte Inſchrift, letzte Zeile.

נוא ? Nave, nom. propr. masc. Vielleicht das hebräiſche נָוֶה (decorus). 45. Inſchr., letzte Zeile.

נזרבעל, Neſerbaal, d. h. „Krone Baals", nom. propr. fem. Vom hebräiſchen נֵזֶר (diadema) und בעל. 49ſte Inſchrift, 3te Zeile.

נתן, Nathan, nom. propr. masc. Bibliſch, Name des Propheten נָתָן. 58. Inſchr., letzte Zeile.

ע

עבראדן, Abbadon, d. h. „Knecht des Herrn". Nom. propr. masc. 42ſte Inſchrift, 1te Zeile.

עבדצפן, Abdzophon, d. h. „Knecht des Verbergenden". Nom. propr. masc. Von צפן, verbergen, und עבד, Sklave. 57ste Inschrift, Schluß.

ערן, subst. masc., „der Herr", statt des gewöhnlichen אדן. 20ste Inschrift, 2te Zeile.

עזמלך, Asmelech, d. h. „Hülfe des Königs", nom. propr. masc. Hier zum erstenmal vollständig gelesen. 6te Inschrift, letzte Zeile.

עזתנת, Asthanith, d. h. „Hülfe der Thanith". Nomen propr. fem. 48ste Inschrift, 2te Zeile.

עלשי, Elissi, nom. propr. masc. Masculinform des bekannten weiblichen Eigennamens עלשת, Elisseth oder Elissa. 30. Inschr. 2. Zeile.

עמסם, Amasam, d. h. „Beschützer des Volks", entweder männlicher Eigenname oder bürgerlicher Ehrentitel. 14. Inschr., letzte Zeile.

עמסעמקרתחדשה ? subst. compos. mascul. „Beschützer des Volks von Karthago", wahrscheinlich bürgerlicher Ehrentitel. 35ste Inschrift, Zeile 3 u. 4.

עשאבל, Asibel, d. h. „von Bel erschaffen", nom. propr. masc. Analog dem hebräischen עֲשִׂיאֵל und עֲשָׂהאֵל. 33ste Inschrift, 1ste Zeile.

פ

פנא, subst. fem., „das Angesicht", statt des gewöhnlichen פנים. 25ste Inschrift, 1ste Zeile.

צ

צדתנת, Zadthanith, nom. propr. fem., wahrscheinlich Beiname der Göttin Thanith. 32ste Inschrift, 4te Zeile.

צפנבעל, Zophonbaal, „derjenige, den Baal verbirgt“. Nom. propr. masc. Analog dem hebr. צְפַנְיָה, Zephanja oder Zophonia. 52ſte Inſchrift, 2te Zeile.

צרת, Zoreth, d. h. „die Glänzende“, nom. propr. fem. von צָרָה, glänzen. 36. Inſchr., letzte Zeile.

ק

קרת חדשה, ſiehe oben עמסעסקרת חדשה.

ש

שערת, Scho'ereth, d. h. „die Pförtnerin“, nom. propr. fem. von שָׁעַר (öffnen). 55ſte Inſchrift, letzte Zeile.

שרדני, Sardoni, d. h. der Sardinier, Denominativum von שרדן, Sardinien. 15te Inſchrift, 5te Zeile.

ת

תדרא, Thedira, d. h. „Ewigkeit“, nom. propr. femin. Vielleicht das bibliſche תַּדִּירָא (perpetuitas). 57. Inſchrift, 4. Zeile.

INSTYTUT ORIENTALISTYCZNY BIBLIOTEKA

Gedruckt bei H. Neubürger in Deſſau.

INSTYTUT GEOGRAFII P.A.N.

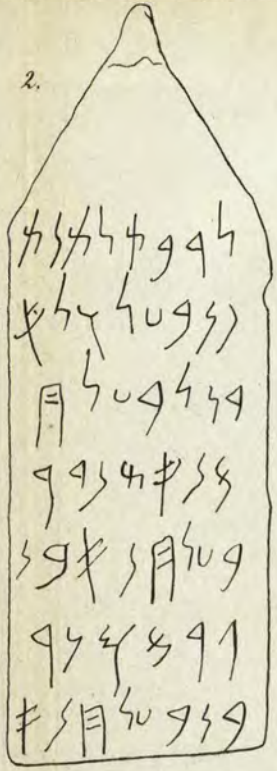
Plan von TUNIS.

1. Seestrasse.
2. Französ. Consulat.
3. Seethor.
4. 4. 4. Europ. Viertel.
5. 5. Basare.
6. Hauptmoschee Saytuna.
7. Palast des Bey.
8. Citadelle.
9. 9. Judenviertel.
10. Moschee Mahris.
11. Moschee des Grosssiegelbewahrers.
12. Platz Halfaouin.
13. Infanteriekaserne.
14. Thor 'Alywa.
15. Thor el Fellah.
16. Thor Sayydy Qassim.
17. Thor Ahmed el Oudsch.
18. Thor el Chadhrâ.
19. 19. 19. Fonduq's.
20. Friedhöfe.

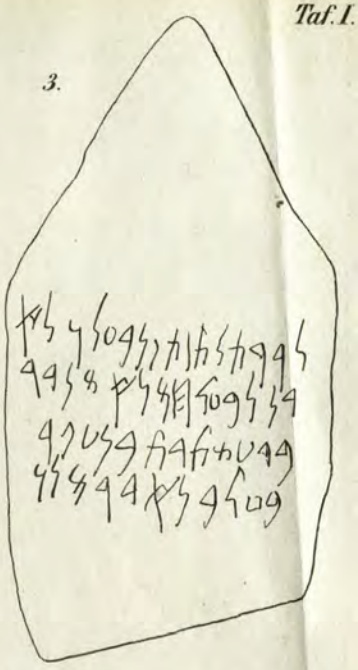
Lith. u. Druck v. August Wirth, Leipzig.

1.

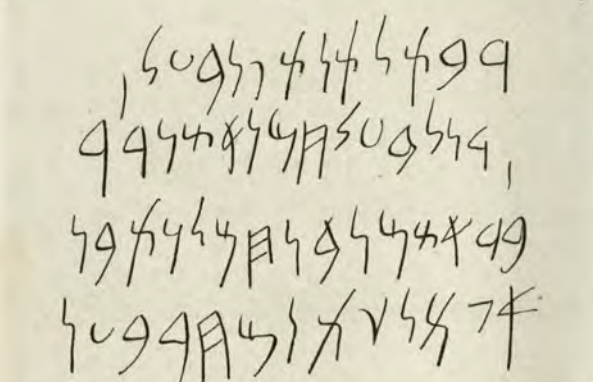
2.



3.

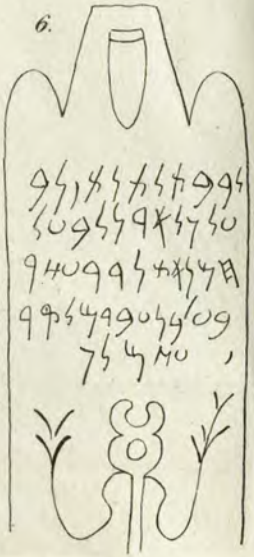


4.

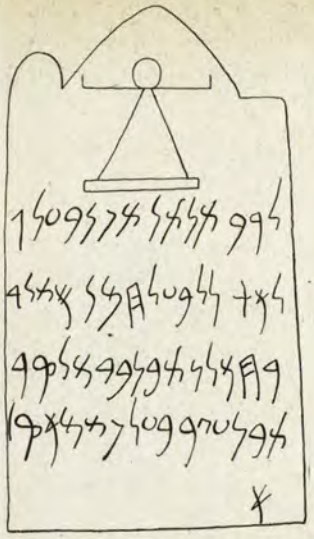


5.

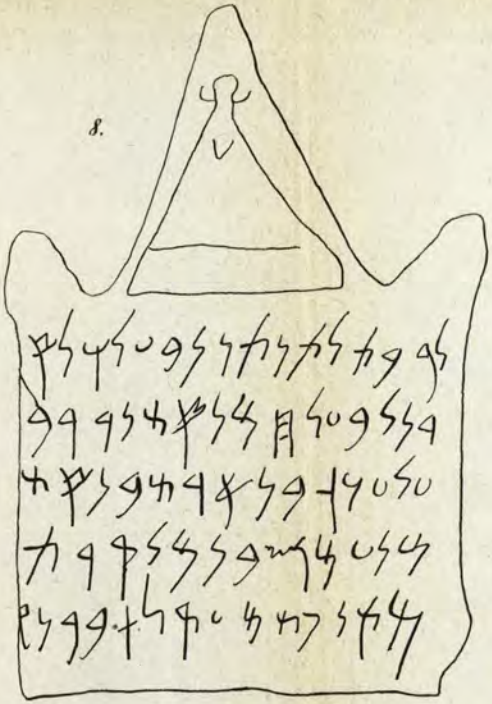
6.



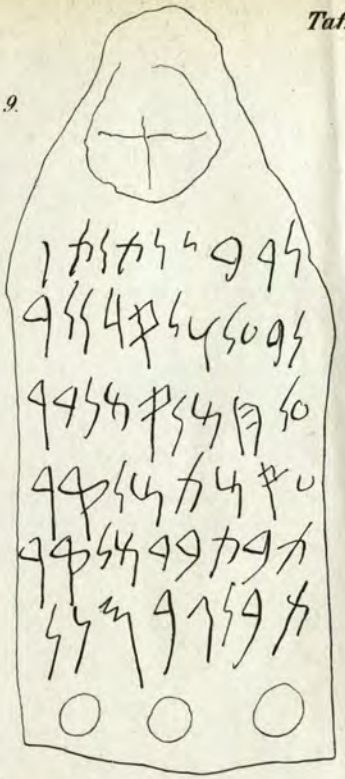
7.



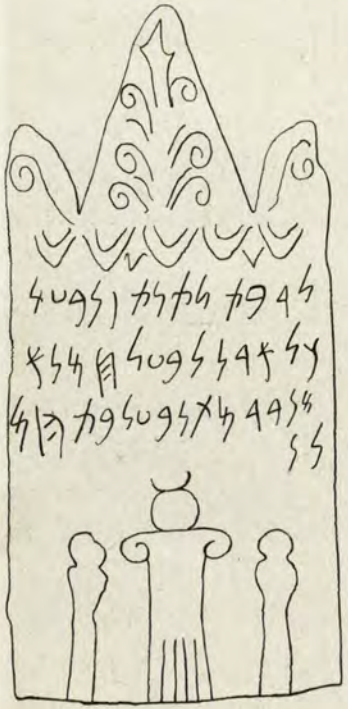
8.



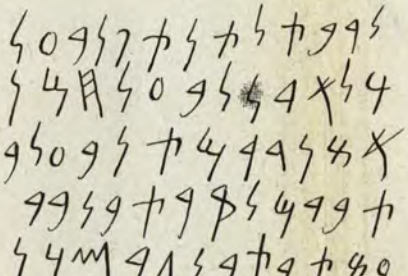
9.



10.

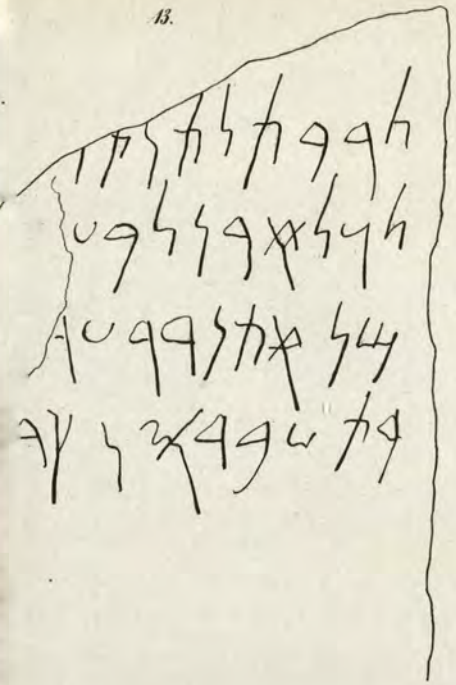


11.

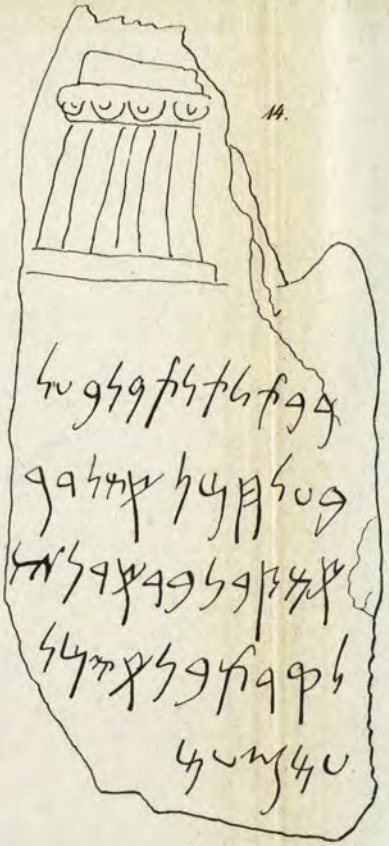


12.

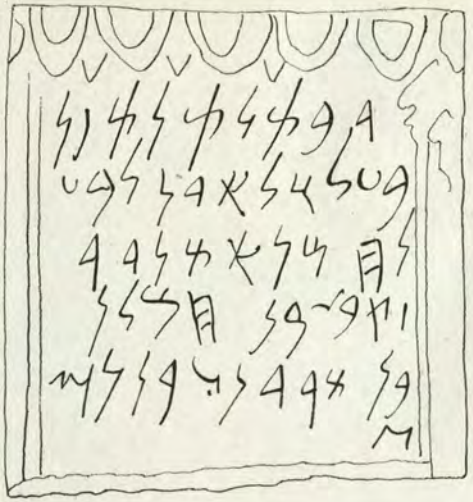
13.



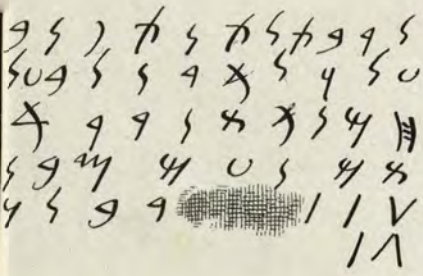
14.



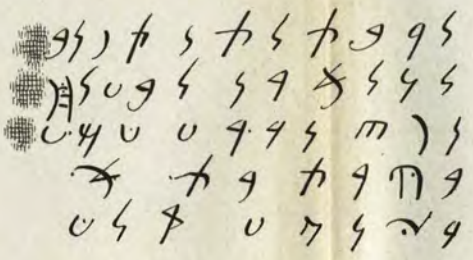
15.



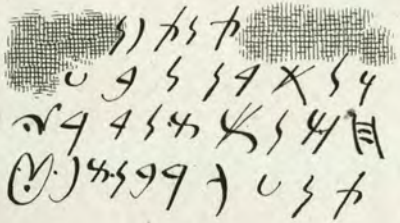
16.



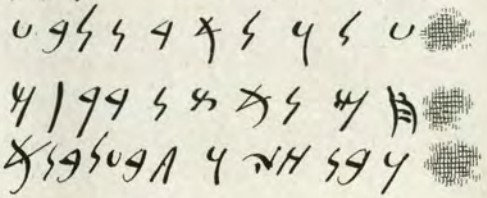
17.



18.

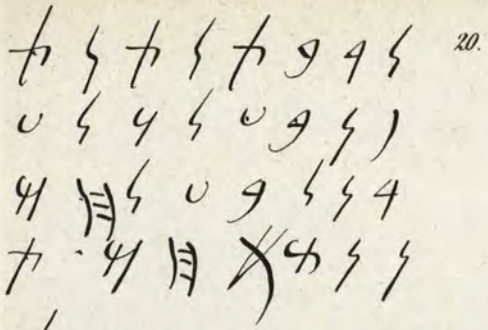


19.

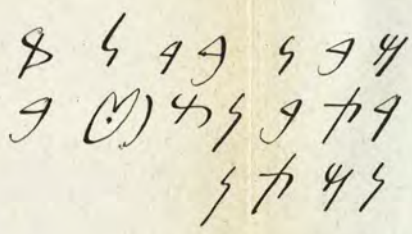


Lith. u. Druck v. F. M. Strassberger.

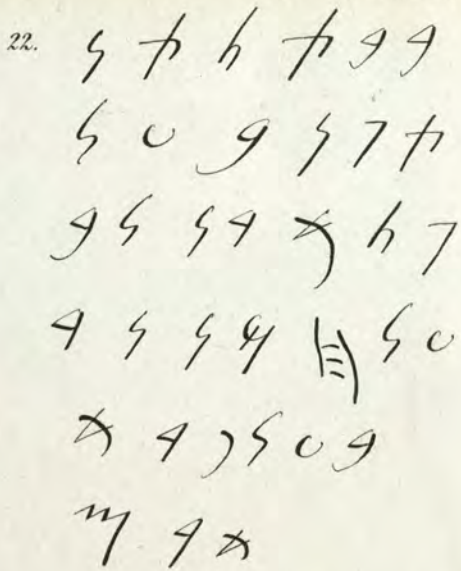
20.



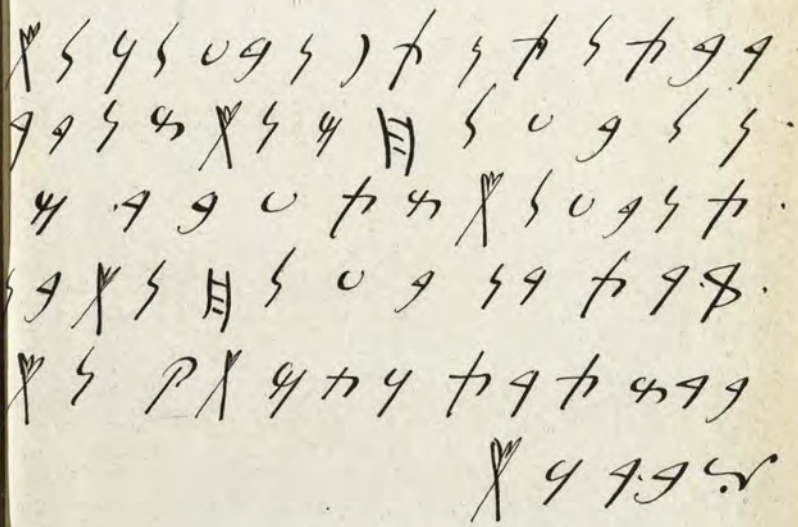
21.



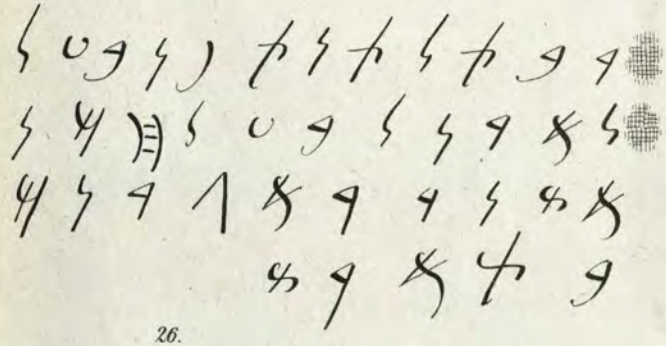
22.



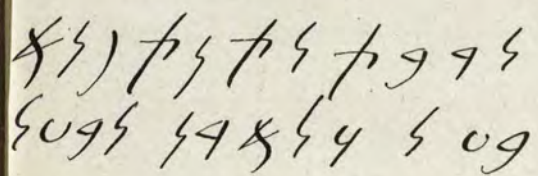
23.



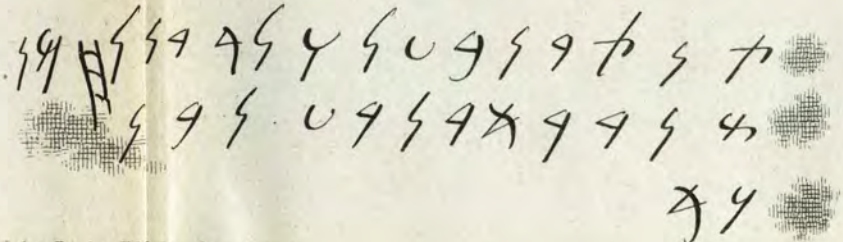
24.



25.



26.



Lith. u. Druck. v. F. M. Strassberger, Leipzig.

27.

28.

29.

30.

31.

32.

33.

34.

35.

Lith. u. Druck v. F. M. Brausberger, Leipzig.

36.

37.

38.

39.

40.

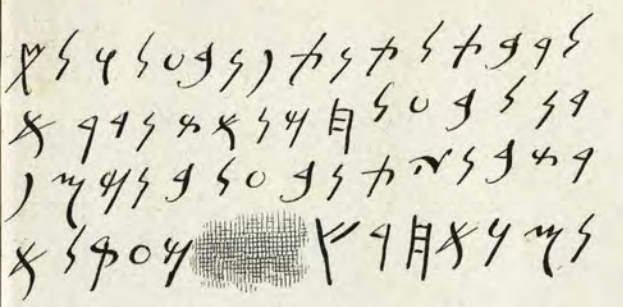
41.

42.

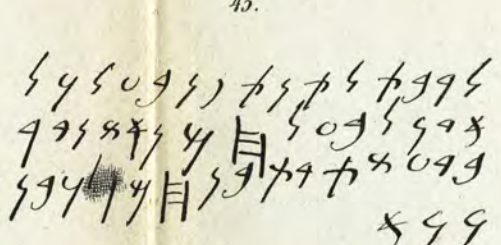
43.

Lith. u. Druck v. F. M. Strassberger, Leipzig.

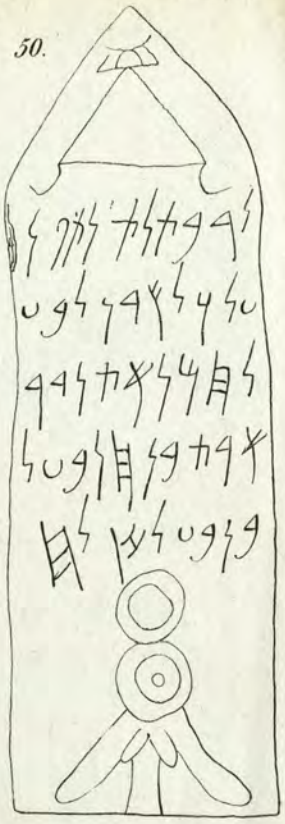
44.



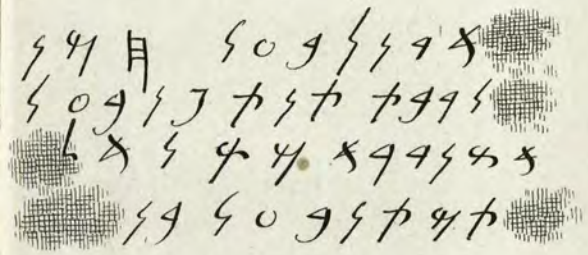
45.



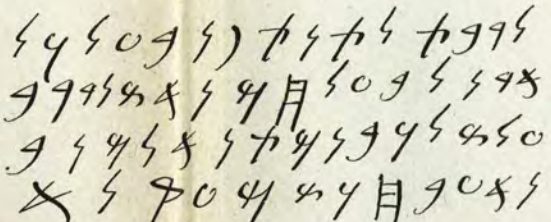
50.



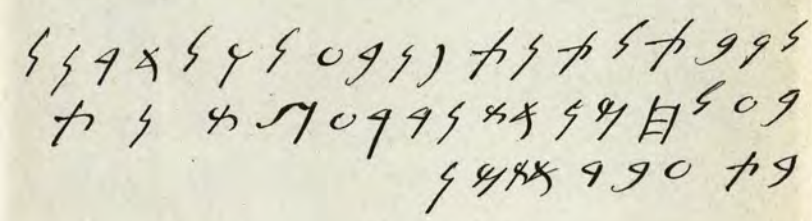
46.



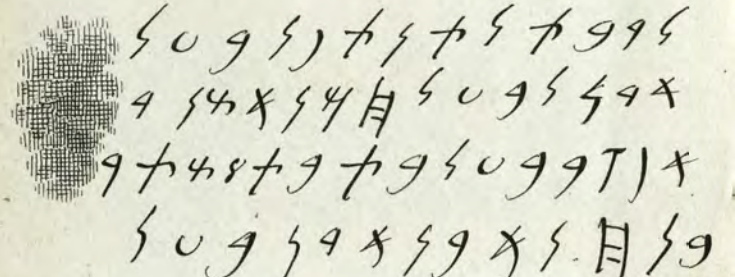
47.



48.

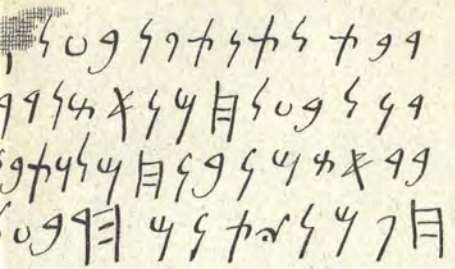


49.

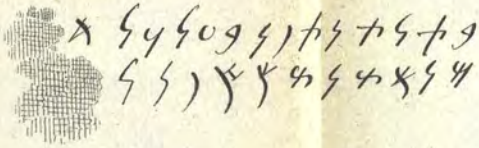


Lith. u. Druck v. F. M. Strassberger, Leipzig

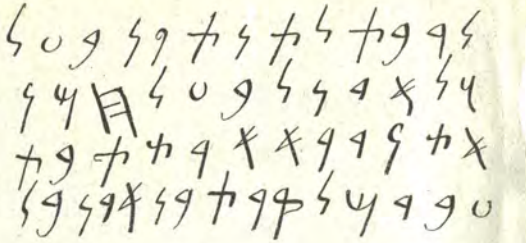
51.



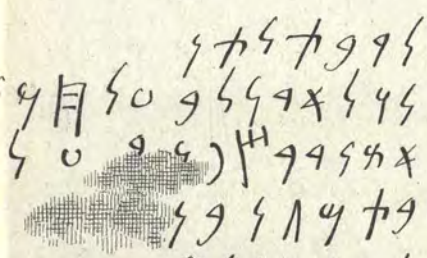
52.



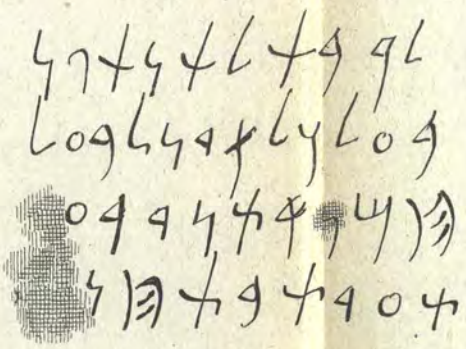
53.



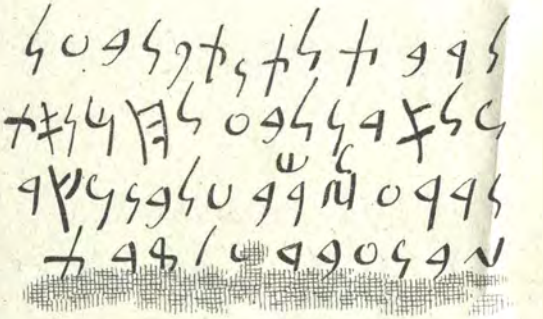
54.



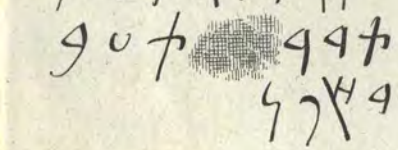
55.



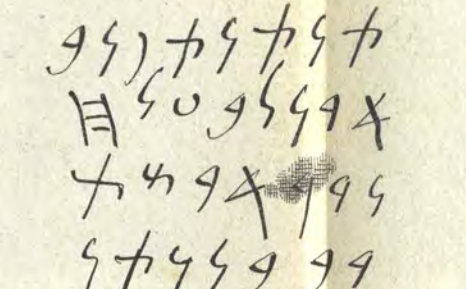
56.



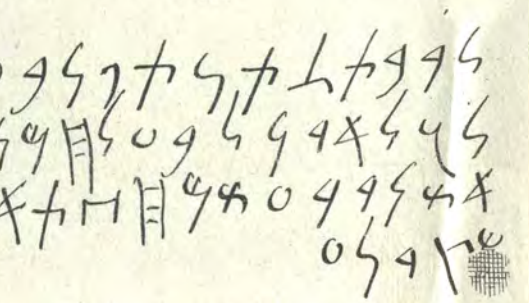
57.



58.



59.



Lith. u. Druck. v. F. M. Brasseberger, Leipzig.

4725